

Zeitgeschichte

Barbara Tuchman **Die**  
**Zimmermann**  
**Depesche**

Die unvorstellbare

Spionageaktion, die Amerika in den  
Ersten Weltkrieg trieb- »vergleichbar einem  
Thriller von Eric Ambler«

Saturday Review



Send the following telegram, subject to the terms  
on back hereof, which are hereby agreed to

GERMAN LEGATION

MEXICO CITY

130 18042 - 10401 850

18042 - 23500

3528 440 17214 6491 11310  
11518 23077 15605 3494 14938  
03024 21290  
0517 042 894

**BASTEI**  
**LÜBBE**

# Barbara Tuchman **Die Zimmermann Depesche**

Die dramatische Geschichte eines verschlüsselten Telegramms des deutschen Außenministers Zimmermann an den deutschen Gesandten in Mexiko, das vom britischen Geheimdienst dekodiert wurde und schließlich entscheidend dazu beitrug, daß die USA in den Ersten Weltkrieg eintraten.

Die amerikanische Historikerin Barbara Tuchman verbindet in dieser brillanten Darstellung exakte Geschichtsschreibung mit meisterhafter Erzählkunst. Witz und Ironie kennzeichnen den Stil ihrer historischen Bücher, die zu Welterfolgen wurden. In deutscher Übersetzung erschienen bisher die Bestseller *August 1914* (Bastei-Lübbe 65 035) und *Der ferne Spiegel*.

Deutsche Erstveröffentlichung

Zeitgeschichte

**BASTEI  
LÜBBE**

Frankreich FF 16,-  
Niederlande f 7,85

Italien L 4000  
Österreich S 45,-

**DM 5,80**

Barbara Tuchman

# Die Zimmermann Depesche

---

Aus dem Amerikanischen  
von Hans Jürgen Baron von Koskull

**BASTEI  
LUBBE**

BASTEI-LÜBBE-TASCHENBUCH  
Band 65 039

Deutsche Erstveröffentlichung  
Die Originalausgabe erschien unter dem Titel **THE ZIMMERMANN  
TELEGRAM** bei Constable & Co. Ltd., Grossbritannien 1959  
Copyright für die deutsche Ausgabe  
Gustav Lübbe Verlag GmbH, Bergisch Gladbach  
Printed in Western Germany 1982  
Einbandgestaltung: Roland Winkler  
Gesamtherstellung: Ebner Ulm  
ISBN 3-404-65039-5

Der Preis dieses Buches versteht sich einschliesslich  
der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

## Inhaltsverzeichnis

Vorwort .....	7
Vorwort zur zweiten Auflage.....	10
1. Ein abgefangenes Telegramm .....	15
2. Der kluge Kaiser und die «gelbe Gefahr» .....	45
3. «Besetzen Sie sofort die Zollstation!».....	64
4. Japan – der dritte Partner .....	85
5. «Herr von Rintelen eingetroffen, im Hintergrund Millionen . . .» .....	101
6. Viva Villa! – Made in Germany .....	132
7. «Unser Freund Zimmermann» .....	159
8. Die Falle .....	176
9. Das Telegramm geht ab .....	203
10. «Der dramatischste Augenblick in meinem Leben» .....	228
11. Das Telegramm in Washington .....	246
12. Gezwungen, es zu glauben .....	269
Anhang	
Der verschlüsselte Text des Telegramms .....	293
Literaturverzeichnis	
1) Manuskripte.....	297
2) Gedruckte offizielle Quellen.....	297
3) Zeitgenössische Quellen.....	299
4) Sekundärliteratur .....	305
Anmerkungen .....	307

## Vorwort

Dieses Buch ist ein reiner Tatsachenbericht. Alle handelnden Personen sind wirkliche Personen, und alle im Folgenden verwendeten Zitate und geschilderten Tatsachen sind durch schriftliche Unterlagen (und in wenigen Fällen durch mündliche Zeugnisse) belegt, die im Anhang aufgeführt werden.

Für die bereitwillige Unterstützung, die man mir bei meiner Arbeit gewährt hat, bin ich aufrichtig dankbar. Besonderen Dank schulde ich Mrs. Julia B. Carroll vom Diplomatie Records Branch, National Archives and Records Service, Washington, die mir geholfen hat, mich in den umfangreichen Archiven zurechtzufinden, und immer wieder bereit gewesen ist, mir die für die Beantwortung schwieriger Fragen notwendigen Unterlagen zu verschaffen. Ebenso danke ich Admiral Sir William James of Churt, Surrey, für die grosse Freundlichkeit, mit der er mir die Nachforschungen nach den Vorgängen im «Zimmer 40» ermöglicht hat, und für sein Buch *The Eyes of the Navy*, dem ich viel zu verdanken habe. Commander P.K. Kemp, der Archivar der Admiralität in Whitehall, hat mich über den Einsatz der *Telconia*, die den Auftrag hatte, Überseekabel zu kappen, unterrichtet. Mrs. Ruth Hotblack, die Sekretärin von Admiral Hall, hat mir von ihren persönlichen Erlebnissen berichtet. Der verstorbene Wildon Lloyd, Washington, D. C., hat mir die Ergebnisse seiner Untersuchungen zum Fall Szek zur Verfügung gestellt. Mr. David C. Mearns, der Chef der Manuskriptabteilung in der Kongressbibliothek, und Mr. Howard B. Gotlieb, der Bibliothekar der historischen Abteilung in der Biblio-

thek der Universität Yale haben mir die Papiere des Präsidenten Wilson und von Lensing zugänglich gemacht. Mr. Boyd C. Shafer von der American Historical Association und Mrs. Agnes F. Peterson vom Hoover Institute und der Bibliothek der Universität Stanford haben mir wichtige Hinweise auf wertvolle Quellen gegeben. Der ehrenwerte Amos J. Peaslee hat mir Einblick in seine Akten gewährt. Dr. Paul Sweet, der Chef der Abteilung für deutsche Akten im amerikanischen Aussenministerium, Miss Anne Orde vom Archiv des Auswärtigen Amts in London und Mr. Walter Fried, New York, haben mir geholfen, gewisse Unklarheiten zu beseitigen. Mr. Alfred Romney und Mr. Henry Sachs, New York, haben es mir ermöglicht, die Schwierigkeiten zu überwinden, die durch meine unvollkommenen deutschen Sprachkenntnisse entstanden sind.

Ich habe aus den verschiedensten Manuskriptsammlungen zitieren dürfen und danke Mrs. Chandler P. Anderson für das Chandler P. Anderson Diary; Mrs. Mabel Choate für den Brief des Botschafters Choate; dem Honourable Joseph C. Grew für die Überlassung seiner Unterlagen; Mr. Arthur W. Page für die Papiere und das Tagebuch des Botschafters Walter Hines Page; dem Honourable William C. Phillips für den Einblick in seine Papiere; der Houghton Library an der Universität Harvard für die Erlaubnis, die Akten Grew, Phillips und Page einzusehen, und der Universitätsbibliothek von Yale für die Einblicknahme in die Parlaments- und Polk-Akten.

Besonders danke ich der New York Society Library dafür, dass sie mir ihre Bücher, Zeitschriften, Mikrofilme und vor allem einen ruhigen Platz zur Verfügung gestellt hat, an dem ich schreiben konnte.

Schliesslich danke ich dem anonymen Rezensenten des Buchs *Russia Leaves the War* von George F. Kennan, der am 4. Januar 1957 in *Times Literary Supplement* (London) den folgenden Satz geschrie-

ben hat: «Auf keiner Ebene, die wirklich etwas bedeutet, wissen wir, weshalb Wilson den schicksalschweren Entschluss gefasst hat, mit den Vereinigten Staaten in den Ersten Weltkrieg einzutreten.» Ihn würde ich gern persönlich kennenlernen.

März 1958



## Vorwort zur zweiten Auflage

Seit Erscheinen der ersten Auflage stehen uns neue Informationen über die Entschlüsselung des Telegramms zur Verfügung. Die historischen und politischen Umstände bleiben davon jedoch unberührt. Ein bis dahin aus Sicherheitsgründen geheimzuhaltender Bericht der Nachrichtentruppe, «Das Zimmermann-Telegramm vom 16. Januar 1917 und seine Verschlüsselung» von William F. Friedman und Charles J. Mendelsohn (War Department, Office of the Chief Signal Officer, Washington, GPO, 1938), wurde 1965 freigegeben. Der Verfasser hatte 1921-47 als leitender Kryptoanalytiker für das Kriegsministerium gearbeitet, war 1941 maßgeblich daran beteiligt, den japanischen Kode zu entziffern, und ist heute der führende Fachmann auf dem Gebiet der Kryptographie in Amerika. Zu der Zeit, als ich dieses Buch schrieb, wusste ich von der Existenz des Berichts, aber obwohl ich Mr. Friedman darum bat, der mich freundlich behandelte, aber meine Fragen nicht beantwortete, durfte ich keinen Einblick in das Dokument nehmen und konnte nichts über seinen Inhalt erfahren. Heute wird meine Darstellung durch diesen Bericht augenscheinlich modifiziert, denn es hat sich herausgestellt, dass in dem Telegramm ein zweiter deutscher Geheimschlüssel mit der Nummer 0075 verwendet worden ist. Das hat auf die Entschlüsselung bestimmte Auswirkungen gehabt, die in dem Buch des ehemaligen Präsidenten der New Yorker Cipher Society, David Kahn, mit dem Titel *The Codebreakers*, analysiert werden. Nun stellt sich heraus, dass die Entschlüsselung des Telegramms in grösserem Ausmass durch die Analyse der Fachleute als mit Hilfe eines deut-

schen Kodebuches oder einer Kopie des Schlüssels gelungen ist, die den Fachleuten im «Zimmer 40» zur Verfügung standen

Ich möchte über diese Frage keine Kontroverse auslösen, habe aber im Folgenden die Berichte stehen lassen, nach denen Szek einen Schlüssel kopiert oder sich von Wassmus besorgt hat, weil trotz allem etwas Wahres an dieser Version sein kann, und sich die zweite Version auf das Zeugnis von Admiral Hall stützt: «Das deutsche Chiffrierbuch, das dieses System enthält, befindet sich in unserem Besitz, nachdem britische Stellen es aus dem Gepäck eines deutschen Konsuls mit Namen Wassmus (sic) an sich gebracht haben, der in Schiras stationiert war, während Wassmus damit beschäftigt war, eine britische Ölleitung zu unterbrechen.» Friedman und Mendelsohn bezweifeln verständlicherweise, dass man einem Agenten wie Wassmus, der einen so gefährlichen Auftrag übernommen hat, ein diplomatisches Kodebuch anvertraut. Nach neueren Erkenntnissen, die solche Zweifel zwar stützen, scheint es sich aber auch zu bestätigen, dass den Briten am Persischen Golf ein deutsches Kodebuch in die Hände gefallen ist.

Mr. C.J. Edmonds, der 1915 in Bushire am Persischen Golf amtierender britischer Vizekonsul war, hat sich nach dem Erscheinen dieses Buches veranlasst gesehen, selbst einen Bericht darüber zu veröffentlichen, was damals dort geschehen ist («The Persian Gulf Prelude to the Zimmermann Telegram», *Journal of the Royal Central Asian Society*, Januar 1960). Danach hat die Flucht von Wassmus das britische Konsulat in Bushire, zu dessen Beamten auch er gehörte, veranlasst, den deutschen Konsul, Dr. Helmuth Listemann, widerrechtlich festzunehmen. In seinem persönlichen Gepäck fand man «eingewickelt in mehreren langen wollenen Unterhosen zwei ‚Verschlüsselungswörterbücher‘.» Mr. Edmonds schreibt, das Vorgehen gegen Wassmus und die Festnahme von Listemann

hätten zu der gleichen, aus zwei Teilen bestehenden Operation gehört. Er fügt hinzu, der erste Teil sei öffentlich bekanntgegeben worden, der zweite «aus verständlichen Gründen» nicht. Das erklärt vielleicht die Aussage von Admiral Hall. Da die Festnahme von Listemann illegal war, hat er sie vielleicht mit Schweigen übergehen wollen und behauptet, die Verschlüsselungsunterlagen seien im Gepäck von Wassmus gefunden worden. Wie wir aus zahlreichen neueren Berichten über die Spionagetätigkeit im Zweiten Weltkrieg wissen, findet sich die Wahrheit oft nicht in den offiziellen Akten, wohl aber eine zur Tarnung erfundene zweite Version des Vorgangs.

Nach dem Zweiten Weltkrieg sind die erbeuteten Archive des deutschen Auswärtigen Amts auf Mikrofilm aufgenommen und klassifiziert worden. Das ermöglichte die Anfertigung einer Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen über die deutsch-japanischen Friedensverhandlungen von 1915/16 und die Erklärung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges vom Januar 1917, und zwar zu einer Zeit, als dieses Buch schon geschrieben war. Unter anderem handelt es sich um folgende Veröffentlichungen: Gerhard Ritter, *Die Tragödie der Staatskunst: Bethmann Hollweg als Kriegskanzler 1914-17*, (München 1964); eine französische Studie über die erbeuteten Akten von André Scherer und Jacques Grunewald, *L'Allemagne et les problèmes de la paix; Bd. I, Des Origines à la déclaration de la guerre sous-marine à outrance. Août 1914-31 – Janvier 1917*, (Paris 1962); einen Artikel von Professor Frank W. Iklè, «Japanese-German Peace Negotiations During World War I», *American Historical Review*, Oktober 1965. Durch diese Veröffentlichungen gewinnen wir neue Erkenntnisse, aber an dem, was wir schon wussten, als ich mein Buch verfasste, hat sich nichts Wesentliches geändert.

Dr. Friedrich Katz hat in seinem Buch *Deutschland, Diaz und die*

*mexikanische Revolution; die deutsche Politik in Mexiko 1870-1920*, (Berlin 1964) bestätigt, dass der Legationsrat im deutschen Auswärtigen Amt, von Kemnitz (Vorname unbekannt), als erster auf die Idee gekommen ist, dieses Telegramm abzuschicken. Die Ergebnisse der Nachforschungen von Katz sind dem amerikanischen Leser von Professor Arthur S. Link im 5. Band seiner Biographie von Wilson (1965) zugänglich gemacht worden. Dr. Katz erwähnt es zwar nicht, aber Professor Moritz J. Bonn hat im Oktober 1918 in der deutschen Presse mitgeteilt, welche Rolle von Kemnitz in diesem Zusammenhang gespielt hat. Als Kandidat der Deutschen Volkspartei bei den Reichtagswahlen von 1920 hat auch Kemnitz selbst das bestätigt. Ich habe diese bis dahin ganz unbekannte Persönlichkeit nicht erwähnt, denn immerhin war Zimmermann für die Absendung des Telegramms verantwortlich, und man wusste zu wenig über Kemnitz, als dass es notwendig gewesen wäre, seinen Namen zu nennen. Er wird als Spezialist des deutschen Aussenministeriums für den Fernen Osten und für Lateinamerika bezeichnet. Hier besteht eine gewisse Unklarheit, wahrscheinlich weil Dr. Katz das eine Professor Link das andere behauptet.

Dr. Katz erwähnt aber noch einen anderen wichtigen Umstand und berichtet, dass Zimmermanns Vorschlag seinerzeit von den obersten Stellen in Deutschland begeistert aufgenommen worden sei. Das beweise das erneute Bündnisangebot nach dem durch das Telegramm ausgelösten Fiasko an Mexiko, das Carranza durch einen Vertreter des Oberkommandos überbracht wurde.

Barbara W. Tuchman  
Mai 1966.

## 1. Ein abgefangenes Telegramm

Die erste Rohrpostsendung an jenem Morgen fiel mit dem üblichen klappernden Geräusch in den Drahtkorb, und nichts liess darauf schliessen, dass es sich um eine besonders wichtige Nachricht handelte. Der wachhabende Offizier beim Nachrichtendienst der britischen Flotte öffnete die Patrone und untersuchte den abgefangenen deutschen Funkspruch, ohne etwas Auffälliges festzustellen. Als er auf den ersten Blick erkannte, dass der Text nicht im Marinekode abgefasst war, schickte er das Telegramm an die politische Abteilung in das Geheimplatz, ohne sich etwas dabei zu denken. Es war der 17. Januar 1917. Der unter für beide Seiten unsagbar hohen blutigen Verlusten geführte Krieg dauerte nun schon 30 Monate und hatte seinen Höhepunkt überschritten, ohne einem der beiden Gegner entscheidende Vorteile gebracht zu haben.

In dem am sorgfältigsten abgeschirmten Raum von Whitehall, dem Zimmer 40, arbeiteten an jenem Morgen zwei Zivilisten, die in der Abteilung für Kryptographie Dienst taten. Es waren der hochgewachsene, grauhaarige, 46 Jahre alte Gelehrte, Reverend William Montgomery, und Nigel de Grey, ein einunddreissigjähriger Verleger aus dem Verlagshaus William Heinemann.<sup>1</sup> Sie ahnten beide nicht, dass sich vor ihren Augen ein Ereignis von historischer Tragweite vorbereitete. De Grey öffnete das Telegramm und sah sich die in Vierer-, Fünfer- und vereinzelt Dreiergruppen angeordneten Zahlenkombinationen an. Nichts deutete darauf hin, dass sich in diesem unregelmässigen Durcheinander der Schlüssel für die Überwindung des toten Punktes in diesem Krieg

verbarg. Es fiel de Grey nur auf, dass die Nachricht ungewöhnlich lang war; nach seiner Schätzung waren es mehr als 1'000 verschlüsselte Zifferngruppen.

Der graue Morgen war so trostlos wie die Zukunftsaussichten Grossbritanniens, so trübe wie dieser ganze Kriegswinter. Die grauisigen Verluste an der Somme – 60'000 Briten an einem einzigen wahnsinnigen Tag, mehr als eine Million auf beiden Seiten in der nun schon fünf Monate dauernden Schlacht – waren umsonst gewesen. Der Durchbruch durch die Hindenburglinie war nicht gelungen. So war es in diesem ganzen Krieg gewesen: Die Soldaten waren regimenterweise geopfert worden, allein bei Verdun eine halbe Million, ohne dass es einer Seite gelungen wäre, einen strategischen Vorteil zu erringen. Die Gegner standen einander gegenüber wie kämpfende Hirsche, deren Geweihe sich ineinander verfangen hatten. Die Franzosen waren ausgeblutet, Russland lag in den letzten Todeszuckungen, und Rumänien, das sich erst später auf die Seite der Alliierten gestellt hatte, war vernichtend geschlagen und vom Feind überrollt.

Dem Gegner ging es nicht besser. Die Deutschen ernährten sich fast nur noch von Kartoffeln, zogen Fünfzehnjährige zum Kriegsdienst ein und versuchten mit immer härteren Massnahmen die Risse zu kitten, die sich in der Struktur der Autorität des Kaiserreichs zu zeigen begannen. Das vor wenigen Wochen erfolgte deutsche Angebot für Friedensverhandlungen war nur ein Täuschungsmanöver gewesen; darauf angelegt, abgewiesen zu werden, um es der Obersten Heeresleitung zu ermöglichen, der Heimatfront und dem schwankenden Österreich-Ungarn grössere Ausdauer und schwerere Opfer abzuverlangen. Im Zimmer 40 vermutete man, der Gegner verbinde mit seinem Verhalten bestimmte Nebenabsichten, denn nichts wies darauf hin, dass die deutsche Führung weniger entschlossen den totalen Sieg anstrebte als die Alliierten. Der Siegeswille Grossbritanniens war un-

gebrochen, aber es fehlte an Geld und, was noch schlimmer war, an Ideen. Neue Befehlshaber liessen alles im alten Trott weiterlaufen und überlegten sich nicht, ob sie an der Westfront eine Grossoffensive beginnen sollten. Sie wechselten nur die Stellen, an denen sich ihre Soldaten die Köpfe einrannten. Ein Ende war nicht abzusehen.

Montgomery und Grey prüften die entstehenden Zifferngruppen, die sie in einen verständlichen Text verwandeln sollten. Dabei erwarteten sie nichts anderes als die Fortsetzung der langatmigen Korrespondenz, die in letzter Zeit zwischen Berlin und Washington über einen Verhandlungsfrieden geführt worden war. Das war das mit grosser Sehnsucht herbeigewünschte Ziel des Präsidenten Wilson. Er bemühte sich nach Kräften, den Krieg zu beenden, und suchte, von Scheuklappen in seiner Sicht behindert und blind gegenüber dem absoluten Mangel an Kompromissbereitschaft auf beiden Seiten, nach Möglichkeiten für einen Verständigungsfrieden. Berlin liess ihn weiterreden, um die Vereinigten Staaten neutral zu halten; aber sein Gerede verbitterte die Alliierten. Sie brauchten Amerika nicht als Vermittler, sondern erwarteten seine Hilfe als frische und unverbrauchte Kraft, denn nur auf diese Weise liess sich eine Entscheidung erzwingen. In Amerika gab es alles, was die erschöpften Verbündeten brauchten; die Vereinigten Staaten konnten ihnen Waffen, Geld, Schiffe und Menschen zur Verfügung stellen, aber Wilson rührte sich nicht. Starr blickte er durch seine Brillengläser auf beide Seiten und gab ihnen professorale Verhaltensmassregeln. Nichts schien Amerika zum Eintritt in den Krieg bewegen zu können, bevor sich Europa nicht vollständig und unwiederbringlich verausgabt hatte.

Grey betrachtete die oberste Zifferngruppe des Telegramms, 13042, und erkannte sie als Variante von 13040, der Kennziffer des deutschen diplomatischen Depeschenschlüssels.<sup>2</sup> Er wies Mont-

gomery darauf hin, der nun den Panzerschrank aufschloss und ihm ein Buch entnahm, das er behandelte wie eine Flasche mit der Aufschrift «Gift». Auf dem Buchdeckel war zwar kein Totenkopf mit gekreuzten Knochen abgebildet, aber man hatte den Meeresboden abgesucht, Blut, Leben und Ehre aufs Spiel gesetzt, um an dieses Buch heranzukommen. Es war eine Rekonstruktion des deutschen Signalbuchs für die Chiffre 13040. Ein zweites Buch, das Montgomery aus dem Panzer schrank holte, enthielt alle Varianten des Depeschenschlüssels, die das Zimmer 40 bisher zusammengetragen hatte. Hunderte von Funksprüchen waren sorgfältig analysiert und verglichen worden, um alle Möglichkeiten zu erfassen und einen Schlüssel zur Lösung von Fällen wie dem jetzt vorliegenden zu finden.

Zunächst versuchten die Entschlüsselungsfachleute, die Unterschrift zu entziffern, denn sie konnte ihnen vielleicht einen Hinweis auf den Inhalt der Nachricht geben. Die vorletzte Zifferngruppe in der letzten Reihe bestand aus den Zahlen 97556, lag also über 90'000. Zahlen dieser Grössenordnung wurden gewöhnlich für die Verschlüsselung von Namen oder seltenen Spezialausdrücken verwendet. Ihre Bedeutung wurde nach dem Aufsetzen des Hauptteils der Nachricht in einem Nachtrag erläutert. Ausgehend von früheren Rekonstruktionen im Kodebuch konzentrierten sich Montgomery und de Grey jetzt auf die Zifferngruppe 97556. Wie von einem Zauberstab berührt, verwandelten sich die Zahlen in den Namen des ihnen wohlbekannten Staatssekretärs im deutschen Auswärtigen Amt, Zimmermann.

Nun suchten sie am Anfang des Textes nach dem Namen des Empfängers, aber die ersten Worte, die sie entschlüsseln konnten, lauteten: «Ganz geheim». Dann hiess es: «Ausschliesslich, zur persönlichen Kenntnisnahme durch Eure Exzellenz». Da das Telegramm an Washington gerichtet war, musste es sich bei Seiner Ex-



zellenz um den deutschen Botschafter, Graf von Bernstorff, handeln.

Zunächst hatten Montgomery und de Grey den Eindruck, es sei eine reine Routineangelegenheit, doch dann stiessen sie ganz unerwartet auf das Wort «Mexiko». Das erregte ihr Interesse, und sie arbeiteten mit erhöhter Aufmerksamkeit weiter. Sie entschlüsselten das Wort «Bündnis» und etwas später zu ihrem Erstaunen das Wort «Japan», das später in der Wendung «zwischen uns und Japan» wiederkehrte. Die beiden Fachleute blickten sich verwundert an. Sollte es möglich sein, dass sich Japan, eine der alliierten Mächte, auf die Seite des Gegners stellen wollte? Sie verdoppelten ihre Anstrengungen und beugten sich konzentriert über ihre Arbeit. Man hörte nur noch das Rascheln der Seiten des Kodebuchs, während sich die leeren Blätter vor ihnen mit Worten füllten, die immer wieder überprüft und verworfen wurden, bis nach zwei Stunden trotz einiger Lücken ein verständlicher Klartext vorlag.

Er bestand aus zwei Teilen, denn der abgefangene Funkspruch enthielt zwei Telegramme. Das erste und längere war an Bernstorff gerichtet. Es unterrichtete ihn von der Absicht der deutschen Regierung, am 1. Februar den uneingeschränkten U-Boot-Krieg wieder aufzunehmen. Die Alliierten rechneten schon seit Monaten damit und fürchteten diese Entscheidung. «Uneingeschränkt» bedeutete, dass den U-Boot-Kommandanten erlaubt werden sollte, alle neutralen und feindlichen Handelsschiffe innerhalb des Kriegsgebiets ohne Warnung zu versenken. Bernstorff wurde angewiesen, die Regierung der Vereinigten Staaten nicht vor dem 1. Februar davon in Kenntnis zu setzen, dem Tage, an dem die ersten Torpedos abgeschossen werden sollten. Da die Deutschen damit rechneten, dass Amerika auf den Einsatz der U-Boote mit dem Kriegseintritt reagieren werde, hatten sie das zweite Telegramm abgeschickt. Es bestand aus 155 Zifferngruppen und trug die

Überschrift: «Berlin an Washington. W 158. 1. Januar 1917. Ganz geheim. Zur ausschliesslich persönlichen Information Eurer Exzellenz und Weitergabe an kaiserlichen Gesandten in Mexiko auf sicherem Wege.»<sup>3</sup>

Die Anweisung an den kaiserlich deutschen Gesandten in Mexiko, von Eckhardt, trug die Überschrift «Telegramm Nr. 1». Die bis dahin entschlüsselte, unvollständige Fassung lautete:

WIR BEABSICHTIGEN, AM 1. FEBRUAR UNEINGESCHRÄNKTEN U-BOOT-KRIEG ZU BEGINNEN. ES WIRD VERSUCHT WERDEN, VEREINIGTE STAATEN TROTZDEM NEUTRAL ZU ERHALTEN ... (?) FÜR DEN FALL, (DASS DIES?) NICHT (GELINGEN SOLLTE?), SCHLAGEN WIR (MEXIKO) AUF FOLGENDER GRUNDLAGE BÜNDNIS VOR. (GEMEINSAME) KRIEGFÜHRUNG. (GEMEINSAMER) FRIEDENSSCHLUSS ... SIE WOLLEN VORSTEHENDES DEM PRÄSIDENTEN (VON MEXIKO – Anm. der Redaktion) STRENG GEHEIM ERÖFFNEN . . . KRIEGBAUSBRUCH MIT VEREINIGTEN STAATEN (FESTSTEHT?) . . . (ANREGUNG . . .) (JAPAN) . . . UND GLEICHZEITIG ZWISCHEN UNS UND JAPAN ZU VERMITTELN . . . PRÄSIDENTEN DARAUF HINWEISEN (?), DASS . . . UNSERE U-BOOTE . . . ENGLAND IN WENIGEN MONATEN ZUM FRIEDEN ZWINGEN. EMPFANG BESTÄTIGEN.

ZIMMERMANN.<sup>4</sup>

Die Entschlüsseler konnten die Bedeutung der Depesche zuerst kaum fassen. Zimmermann hatte dem Zimmer 40 das Instrument geliefert, die Vereinigten Staaten zum Handeln zu zwingen. Mexiko war Amerikas wichtigstes Investitionsgebiet im Ausland, zugleich aber ein politischer Hauptunruheherd. In den vergangenen drei Jahren waren amerikanische Truppen zweimal mit Waffenge-

walt auf mexikanisches Gebiet vorgestossen. Gegenwärtig waren 12'000 Mann unter General Pershing in Mexiko gebunden. Dazu war Japan für die Vereinigten Staaten Anlass zu äusserster Beunruhigung. Unter diesen Umständen musste der aufsehenerregende Vorschlag Zimmermanns, den man jetzt im Äther aufgefangen hatte, die Amerikaner wie mit Dynamit aus ihrer Neutralität sprengen.

Zunächst war es den Fachleuten nicht gelungen, eine Folge von 30 Zifferngruppen zu entschlüsseln. Sie konnten nicht ahnen, dass diese Passage das brisanteste Material enthielt. Erst nach Wochen geduldiger, unermüdlicher Arbeit konnten sie diesen Teil des Funkspruchs im Klartext vorlegen. Er enthielt die Zusage Deutschlands, Mexiko für den Fall zu unterstützen, dass es «das in Texas, Arizona und Neu-Mexiko verlorene Gebiet zurückerobert». Diese Lage erforderte unverzügliches Handeln. Hier musste der *Director of Naval Intelligence* (DNI), Admiral Hall, eingeschaltet werden. Montgomery beeilte sich, ihn zu holen. Als er zurückkam, betrat vor ihm ein kleiner, frisch aussehender Mann in Admiralsuniform mit festen Schritten den Raum. Die leibliche Gegenwart von Admiral Sir William Reginald Hall weckte bei manchen Männern die Neigung, sich als Helden aufzuspielen. Als Grey aufstand und dem Admiral schweigend die engbeschriebenen Blätter reichte, hatte er das Gefühl, an einer bedeutenden historischen Entscheidung mitzuwirken.<sup>5</sup>

«Also Zimmermann!» sagte der Admiral, während er die Zeilen überflog. Dabei beschleunigte sich sein Augenzwinkern, das ihm den Spitznamen «der Blinzler» eingetragen hatte. Die Haltung des kleinen, stämmigen Mannes schien sich noch zu versteifen. Seine strahlenden blauen Augen leuchteten auf und sein schütterer weisser Haarkranz sträubte sich um die rötliche Glatze. Er sah aus

wie eine dämonische Karikatur des Mr. Punch in der gleichnamigen satirischen Zeitschrift.

Hall erkannte sofort, dass er die Warnung vor einer tödlichen Gefahr, vielleicht aber auch die Ankündigung eines Wunders in Händen hielt. Nur das Wunder des amerikanischen Kriegseintritts konnte die Gefahr des uneingeschränkten U-Boot-Krieges bannen, der, einmal entfesselt, möglicherweise die von den Deutschen erhofften Auswirkungen haben würde.<sup>6</sup> In diesem Fall wären die Alliierten von ihren Versorgungsbasen abgeschnitten, bevor die Amerikaner Zeit fanden, ihre Streitkräfte mobilzumachen, auszubilden und ihnen zu Hilfe zu schicken. Das war der Einsatz, um den die Deutschen spielten.

Hall wusste seit Monaten, dass es dazu kommen musste, denn die U-Boot-Waffe eignete sich nicht für die ehrenvollen Kampfmethoden, die Präsident Wilson für angemessen hielt. Sein Verlangen, jedes U-Boot sollte vor dem Angriff auftauchen und den Gegner warnen, würde es zur Zielscheibe für den Feind und damit wirkungslos machen. Hall wusste, dass die Deutschen auf die von Wilson geforderten Beschränkungen nicht eingegangen waren, weil sie sich der moralischen Kraft seiner diplomatischen Noten beugten, sondern weil sie nicht über genügend U-Boote verfügten, um die Entscheidung zu erzwingen. In den Kieler Werften wurde, und auch das wusste Hall, Tag und Nacht mit voller Kraft gearbeitet, um möglichst schnell die 200 U-Boote zum Einsatz zu bringen, die Deutschland brauchte, um ein gewaltiges «Verdun» auf hoher See zu entfesseln, mit dem Grossbritannien auf die Knie gezwungen werden sollte. Das heute abgefangene Telegramm zeigte, dass die 200 U-Boote bald zur Verfügung stehen würden.

«Noch zwei Wochen», sagte Hall. Es waren noch zwei Wochen bis zum 1. Februar, dem Tag, den Zimmermann in seinem Telegramm genannt hatte, bis dahin würden die Kriegsanstrengungen Grossbritanniens – schon jetzt drohte die britische Lebensader, der

Nachschub zur See von Persien zum Kanal, zusammenzubrechen – den schwersten Belastungen ausgesetzt werden. «England in wenigen Monaten zum Frieden zu zwingen . . .» lauteten Zimmermanns Schlussworte. Hall wusste, das war keine leere Drohung.

Seine Gedanken eilten voraus; Hall versuchte, sich in die Lage der Deutschen zu versetzen. Sie hatten ein verzweifelttes Glücksspiel begonnen; sie wussten, der uneingeschränkte U-Boot-Krieg konnte den widerstrebenden Drachen im Weissen Haus aus seiner Höhle locken. Aber offensichtlich waren sie überzeugt, die Amerikaner könnten durch ihre Mobilmachung das Wettrennen gegen die Versenkung ihrer Schiffe durch deutsche U-Boote nicht gewinnen. Es bestand sogar die Möglichkeit, dass die Vereinigten Staaten überhaupt nicht zu den Waffen griffen, und das hätte dieses Wagnis gerechtfertigt. Doch Hall hielt das geeignete Mittel in den Händen – Herr Zimmermann hatte es ihm zur Verfügung gestellt –, mit dessen Hilfe sich die amerikanische Entscheidung herbeiführen liess.

Hall begriff nur zu gut, weshalb Zimmermann das Telegramm abgeschickt hatte. Sollte Amerika die Androhung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges mit der Kriegserklärung an Deutschland beantworten, wollte Zimmermann den Vereinigten Staaten auf ihrer Seite des Atlantiks so grosse Schwierigkeiten bereiten, dass sie gezwungen wären, ihr ganzes Kriegspotential hier einzusetzen. Das war ein klug eingefädelter Plan, der sowohl Mexiko als auch Japan einbezog, die beiden Staaten, deren lange Feindschaft gegenüber den U.S.A. die besten Voraussetzungen für einen Überraschungsangriff bot. Wie richtig und zweckmässig! Wie zutreffend war diese Lagebeurteilung!

«O ja, die Deutschen sind schlau», dachte Hall und lächelte in sich hinein, «aber sie sind nicht schlau genug, um daran zu den-

ken, dass ihr Gegner auch gerissen sein könnte.» Im Vertrauen darauf, dass ihr Geheimschlüssel nicht entziffert werden könnte – denn er war ja das Produkt des deutschen Erfindergeistes – hatten sie ihn seit Kriegsbeginn nicht verändert. Sie hielten es für ausgeschlossen, dass der Gegner ihre verschlüsselten Funksprüche dechiffrieren könnte. Im Kriege darf man sich niemals auf Vermutungen stützen, überlegte Hall und war glücklich darüber, dass jeder deutsche Funkspruch, der aus dem Äther aufgefangen wurde, im Zimmer 40 gelesen werden konnte.

Während der Admiral in sein Büro zurückging, wurde es ihm bewusst, dass er das Aussenministerium verständigen musste, und dieser Umstand trübte seine gute Laune. Die Vorstellung, die Geheimnisse des Zimmers 40 mit anderen teilen zu müssen, verband sich mit der Sorge, die Deutschen könnten Wind davon bekommen. Ihn belastete das gleiche Problem, mit dem alle in den Nachrichtendiensten arbeitenden Leute zu kämpfen haben: Wie liess sich eine solche Nachricht verwerten, ohne dass bekannt wurde, dass man den gegnerischen Code kannte?

Es ist schon vorgekommen, dass Armeen in einer ähnlichen Lage die eigenen Truppen nicht auf Feindbewegungen aufmerksam gemacht haben, weil eine solche Warnung nur mit Kenntnis des gegnerischen Codes möglich gewesen wäre. Nun überlegte Hall, wie man die Amerikaner vom Inhalt des Zimmermann-Telegramms unterrichten sollte, ohne die äusseren Umstände preisgeben zu müssen. Den blossen Behauptungen des britischen Aussenministeriums würden sie keinen Glauben schenken. Sie würden lästige Fragen stellen. Erfuhren jedoch die Deutschen, dass das Zimmer 40 ihren Code entschlüsselt hatte, würden sie ihn nie wieder verwenden. Der gesamte empfindliche Abhörapparat, der unter Verwendung zahlloser Funksprüche über zweieinhalb Jahre

mühsam aufgebaut worden war, verlöre dann jede Möglichkeit weiterzuarbeiten. Es könnte Jahre dauern, einen neuen Kode zu entschlüsseln, wie es auch Jahre gekostet hatte, mit der Intelligenz und Phantasie weniger Männer unter dem Einsatz des Lebens anderer und monatelanger geduldiger, unermüdlicher Arbeit diesen ersten Kode zu dechiffrieren. Die Preisgabe dieses Geheimnisses durfte Hall nicht riskieren.

Das Zimmer 40 verdankte seine Existenz einer Initiative in den ersten Stunden nach Kriegsausbruch. Grossbritannien war am 4. August 1914 um 0.00 Uhr in den Krieg eingetreten. Am folgenden Morgen, noch vor Sonnenaufgang, glitt ein Schiff langsam durch den über der Nordsee liegenden Nebel, bis es eine Position wenige Seemeilen vor Emden erreicht hatte, wo die holländische Küste auf die deutsche stösst. Noch im Halbdunkel fing die Besatzung an, auf seltsame Weise, doch offenbar sehr zielbewusst zu fischen. Schwere Enterhaken wurden ins Wasser geworfen und über den Meeresgrund geschleppt. Was man herausholte, sah aus wie ein Aal, an dem Schlamm und Algen hingen. Als es gegen die Bordwand klatschte, gab es ein metallisches Geräusch. Das Manöver wiederholte sich ein paarmal. Immer wieder wurden die aalähnlichen Gebilde durchtrennt und ins Wasser zurückgeworfen.

Es waren die deutschen Transatlantik-Seekabel. Fünf lagen im Englischen Kanal auf Grund, eines führte nach Brest in Frankreich, eines nach Vigo in Spanien, eines nach Teneriffa in Nordafrika und zwei über die Azoren nach New York. Sie wurden alle vom britischen Kabeldampfer *Telconia* gekappt.<sup>7</sup> Das Schiff musste nicht ins Mittelmeer weiterfahren, denn die dort liegenden Kabel befanden sich in britischem Besitz. Nach wenigen Tagen kehrte die *Telconia* in die Nordsee zurück. Um eine Reparatur unmöglich zu machen, hatte sie lange Teile der durchtrennten Kabel an Bord

geholt und mitgenommen. Das war die erste Offensivoperation Grossbritanniens in diesem Krieg, und sie sollte tödlichere Folgen haben, als man es sich 1912, zur Zeit der Planung für dieses Unternehmen, im *Committee of Imperial Defence* hatte vorstellen können.<sup>8</sup> Zwei Jahre hatte der Befehl für das Kappen der Kabel in den Akten der Admiralität geschlummert, bis das deutsche Heer am Morgen des 4. August 1914 mit Pickelhauben und blankgeputzten Stiefeln die belgische Grenze überschritt. An jenem Tag, mit dem eine Welt versank, entsann sich irgendjemand des Befehls, holte ihn aus den Akten und schickte ihn dem Postministerium. Um Mitternacht, als das britische Ultimatum wegen der Verletzung der belgischen Neutralität offiziell ablief, war die *Telconia* schon unterwegs.

Nachdem das Schiff seine Arbeit getan hatte, verfügte Deutschland nur noch über ein einziges Kabel.<sup>9</sup> Es verband Westafrika mit Brasilien und war überwiegend amerikanisches Eigentum. Kurze Zeit konnte Deutschland noch Funksprüche nach Afrika absetzen, um sie von dort nach Südamerika und weiter in die Vereinigten Staaten übermitteln zu lassen. Weil die britische Regierung die Vereinigten Staaten nicht durch die Unterbrechung des Kabels verärgern wollte, trug der Vorgänger von Hall, Admiral H.F. Oliver, sein Problem unmittelbar der Eastern Telegraph Company vor. Das war die Gesellschaft, der die Kabel im Mittelmeer gehörten. Sie liess in aller Stille ihre Beziehungen spielen und machte Admiral Oliver wenige Wochen später die freudige Mitteilung, die Angelegenheit sei zufriedenstellend geregelt: 30 Meilen der Strecke Liberia-Brasilien lagen in ihren eigenen Kabelbehältern<sup>10</sup>.

Von diesem Zeitpunkt an musste Deutschland für die gesamte Dauer des Krieges auf jede direkte Kabelverbindung nach Übersee verzichten. Damit lag die ganze Bürde der Nachrichtenübermittlung bei der starken deutschen Funkstelle in Nauen, wenige



Kilometer ausserhalb von Berlin. Doch nichts konnte den Feind daran hindern, den Funkverkehr abzuhören, und nichts hielt ihn davon ab. Das war die Geburtsstunde von «Zimmer 40».

Als sich während der Amtszeit von Admiral Oliver die abgefangenen verschlüsselten Telegramme auf dem Tisch des Leiters des Flotten-Nachrichtendienstes zu stapeln begannen, musste man die schmerzliche Feststellung machen, dass niemand ausgebildet worden war, dieses Material auszuwerten. Schon zwei Jahre war das Grollen des nahenden Krieges zu hören gewesen, doch die Admiralität hatte nie daran gezweifelt, dass Grossbritannien die Weltmeere beherrschte. In dieser Überzeugung, von der auch oft die Generalproben im Theater gekennzeichnet sind, hatte man sich auf den Krieg vorbereitet: «Bei der Premiere wird schon alles klappen!» In den hektischen ersten Stunden des Krieges entsann sich der ermüdete und von Schlaflosigkeit geplagte Admiral Oliver des bescheidenen Schotten Alfred Ewing, eines ehemaligen Professors für Maschinenbau, der nun Leiter des Ausbildungswesens in der Flotte war. Er erinnerte sich, dass Ewing in seinen freien Stunden an Geheimschriften zu basteln pflegte. Oliver bat den Professor zu sich und übergab ihm einen Stoss abgefangener Funksprüche. Die unter buschigen Augenbrauen leuchtenden braune Augen des kleinen Schotten belebten sich, und er erklärte sich bereit, die Telegramme zu überprüfen. Erleichtert befahl Admiral Oliver, künftig alle abgehörten Funksprüche Ewing auszuhandigen, und wendete seine Aufmerksamkeit anderen Dingen zu.<sup>11</sup>

Von Chiffren und Kodes umgeben machte sich Ewing beglückt an eine Aufgabe, mit der er sich beschäftigt hatte, seit er als kleiner Junge mit dem Preis einer Zeitung für die Lösung eines Buchstabenrätsels ausgezeichnet worden war. Da sich die Telegramme häuften, sah sich Ewing gezwungen, ein paar verschwiegene Freunde, die sich ebenso wie er aus Liebhaberei mit der Krypto-

graphie beschäftigten oder Deutschkenntnisse besaßen, zu Hilfe zu rufen. So gewann er auch den presbyterianischen Geistlichen Montgomery, der nicht nur ein Kenner des Gesamtwerks von Augustinus, sondern auch ein begabter Übersetzer theologischer Schriften aus dem Deutschen war. Kein Buch soll jemals sprachlich so zutreffend und sinngemäss richtig übertragen worden sein wie das Jesusbuch von Albert Schweitzer, das 1914 unter dem englischen Titel *Quest of the Historical Jesus* erschienen ist.<sup>12</sup> Montgomery und die anderen Mitarbeiter von Ewing studierten nun die im Britischen Museum vorliegenden Kodebücher und legten eine Sammlung von Handelskodes an, die sie sich bei *Lloyds* und im Postministerium besorgten. Sie vertieften sich in die verzwickten Probleme von Playfair- und Vigenère-Quadraten, von Buchstabenhäufigkeiten, einfachen und doppelten Substituierungen, Gittern und Wortscheiben.

Indessen verkehrten die deutschen U-Boote und andere Floteneinheiten ungehindert mit verschlüsselten Funkprüchen untereinander und mit Berlin. Der Sender Nauen erfüllte politische Aufgaben und verbreitete die Anweisungen der deutschen Regierung über die ganze Welt. Um diesen gewaltigen Wortschwall einzufangen, wurden entlang der englischen Küsten vier neue Horchposten eingerichtet. Sie waren durch Kabel direkt mit dem Kellergeschoss der Admiralität verbunden. Amateurfunker, die mit ihren Geräten unverständliche Zeichen aufnahmen, vermehrten die Zahl der abgehörten Telegramme. Bald waren es 200 Funkprüche täglich, die den inzwischen auf fünf Personen angewachsenen Mitarbeiterstab von Ewing fast erdrückten. Er zog weitere Mitarbeiter heran – Hochschullehrer, Rechtsanwälte, Sprachwissenschaftler, Wirtschaftsprüfer – alles Männer mit einer Begabung für mathematisches Denken, die mit Freude an der intellektuellen Herausforderung in die Schlacht gegen die Ziffern zogen.

Ein chiffrierter Text unterscheidet sich grundsätzlich vom Kode dadurch, dass ihm ein bestimmtes System zugrundeliegt, bei dem ein Buchstabe oder eine Buchstabengruppe (oder eine Zahlenkombination oder eine Gruppe von Zahlenkombinationen) einen anderen Buchstaben oder eine Buchstabengruppe gemäss einer vorher festgelegten Gesetzmässigkeit darstellen. Ein Kode gründet sich dagegen auf der willkürlichen ersatzweisen Verwendung von Zeichen. Diese Zeichen sind in einem vom Verschlüsseler verfassten Kodebuch aufgeführt. Manchmal wird ein Wort durch ein anderes Wort oder einen anderen Begriff ersetzt, wie zum Beispiel in der einfachsten Form, bei der «Overland» 1944 das Kodewort für die «Landung in der Normandie» war. Ein Kode kann aber auch, wie im Falle des Zimmermann-Telegramms, aus einer beliebigen Gruppe von Zahlenkombinationen zusammengesetzt sein. So stand in dem Telegramm zum Beispiel die Zahl 67893 für «Mexiko». Im Allgemeinen, wenn auch nicht immer, chiffrierten die Deutschen ihren Kode noch zusätzlich; das heisst, sie verwendeten für den eigentlichen Kode einen Ziffernschlüssel. Diesen Ziffernschlüssel wechselten sie immer wieder; im weiteren Verlauf des Krieges alle 24 Stunden. Doch bei den an Ordnung gewöhnten Deutschen vollzog sich dieser Wechsel nach einem bestimmten System, das, wenn es von den Fachleuten im Zimmer 40 erkannt war, die Entschlüsselung des Textes auch weiterhin ermöglichte, weil man immer nach dem gleichen Muster vorging. Aus bis heute unbekanntem Gründen ist das Zimmermann-Telegramm nicht auf diese Weise doppelt verschlüsselt worden.

Seit Ausbruch des Krieges überschwemmten die Deutschen den Äther mit ihren Funksprüchen, ohne die Möglichkeit zu berücksichtigen, dass ihre Kodes und Chiffren entschlüsselt werden könnten.<sup>13</sup> Sie scheinen ganz einfach geglaubt zu haben, der Gegner wäre dazu nicht in der Lage. Allein die Zahl der Telegramme,

die oft in zwei- und dreifacher Ausfertigung und über mehrere Verbindungen gleichzeitig gesendet wurden, erleichterte Ewings Aufgabe erheblich, da ihm so verschiedene Fassungen der gleichen Nachricht zum Vergleich zur Verfügung standen. Es dauerte nicht lange, bis seine Horchposten die Depeschen aus Berlin mit ihren behelfsmässigen technischen Verfahren und Einrichtungen rascher und fehlerfreier dechiffrieren konnten als die deutschen Empfänger.<sup>14</sup> Ein besonders begabter Fachmann arbeitete an einer Zahlenreihe, die über Makedonien abgehört worden war. Es gelang ihm, die Ziffern in Worte umzuwandeln, die er zwar selbst nicht lesen konnte, die sich jedoch als Befehle des bulgarischen Generalstabs in bulgarischer Sprache herausstellten.

Der Durchschnittsmensch kann es sich kaum vorstellen, dass jemand, der das Kodebuch nicht besitzt, einen Kode entziffern oder, wie es in der Fachsprache heisst, rekonstruieren könnte, bei dem willkürliche Zeichen die Worte ersetzen. Im Lauf der Zeit ist es aber doch möglich, wenn eine genügende Zahl von verschlüsselten Funksprüchen vorliegt, die miteinander verglichen werden können, ihre Bedeutung mit Phantasie, grenzenloser Geduld und dem sicheren Gespür für kreatives Raten zu ergründen. Man muss sich die grossen Schwierigkeiten solcher Vorgänge vor Augen halten, um ermessen zu können, welchen Wert die Erbeutung eines Exemplars des feindlichen Kodeverzeichnisses für die Briten hatte.

Am 13. Oktober 1914 trat dieser aussergewöhnliche Glücksfall ein. Nach einem telefonischen Anruf eilten Admiral Oliver und Ewing in die russische Botschaft. Dort wurden sie in einen besonderen Raum geführt und einem Stabsoffizier der russischen Admiralität vorgestellt, der ihnen ein kleines, ziemlich schweres Paket übergab. Als sie es öffneten, wollten Oliver und Ewing kaum

ihren Augen trauen. Vor ihnen lag das in Blei eingeschlagene Signalbuch der deutschen Marine, das so beschwert war, um es im Notfall rasch über Bord werfen und versenken zu können.

Die einzige Erklärung, die ihnen der russische Offizier gab, war das Wort «Magdeburg». Dabei dachte Oliver sofort an den deutschen kleinen Kreuzer dieses Namens, der im August 1914 in der Ostsee verloren gegangen war. Der russische Offizier berichtete, die *Magdeburg* wäre als Begleitschutz für Minenleger im Finnischen Meerbusen vor der Insel Odensholm im Nebel auf Grund gelaufen. Zwischen den Nebelschwaden habe der Kapitän zwei russische Kreuzer mit Kurs auf sein Schiff gesichtet. Darauf habe er seinem Funker befohlen, das Kodebuch zu holen, mit einem Boot hinauszurudern und es im tiefen Wasser zu versenken. Als nun das Beiboot zu Wasser gelassen werden sollte, hätte es einen Volltreffer aus einem russischen Geschütz bekommen. Der sterbende Matrose habe das Kodebuch fest an sich gedrückt. Nachdem nun die russischen Kreuzer die *Magdeburg* versenkt hätten, habe man die im Wasser schwimmenden deutschen Matrosen auf gefischt. Dabei sei auch die Leiche eines Gefallenen mit den Lebenden an Bord gehievt worden; es war der tote Funker, der immer noch das Kodebuch in den Armen hielt.<sup>15</sup>

Die russische Admiralität in St. Petersburg bewies ein erstaunliches Mass an Weitblick, als die erkannte, dass die britische Admiralität die besten Verwendungsmöglichkeiten für den Kode haben werde. Mit seltener Grosszügigkeit gegenüber einem Verbündeten liess sie es auf einem schnellen Kreuzer nach London bringen. Oliver und Ewing fanden in dem salzgetränkten Kodebuch nicht nur die Wortkolonnen, die dem Marinekode zugrunde lagen, sondern auch den Schlüssel zum Chiffriersystem, nach dem der Kode von Zeit zu Zeit umgestellt wurde. Das lieferte ihnen die

Unterlagen für das Entschlüsseln aller deutschen Kodes und damit Unterbau und Ursprung all dessen, was nun folgen sollte.

Nach der Ernennung des Admirals Oliver zum Stabschef im November begann mit dem Eintreffen seines Nachfolgers als Direktor des Flottennachrichtendienstes, Kapitän William Reginald Hall, ein frischer Wind durch die Flure der Admiralität zu wehen. Der neue Chef war als kompromissloser Reformier bekannt.<sup>16</sup> Als man 1913 mit dem Kriegsausbruch rechnen musste, hatte Hall auf seinem Schiff zur Erhöhung der Einsatzbereitschaft den achtstündigen statt des herkömmlichen zwölfstündigen Wachwechsels eingeführt und für die Besatzung die Artillerieausbildung angesetzt, anstatt die Geschütze, die Geschütztürme und den Farbansicht zu schonen, wie das sonst üblich war. Seine Neuerungen empörten die «Mandarine», wie die reaktionären Stabsoffiziere in der Flotte genannt wurden. Doch Hall vertrat die für sie abwegige Auffassung, die Flotte könnte als Kriegswaffe eingesetzt werden, und die Kampfkraft der Schiffe könne nur durch gewisse Neuerungen erhöht werden. Mit solchen Ansichten trat er den Orthodoxen gehörig auf die Zehen.

Seine erste Massnahme als Direktor des Flottennachrichtendienstes entsprach dem gleichen Grundsatz. Als er sah, dass seine Mitarbeiter in den zur Verfügung stehenden Räumen nicht genügend Platz hatten, zog er sich mit seiner Abteilung aus dem Hauptgebäude der Admiralität an einen ruhigeren Ort zurück, in das sogenannte «Old Building». Hier belegte er, abseits von Lärm und Besucherstrom, eine Zimmerflucht mit der Nummer 40. Wenngleich die Dienststelle in eine geräumigere Unterkunft umzog, haftete die Bezeichnung «Room 40, Old Building», die so nichtssagend klang, dass sie keine Neugier weckte, dem Unternehmen während des ganzen Krieges an, ja, für die Eingeweihten in der Chiffrierkunst ist das auch heute ein bekannter Begriff. Als das Zimmermann-Telegramm abgefangen wurde, arbeiteten 800

Funker und 70 bis 80 Kodefachleute und Schreibkräfte für das Zimmer 40.

Hall verstand zwar nichts von der Kryptographie, erkannte aber sofort die faszinierenden Möglichkeiten, den Deutschen mit Hilfe der Kodebrecher von Ewing einen Strich durch die Rechnung zu machen. Der kriegerische Konflikt hatte sich zum Weltkrieg ausgeweitet und auf den Nahen Osten übergegriffen, als sich das Osmanische Reich mit den Mittelmächten verbündete. Das war wenige Tage vor dem Eintreffen von Hall in Whitehall geschehen. Schon bald sprengte Hall den ursprünglichen Rahmen, innerhalb dessen der Nachrichtendienst der Flotte gearbeitet hatte, und machte sich daran, deutschen Umtrieben überall auf der Welt mit eigenen Ränken zu begegnen. Er begann sogleich, in das feindliche Spionagenetz einzudringen, bis es praktisch keinen Bereich mehr gab, in dem nicht auch er sein ehrgeiziges Spiel betrieb. Scotland Yard, das nach deutschen Spionen fahndete, behauptete, Hall gewährte ihnen seine Hilfe. Die Zensurbehörde stiess ebenso heftig mit Hall zusammen wie das Blockadeamt, das Kriegsministerium und der Geheimdienst. Wo immer Nachrichten gesammelt wurden, um gegen den Feind verwendet zu werden, tauchte auch Hall auf. Wo mit Spannungen zu rechnen war, setzte er einen Agenten ein oder nahm die Verbindung zu Freunden der Alliierten auf. Wie Gott in der britischen Nationalhymne, war Hall stets bereit, die Absichten der Feinde Grossbritanniens zu durchkreuzen und sich ihrer Niedertracht entgegenzustellen. Dabei war er rücksichtslos, manchmal grausam und immer einfallsreich. Mit seinem durchdringenden Blick, seiner nie erlahmenden Energie und seiner starken Persönlichkeit konnte er von jedem das erfahren, was er wissen wollte. Wo immer Deutsche Pläne schmiedeten, hörte Hall mit. Wie ein Hund, der Töne mit einer hohen Schwingungsfrequenz hören kann, die das menschliche Ohr nicht auf-

nimmt, spürte auch Hall Geheimpläne auf, die während des Krieges irgendwo zusammengebraut wurden. Je mehr Funksprüche im Zimmer 40 entschlüsselt wurden, desto reicher wurde seine Ausbeute; indische Revolutionäre und irische Rebellen, Sir Roger Casement und Mata Hari gehörten dazu, und er entlarvte von Deutschen geschürte Streiks ebenso wie deutsche Sabotageakte. Doch das alles tarnte sich hinter der reinen Routine, und er erweckte den Eindruck, als bestünde der Nachrichtendienst der Flotte nur aus den allgemein für normal gehaltenen Einrichtungen; aus einer Gruppe von Leuten, die sich damit beschäftigten, deutsche Flottenbewegungen zu verfolgen, mit abgefangenen Funksprüchen U-Boote zu orten und Minenfelder auf Seekarten einzutragen. Das waren auch in der Tat die Aufgaben des Aussendienstes, und damit liess sich die Tätigkeit der Inneren Abteilung hervorragend tarnen.

Während Hall es Ewing überliess, sich mit den Problemen der Kryptographie herumzuschlagen, bemühte er sich selbst um die Beschaffung der deutschen Kodebücher. Früher oder später fanden alle Hinweise auf einen Kode, die die Armee, die Flotte, diplomatische Vertreter oder sonstige Agenten aufgespürt hatten, ihren Weg zu ihm. Im Dezember 1914 wurde im Zimmer 40 eine eisenbeschlagene Seekiste abgegeben, und man stellte fest, dass sie von einem im Verband mit drei anderen am 13. Oktober von den Briten gesichteten Zerstörer stammte, der dann versenkt worden war.<sup>17</sup> Zwei Monate hatte die Kiste auf dem Meeresgrund gelegen, bevor sie durch Zufall in das Schleppnetz eines britischen Fischers geriet. Unter den Seekarten und Geheimpapieren, die sie enthielt, fand man im Zimmer 40 ein Kodebuch, über dessen Bedeutung man sich zunächst keine Vorstellung machen konnte. Nachdem man monatelang im dunklen getappt hatte, liess sich durch den Vergleich mit bestimmten Funksprüchen in diesem



Buch der Kode identifizieren, den Berlin für den Verkehr mit den deutschen Marineattachés im Ausland benutzte.

Inzwischen kam es zu zwei dramatischen Ereignissen, einer Tragödie und einem Grenzabenteuer, und zwar einmal in Brüssel und dann in Persien. Beide Vorfälle wurden im Zimmer 40 bearbeitet.

Als die Deutschen am 20. August 1914 Brüssel besetzten, fiel ihnen eine starke, aber beschädigte Sendeanlage in die Hände, und ein zwanzigjähriger Student der Funktechnik konnte sie wieder reparieren. Der junge Mann hiess Alexander Szk, war in Grossbritannien geboren, hatte österreichisch-ungarische Eltern und besass daher die Staatsbürgerschaft beider Länder.<sup>18</sup> Er war bei seinen Eltern in England aufgewachsen, aber zwei Jahre vor Kriegsausbruch mit seinem Vater nach Brüssel gezogen, wo er weiterstudierte, während sein Vater nach Wien zurückging. Eine Familienangehörige, entweder seine Mutter oder seine Schwester, war in England geblieben. (Die Angaben zu diesem Teil des Falles Szk widersprechen sich, und wir wissen nicht genau, wer es wirklich gewesen ist.) Die Deutschen betrachteten den jungen Szk natürlich als Österreicher, und anstatt ihn nach Wien zum Militärdienst einzuziehen, stellten sie ihn bei der Brüsseler Funkstelle an. Im Rahmen seiner Arbeit dort hatte er Zugang zum Geheimkode.

Bald lagen dem Zimmer 40 zahlreiche abgefangene Funksprüche des instandgesetzten Senders in Brüssel vor, aber niemand konnte den hier verwendeten Kode entschlüsseln. Da Ewing glaubte, man verwendete in Brüssel den deutschen konsularischen oder diplomatischen Kode, erbat er Hilfe von aussen. Der alliierte Nachrichtendienst unterhielt über das neutrale Holland die Verbindung zu einem belgischen Agenten in Brüssel, und nach sorgfältigen Erkundungen in der Rue de la Loi, wo sich der Sender befand, meldete der Agent die interessante Tatsache nach London, ein als vertrauenswürdig geltender Chirffrierer in deut-

schen Diensten käme in Frage, weil er, in Croydon bei London geboren, ein Untertan der britischen Krone sei. Mit diesen Informationen wurde es möglich, die Schwester – oder Mutter – von Szek in England ausfindig zu machen, die hier als Gouvernante arbeitete. Als halbe Österreicherin war sie ebenso wie viele richtige Österreicher gegen die Deutschen eingestellt. So liess sie sich ohne grosse Schwierigkeiten dazu bewegen, ihrem Bruder – oder Sohn – einen Brief zu schreiben, in dem sie ihn dazu drängte, für das Land zu arbeiten, in dem er geboren war.

Doch trotz dieses Briefes hatte es der belgische Agent sehr schwer, Szeks Befürchtungen und Bedenken zu zerstreuen. Anfang 1915 willigte er endlich ein, den Kode zu stehlen. Allerdings war es vollkommen ausgeschlossen, auf seine ursprüngliche Bedingung einzugehen. Er hatte verlangt, mit dem Kode nach England fliehen zu dürfen. In diesem Fall hätten die Deutschen natürlich gewusst, dass der Kode entwendet worden war. Es bedurfte sehr überzeugender Argumente, den vor Angst zitternden Mann davon zu überzeugen, dass es notwendig sei, das Signalbuch abschnittsweise abzuschreiben. Widerwillig fing er mit dieser Arbeit an und lieferte jeweils eine halbe oder eine ganze Spalte ab. Es dauerte drei Monate, bis der vollständige Text im Besitz der Briten war. Zu Anfang lieferte er dem Agenten die Abschriften, sobald sie fertig waren, aber im Laufe der Zeit nahm seine Nervosität zu, und im letzten Augenblick weigerte er sich, den Rest zu übergeben. Er hatte den Kode bei diesem Gespräch als letzte Sicherheit, nicht im Stich gelassen zu werden, bei sich, und bestand auf der gemeinsamen Abreise mit dem Agenten.

Das ereignete sich im April 1915. Was anschliessend geschah, weiss niemand gewiss, aber man hat Szek nach dem Kriege nicht mehr lebend wiedergesehen. Die Abschrift des Signalbuchs ge-

langte jedoch in die Hände eines Agenten des britischen Geheimdienstes in Holland, der sie an die richtige Adresse weiterleitete, an das Zimmer 40. Was Szek betrifft, so wird unter anderem behauptet, die Deutschen hätten ihn festgenommen und erschossen. Aber Szeks Vater hat nach dem Kriege die Briten beschuldigt, ihn beseitigt zu haben, um zu verhindern, dass die Deutschen etwas von der Entwendung des Kodes erfuhren. Wir wissen nur, dass sein Leben der Preis für einen Kode gewesen ist, den sich die Briten verschafft haben, der in das Zimmer 40 gelangte und den die Deutschen unverändert weiter benutzten.

Im Februar 1915 schiffte sich indessen im fernen Mesopotamien ein ganz anderer Mann als Szek in einem kleinen Boot ein, um mit einem sehr weitreichenden Auftrag den Tigris hinunterzufahren. Es handelte sich um nichts weniger als die Absicht, Persien zum Kriegseintritt auf der Seite Deutschlands und der Türkei zu bewegen. Jahrelang hatte der deutsche Kaiser von einer Achse Berlin-Bagdad geträumt, und nun hielten die imperialistischen Kräfte in Deutschland die Zeit für gekommen, die Vorherrschaft Grossbritanniens und Russlands in Persien zu beenden, den Islam auf die Seite der Mittelmächte zu ziehen, nach Persien auch Afghanistan für sich zu gewinnen und schliesslich siegreich nach Indien zu marschieren. Ein kurzfristiger angelegtes strategisches Unternehmen sollte die Zerstörung der anglo-persischen Erdölleitung sein.

Der Mann, der diesen Auftrag übernommen hatte, war Wilhelm Wassmus, langjähriger deutscher Vizekonsul in Bushire am Persischen Golf.<sup>19</sup> Wie Lawrence von Arabien war Wassmus ein Schwärmer, Fanatiker und Scharlatan mit einem guten Schuss Abenteuererblut. Wie Lawrence, der versuchte, die arabischen Türken auf die Seite der Briten zu ziehen, hielt sich Wassmus für den auserwählten Befreier der Wüstenstämme, deren wallende Gewänder er ebenso wie sein britischer Gegenspieler zu tragen pfleg-

te und in denen er sich gern fotografieren liess. Man nimmt an, er habe in Konstantinopel die Anweisungen für diesen Auftrag erhalten; wahrscheinlich hat er das Unternehmen aber selbst geplant. Zu diesem Zeitpunkt befand er sich auf dem Rückweg nach Persien, ausgerüstet mit Stössen von Propagandaschriften und im Besitz genauer Kenntnisse über Land und Leute.

65 Kilometer unterhalb von Kut-al-Imara landete er und überschritt heimlich die Grenze nach Persien. Sein erstes Ziel waren die Bakhtiari-Stämme, durch deren Gebiet die anglo-persische Ölleitung verlief.<sup>20</sup> Am 5. Februar wurde die Leitung unterbrochen. Wir wissen jedoch nicht, ob das auf Veranlassung von Wassmus geschehen ist, denn er hätte zu dieser Zeit noch nicht an Ort und Stelle sein können. Bald darauf kam er durch die Marktflecken Dizful und Shushtar, beriet sich mit den dortigen Stammeshäuptlingen und verteilte seine Flugschriften, die sie zur *Dschihad*, dem Heiligen Krieg gegen Grossbritannien, den Feind des islamischen Kalifen, des Sultans der Türkei, aufriefen.

Der Ruf «Dschihad! Dschihad!» verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Basare, und Wassmus schreckte die Bevölkerung mit seinem Vorhaben auf wie ein Fuchs, der sich in den Hühnerstall geschlichen hat. Ein Versuch der örtlichen Polizei von Shushtar, ihn festzunehmen, scheiterte, denn er wurde gewarnt und konnte rechtzeitig fliehen. Aber 160 Kilometer weiter südlich in Behbahan beschloss der Polizeigewaltige, sich dadurch Vorteile zu verschaffen, dass er Wassmus an die Briten auslieferte. Er lud den Deutschen in sein Haus ein, und ohne die Regeln der traditionellen islamischen Gastfreundschaft zu beachten, nahm er ihn fest, liess ihn von bewaffneten Posten bewachen und schickte einen Boten zu den Briten nach Bushire. Auf dem Weg dorthin stiess der Bote auf eine britische Abteilung und bat sie, den Gefangenen

seines Herrn in Gewahrsam zu nehmen. Die berittenen Offiziere galoppierten nach Behbahan, vergeudeteten aber zunächst wertvolle Minuten damit, orientalische Artigkeiten mit dem strahlenden Ortsgewaltigen auszutauschen und mit ihm über die Belohnung für diesen Fang zu sprechen. Doch als sie Wassmus übernehmen wollten, war er entkommen. Vom Dach des Hauses aus sahen sie in der Ferne nur noch eine Staubwolke, fanden jedoch im Hof noch das zurückgelassene Gepäck des Flüchtlings.

Enttäuscht kehrten sie nach Bushire zurück und nahmen die Gepäckstücke mit. Als die britischen Behörden hier die Flugschriften lasen, schlugen sie Alarm. Da Persien in diesem Krieg neutral war, liess sich ein Unternehmen gegen Wassmus im grossen Stil nicht durchführen, dem es auch ein zweitesmal gelang, einer kleinen auf ihn angesetzten Abteilung, die ihn in einem aus Lehmhütten bestehenden Dorf gestellt hatte, zu entkommen. In der Provinzhauptstadt Schiras organisierte er einen Überfall, in dessen Verlauf der britische Vizekonsul ermordet und der Konsul mit der ganzen britischen Kolonie an die Küste verschleppt wurde.

Das ganze Unternehmen war von nun an durch den anscheinend übertriebenen Ärger von Wassmus über den Verlust seines Gepäcks belastet. Augenzeugen berichten, er habe in seiner Wut über die verloren gegangenen Propagandaschriften Stammesangehörige ausgepeitscht<sup>21</sup> und verlangt, mit dem Gouverneur in Schiras zu sprechen, bei dem er offiziellen Protest einlegte und darauf bestand, dass ihm sein Gepäck zurückerstattet würde. Da sein Vorhaben jetzt in ganz Persien bekannt war und auch die Briten davon erfahren hatten, die in das deutsche Konsulat in Bushire eingedrungen waren und dort die Unterlagen für seinen Einsatz fanden, liess sich die Aufgebrachtheit von Wassmus nur damit erklären, dass das Gepäck einen Gegenstand von besonders hohem

Wert enthielt, den nur er kannte. Aber eine Rückgabe war nicht mehr möglich, denn die Briten in Bushire hatten alles nach London geschickt.

Im Spätsommer des gleichen Jahres liess sich Admiral Hall die Lage von einem Marineoffizier schildern, der am Persischen Golf verwundet und in die Heimat zurückgeschickt worden war. In seinem Bericht nahmen das knappe Entkommen von Wassmus und der Verlust seines Gepäcks natürlich breiten Raum ein. Das liess Hall aufhorchen, und sobald der Offizier gegangen war, schickte er einen Ordonnanzoffizier nach Whitehall, der unauffällig nach dem Gepäck von Wassmus forschen sollte. Noch am gleichen Abend meldete er, die Gepäckstücke lägen im Keller des Indien-Amtes, keine drei Minuten von Whitehall entfernt. Hall liess sie holen und durchschnitt mit blitzenden Augen den Strick, der sie zusammenhielt.<sup>22</sup> Er durchsuchte systematisch alle Papiere und fand darin mit sicherem Instinkt das deutsche diplomatische Kodebuch für den Kode Nr. 13040.<sup>23</sup>

Da die Akten des Zimmers 40 bis auf wenige Ausnahmen nie der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden sind, und weil man Admiral Hall die Erlaubnis verweigert hat, seine 1932 begonnene Autobiographie zu veröffentlichen, sind uns nicht alle Daten genau bekannt. Aber irgendwann zwischen Juni und September 1915 müssen die Kode-Unterlagen von Szek und Wassmus in das Zimmer 40 gelangt sein. Wir wissen auch nicht, ob der von Szek beschaffte Kode der diplomatische oder ein anderer gewesen ist. Jedenfalls machten sich jetzt die Mitarbeiter von Ewing daran, gewisse bisher beiseite gelegte abgehörte Funksprüche zu bearbeiten, die einer bis dahin unbekanntem Kategorie angehörten, aber mit Sicherheit nicht im Kode der Flotte abgefasst waren. Der Kode Nr. 13040 wurde als einer der beiden erkannt, die für den Funkverkehr zwischen Berlin und Washington und über Washington

als Relaisstation zwischen Berlin und allen deutschen diplomatischen Vertretungen in der westlichen Hemisphäre verwendet wurden.

Da Admiral Hall jetzt über die Unterlagen für den Kode 13040 verfügte, konnte er einen bemerkenswerten Schriftwechsel mitlesen, und zwar die aufschlussreichen Berichte des deutschen Botschafters in Washington, Bernstorff, an seine Regierung in Berlin. Seit November 1916 ging es darin vor allem um Wilsons Bemühungen, die kriegführenden Parteien zu einer Übereinkunft zu bewegen. Hall erkannte daraus, wie viel dem amerikanischen Präsidenten daran lag, nicht in den Krieg hineingezogen zu werden, um seine Vermittlerrolle weiterspielen zu können. Aber Hall wusste auch, dass die Alliierten nicht siegen konnten, wenn Amerika nicht auf ihrer Seite in den Krieg eintrat. Im Gegenteil, sie würden sich bald genötigt sehen, entgegen allen offiziellen Erklärungen mit dem Gegner zu verhandeln.

An seinen Schreibtisch zurückgekehrt, glaubte Hall, mit dem Zimmermann-Telegramm den Hebel gefunden zu haben, mit dem sich die amerikanische Neutralität aus den Angeln heben liess – falls man den Hebel an der richtigen Stelle ansetzen konnte. Aber gerade darin lag die Schwierigkeit.

Er blickte über den weiten Exerzierplatz der Gardekavallerie zum imposanten Renaissancebau des Aussenministeriums hinüber, wo hinter einem Fenster im zweiten Stock das Arbeitszimmer des Ministers lag. Er konnte sich vorstellen, wie Arthur Balfour in diesem Augenblick, die langen Beine unter seinem Tisch ausgestreckt, in jener so völlig unbeteiligt wirkenden Haltung zurückgelehnt auf seinem Sessel sass, in einer Pose, die von den Karikaturisten über drei Amtsperioden hinweg immer wieder dargestellt worden war. Niemand hatte Balfour ausserhalb des Tennisplatzes jemals erregt gesehen. Im Jahr zuvor hatte Hall ihn als Erster Lord der Admiralität bei einem Besuch an der Front erlebt und

festgestellt, dass sich der hochgewachsene, kühle und skeptische Mann, der schon Premierminister gewesen war und gern auch jedes andere Amt übernahm, dabei aber keinerlei Ehrgeiz zeigte, durch nichts aus der Ruhe bringen liess. Ungerührt hatte er die detonierenden Granaten durch seinen Kneifer beobachtet. Aber Hall wusste, wie dringend Balfour die Informationen brauchte, die das Zimmer 40 ihm beschaffen konnte. Hinter seiner Gelassenheit verbarg sich mit Sicherheit eine verzweifelte Ungeduld, aber er musste warten können und versuchen, die Vereinigten Staaten zur Aufgabe ihrer Neutralität zu bewegen, ohne den Anschein einer direkten Einmischung zu erwecken.

Gerade jetzt war Balfour unbedingt auf Unterstützung angewiesen. England gab täglich 5,5 Millionen Pfund für den Krieg aus, seine Kapitalreserven waren nahezu erschöpft, und Kredite waren kaum zu bekommen.<sup>24</sup> Vor sechs Wochen hatte die amerikanische Bundesbank die ihr angeschlossenen Banken davor gewarnt, den kriegführenden Regierungen langfristige Kredite zu gewähren, und sogar von der Vergabe kurzfristiger Kredite abgeraten, von denen zu erwarten war, dass sie verlängert werden müssten. Auf diese Weise versuchte Wilson, die am Kriege beteiligten Mächte zum Verhandlungsfrieden zu zwingen. Doch Grossbritannien war nicht bereit, auf der Grundlage von Bedingungen zu verhandeln, die Deutschland anzubieten hatte. Sollte jedoch die Kreditsperre aufrecht erhalten werden, war der Zusammenbruch der Alliierten nur noch eine Frage von Monaten.<sup>25</sup>

Admiral Hall startete immer noch wie gebannt auf Balfours Fenster. Ginge er jetzt hinüber, um dem Minister das Telegramm zu übergeben, damit dieser Washington von seinem Inhalt in Kenntnis setzte, dann würde Amerika höchstwahrscheinlich in den Krieg eintreten. Geschah das aber nicht, dann waren die Vorteile



verspielt, die der Besitz des Kodes ihm bisher gewährt hatte, und er hätte nichts dabei gewonnen. Persönlich konnte er sich nicht vorstellen, dass die Bedrohung durch Mexiko und Japan keine Wirkung haben werde, aber wenn dieser starkköpfige Mann im Weissen Haus auch dann noch erklären sollte, er sei «zu stolz, um zu kämpfen», könnte er vielleicht einer Entscheidung ausweichen. Hall musste seiner Sache sicher sein. Winston Churchill hat später gesagt, das Handeln der Vereinigten Staaten sei allein vom Willen dieses einen Mannes abhängig gewesen.<sup>26</sup> Doch wer wusste in England genau, wie der amerikanische Präsident dachte?

Der verzweifelte Hall hätte gewünscht, über das Weisse Haus nur halb soviel zu wissen wie über die Wilhelmstrasse. Gab man das Telegramm frei, riskierte man den Code; hielt man es jedoch zurück, verschenkte man unter Umständen die Chance für den grössten Triumph, den man durch den Besitz des Kodes erringen konnte. Er befand sich in einem fürchterlichen Dilemma, war jedoch entschlossen, einen Ausweg zu finden. Noch nicht ganz ausgereifte Pläne gingen ihm durch den Kopf, aber ihre Ausführung brauchte Zeit, und die Zeit war knapp. Es blieben ihm noch zwei Wochen, denn nach Bekanntwerden des deutschen Befehls für die Wiederaufnahme des uneingeschränkten U-Boot-Krieges am 1. Februar würden die Vereinigten Staaten vielleicht aus eigenem Entschluss in den Krieg eintreten und es ihm ersparen, das Zimmermann-Telegramm preiszugeben. Geschah das nicht, dann musste das Telegramm veröffentlicht werden. In der Zwischenzeit würde es ihm vielleicht gelingen, die Spuren zu verwischen, die zum Zimmer 40 führten.

Hall zögerte immer noch. Das Fenster gegenüber beunruhigte ihn. Hatte er das Recht, der Regierung seine Erkenntnisse vorzu-enthalten? Die Jahre auf der Kommandobrücke hatten ihn nicht nur dazu erzogen, einsame Entschlüsse zu fassen, sondern er hatte

auch Geschmack daran gefunden. Er genoss die mit der uneingeschränkten Befehlsgewalt verbundene Verantwortung. Nun kehrte er dem Fenster den Rücken zu und schloss das Telegramm in seinen privaten Panzerschrank ein – mit ihm aber auch zwei entscheidende Wochen im Leben seines Landes.

Dann machte sich Admiral Hall an die Ausarbeitung eines Plans und fasste sich in Geduld.

Auch in Berlin musste man geduldig warten – auf die Antworten aus Mexiko und Japan. Der Plan, zwischen Deutschland und diesen beiden Nationen ein Bündnis zu schliessen, war kein allerletzter Notbehelf, sondern hatte sich im Lauf von Jahren entwickelt. Er wurde in dem Augenblick geboren, als sich einer der anmassendsten Herrscher der Geschichte in seinem Schloss hinsetzte, um ein Gemälde zu entwerfen . . .

## 2. Der kluge Kaiser und die «gelbe Gefahr»

Gegen Ende des Jahres 1895 hatte Kaiser Wilhelm eine Eingebung. Er beschloss, sie in Gestalt einer Zeichnung zu verdeutlichen. Als er sie betrachtete, war er stolz auf seine künstlerische Leistung; eine unheildrohende Gestalt aus dem Fernen Osten beherrschte das Bild. Der Anblick regte seinen schöpferischen Geist zu dem knappen und treffenden Titel an: «Die gelbe Gefahr».<sup>1</sup>

Im gleichen Jahr wurde Europa durch einen entscheidenden Überraschungssieg Japans über das alte chinesische Grossreich aufgeschreckt. Er allein, so glaubte der Kaiser, hatte die ganze Tragweite dieses Ereignisses begriffen.<sup>2</sup> Deutschland, Frankreich und Russland hatten sich verbündet, um Japan zur Herausgabe des grössten Teils der von ihm annektierten Gebiete zu zwingen. Als Preis für ihre Unterstützung Chinas hatten die Europäer die Eroberungen Japans fast ganz unter sich aufgeteilt. Tsingtau und ein Flottenstützpunkt in der Bucht von Kiautschou waren dem deutschen Kaiser zugefallen. Doch Wilhelm, der sich mit den dynamischen grossen Zusammenhängen der Weltpolitik beschäftigte, machte sich seither über die Erstarkung einer neuen Macht in Asien seine eigenen Gedanken. Vor seinem inneren Auge überrannten die gelben Horden Europa. «Im Glanz der Weihnachtskerzen»,<sup>3</sup> so schrieb er seinem Vetter Nicki, dem russischen Zaren, habe er seine Visionen zu Papier gebracht und den Hofmaler Knackfuss beauftragt, den Entwurf auf einem Gemälde zu verewigen.<sup>4</sup>

Das Bild zeigt einen Buddha, der auf einem Drachen durch Gewitterwolken reitet, unter ihm die bei seinem Vordringen durch Europa verwüsteten, brennenden Städte. Besorgt betrachten sie-

ben langhaarige weibliche Gestalten in Helm und Harnisch die Erscheinung. Sie verkörpern die Nationen Europas. Die vorderste, Germania, mit blonden unter dem Adlerhelm hervorquellenden Locken, hat das Schwert gezogen und neigt sich kampfbereit vor. Ein Erzengel mahnt die Gestalten auf der Klippe: «Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!» Hingerissen von der Brillanz seines Entwurfs liess der Kaiser das gelungene Werk als Stich vervielfältigen und das Blatt allen Botschaften in Berlin, seinen Verwandten in den verschiedenen Herrscherhäusern und anderen Auserwählten überreichen.<sup>5</sup>

Wilhelms persönliche Ausflüge in die Diplomatie hatten die europäischen Regierungen schon oft entsetzt; mancherorts wurde er als «Wilhelm der Plötzliche» bezeichnet. Niemand wusste, was er von dem zwischen depressivem Verfolgungswahn und euphorischem Optimismus hin- und herschwankenden deutschen Kaiser erwarten sollte. Bismarck meinte, der Kaiser wollte offenbar, dass alle Tage Sonntag wäre.<sup>6</sup> Wilhelms byzantinistischer Hof bestärkte ihn in seinem Wahn. «Es wurde täglich für ihn eine eigene Zeitung zurechtgemacht, in Goldbuchstaben gedruckt ... Sie wurde aus Exzerpten der Presse der ganzen Welt zusammengesetzt, natürlich nur solchen, von denen man glaubte, dass der Kaiser sie gern lesen würde. Nichts anderes.»<sup>7</sup>

Wilhelm interessierte sich nur für Nachrichten, die mit goldenen Lettern gedruckt waren. Er verabscheute die ermüdenden Vorträge seiner Minister mit ihren Berichten über unbequeme Tatsachen, die so gar nicht seinen Vorstellungen entsprachen. Um sie nicht anhören zu müssen, lief er im Zimmer auf und ab, hielt lange Monologe und entliess den Minister nach zwanzig Minuten. Er glaubte, es wäre seine Aufgabe, für die Bewahrung des europäischen Gleichgewichts zu sorgen. Wer sollte auch ausser ihm dazu in der Lage sein? Die Regierungsbeamten vom Reichskanz-

ler abwärts waren für ihn nur ahnungslose Bürokraten. Europa bedurfte eines überragenden Geistes, sollte es nicht als Folge der stümperhaften Unentschlossenheit dieser Leute auseinanderfallen! Nur die durch das Gottesgnadentum legitimierten Herrscher waren dazu ausersehen und fähig, die Geschicke der Völker zu lenken, aber es war ungerecht, dass er allein die ganze Bürde tragen sollte.<sup>8</sup> Der so sehr von schwankenden Stimmungen abhängige Kaiser empfand bei diesem Gedanken ein tiefes Selbstmitleid. Allein musste er die schreckliche Last auf sich nehmen, und niemand begriff, wie sehr sie ihn drückte! Er musste sie tapfer tragen, auch wenn er unverstanden blieb und seine Verdienste nicht gewürdigt wurden. Sein wohlbelebter Onkel, König Eduard von Grossbritannien, hasste den deutschen Kaiser ebenso, wie dessen Mutter, Eduards Schwester, ihren königlichen Bruder gehasst hatte. Kaiser Franz Joseph gehörte einer vergangenen Generation an, ein uralter Einsiedler, der die modernen Zeiten nicht mehr verstand. Frankreich hatte keinen Herrscher, mit dem man hätte reden können. Und alles hatte sich hinter des Kaisers Rücken verschworen; man versuchte, ihn einzukreisen. Sein einziger Freund war Nicki, der Zar. Der russische Kaiser war weder so klug noch so stark wie er selbst, aber er war seinen Ideen zugänglich. Deshalb musste er sich die Freundschaft von Nikolaus bewahren, ihm nach dem Munde reden und schmeicheln und ihn gelegentlich ängstigen, denn auch der Zar sollte in die gefährliche Einkreisung einbezogen werden. Der deutsche Kaiser hatte die Gewohnheit, seinem russischen Vetter vertrauliche Briefe zu schreiben. Sie enthielten Hofklatsch, gut gemeinte Ratschläge, Warnungen, Ermahnungen und schlossen gewöhnlich mit den Worten «Dein Dich herzlich liebender Willi». Die Korrespondenz zwischen beiden Kaisern wurde in englischer Sprache geführt (das erklärt die

gelegentlich etwas eigenartige Rechtschreibung und Grammatik);<sup>9</sup> nach dem Krieg haben die Bolschewisten die Briefe des deutschen Kaisers in den russischen Archiven gefunden. Die Antworten des Zaren sind nicht enthalten, aber der Briefwechsel hat Wilhelm offenbar ein besonderes Vergnügen bereitet. Es schmeichelte seinem Selbstwertgefühl, den Zaren aller Reussen zum gefügigen Werkzeug für die Verwirklichung seiner Pläne zu machen.

Voller Stolz auf seinen neuen Flottenstützpunkt im Pazifik ging Wilhelm jetzt daran, die Stellung Deutschlands als Seemacht ersten Ranges auszubauen. Bismarck hatte sich damit begnügt, die Vormachtstellung des Deutschen Reiches auf dem europäischen Kontinent zu sichern, Deutschland als saturiert bezeichnet und vor einem Zusammenstoss mit Grossbritannien auf den Weltmeeren gewarnt. Aber der Kaiser wollte ein Weltreich begründen und wählte den Weg ins Verderben!

Nach seiner Auffassung sollte Deutschland irgendwo zwischen Nord- und Südamerika Fuss fassen, und das liesse sich am besten mit der gleichen Methode erreichen, die der Graf von Monte Christo angewendet hatte, als er sich einen solchen Stützpunkt kaufte. 1901 fiel sein forschender Blick auf die Santa Margarita Inseln vor der Küste von Venezuela.<sup>10</sup> Als der amerikanische Aussenminister John Hay erfuhr, dass deutsche Kriegsschiffe die Inseln auskundschafteten, liess er der Regierung in Berlin eine Protestnote überreichen. Das Unternehmen wurde sofort abgeblasen.

Wenn Hay geglaubt haben sollte, sein Einspruch habe dem Kaiser Einhalt geboten, dann hatte er sich geirrt. Der Kaiser hatte ein besseres Objekt gefunden als eine venezolanische Insel. Warum nicht ein Stück von Mexiko? Vor der öden Küste von Südkalifornien, auf der Halbinsel Niederkalifornien, die sich hier über 1'600 Kilometer nach Süden erstreckt, gab es ein zweites Santa Margarita mit einem hervorragenden natürlichen Hafen in der Magdale-

na-Bucht. 1902 besuchte ein amerikanischer Anwalt, der sich in London niedergelassen hatte, den Botschafter der Vereinigten Staaten, Joseph H. Choate, und machte ihm eine sensationelle Mitteilung, die der Botschafter sofort an den Aussenminister Hay weitergab.<sup>11</sup>

Choate berichtete, der Anwalt habe ihm gesagt, ein deutscher Geschäftsmann, der in London tätig sei, hätte sich mit der Bitte an ihn gewendet, «Optionen einzulösen, die dazu berechtigten, den Hauptteil der Halbinsel Niederkalifornien zu erwerben». Seinen Auftraggeber nannte der Mann nicht, aber nach wochenlangen Verhandlungen hatte der Anwalt festgestellt, er müsste unbedingt selbst nach Mexiko reisen, um die erforderlichen Genehmigungen einzuholen. Aus diesem Grund bestand er darauf, zu erfahren, aus welcher Quelle das Geld für einen so abenteuerlichen Grundstückskauf käme. Man sagte ihm, der Käufer wäre «der deutsche Kaiser in seiner Eigenschaft als Privatmann», der auch die Mittel zur Verfügung stellen werde. Erstaunt erkundigte sich der amerikanische Anwalt danach, was der deutsche Kaiser mit einem solchen Grundbesitz anfangen wollte. Sein deutscher Mandant zeigte ihm auf der Karte zwei Häfen, die Magdalena-Bucht und die weiter im Norden gelegene Walfisch-Bucht, und erklärte, sie eigneten sich vorzüglich für die «Zwecke der Marine». Unter solchen Umständen lehnte es der Anwalt ab, den Plan des deutschen Kaisers zu unterstützen, auf den amerikanischen Kontinent vorzudringen.

«Wir haben dort zweifellos eine offene Flanke», schrieb Botschafter Choate am Schluss seines Briefes an den Aussenminister und fügte, ohne nach seiner Meinung gefragt zu sein, hinzu: «Das Gebiet ist zum Verkauf angeboten worden, und die Deutschen wollen es haben. Es liegt in unserem Interesse, dass es – unter wel-

chem Vorwand auch immer – keiner fremden Macht in die Hände fällt.»

Ob die Option erloschen ist, als der amerikanische Anwalt sein Mandat niederlegte, oder ob Hay eingegriffen hat, ohne es aktenkundig zu machen, wissen wir nicht. Der Kaiser hat die Magdalena-Bucht jedenfalls nicht gekauft. Seine Idee, in der amerikanischen Hemisphäre einen Flottenstützpunkt zu erwerben, hat sich nicht verwirklichen lassen.

Im gleichen Jahr musste der Kaiser jedoch eine noch viel schwerere Demütigung einstecken. Das «perfide Albion» hatte seine Warnung vor der gelben Gefahr nicht beachtet und sich hinter seinem Rücken mit Japan verbündet. Damit hatte es den «Gelben» praktisch die Hand gereicht. Als er einige Monate später grossmütig versuchte, Grossbritannien bei der Eintreibung von Kreditforderungen in Venezuela durch eine Seeblockade zu helfen, löste er eine Krise aus. Präsident Roosevelt drohte ihm mit dem «dicken Knüppel» und erklärte, er werde, der Monroe-Doktrin folgend, eine Flotte unter Admiral Dewey auslaufen lassen. Der Kaiser war empört. Immer wieder beriefen sich die Amerikaner auf die Monroedoktrin, als wäre sie eine göttliche Verheissung, die ihnen die Vorherrschaft in der ganzen Hemisphäre sicherte. Wilhelm glaubte hingegen, wenn es ein auserwähltes Volk Gottes gäbe, dann wäre es das deutsche.<sup>12</sup> (Es ist überliefert, dass die täglichen Hofmitteilungen eines Sonntags über den Kirchengang des Kaiser mit der folgenden Notiz berichteten: «Heute Morgen hat der Allerhöchste dem Höchsten Seine Aufwartung gemacht.»)<sup>13</sup>

Aber auch die mit Goldbuchstaben gedruckte Morgenzeitung konnte den Argwohn des Kaisers nicht zerstreuen, der überzeugt war, die ganze Welt habe sich gegen ihn verschworen. Als er bei einer Gelegenheit Frankreich verdächtigte, einen europäischen Kongress ohne die Beteiligung Deutschlands einberufen zu wol-



len, hallte das Echo des kaiserlichen Zorns bis über den Atlantik und veranlasste Präsident Roosevelt zu der Bemerkung: «Der Kaiser hat wieder einen Anfall gehabt. Was ist er doch für ein aufbrausender Geselle!»<sup>14</sup>

Sein Verfolgungswahn liess ihn vor allem die Briten fürchten, gegen die er hasserfüllte Reden hielt, während er sie insgeheim bewunderte. In einer gegen Grossbritannien gerichteten Hasstirade rief er in Gegenwart des Präsidenten Roosevelt unvermittelt aus: «Ich *bewundere* die Engländer!»<sup>15</sup> Aber er konnte den Verdacht nicht loswerden, dass die Landsleute seiner Mutter ihn für ungeschliffen und plump hielten. Wie Kapitän Hook in *Peter Pan* peinigten ihn Zweifel an seiner eigenen «Gesellschaftsfähigkeit».

Und ebenso wie der von allen gefürchtete Kapitän Hook, der zu zittern begann, als sich ihm das Stoffkrokodil näherte, erschauerte Wilhelm bei dem Gedanken, eingekreist werden zu können. Am meisten fürchtete er eine Allianz zwischen Russland in seinem Rücken und Frankreich und England vor ihm.

In dem Bestreben, die in Russland latenten Kräfte nach Osten und von Europa abzulenken, beschloss er, den Zaren zu einem Krieg gegen Japan zu drängen. Er schrieb seinem Vetter, «die grosse Zukunftsaufgabe Russlands ist es, Europa gegen die Einfälle der gelben Rasse zu verteidigen», und versicherte, er werde in Europa für Ruhe sorgen, Russland den Rücken decken und es nach besten Kräften unterstützen.<sup>16</sup> Doch der russisch-japanische Krieg (1904-1905) endete für den Zaren mit einer Katastrophe; aber Wilhelm II. wurde nie müde, zu beteuern, das wäre nicht seine Schuld gewesen. Nachdem die Japaner alle Schlachten gewonnen hatten, fiel es dem Kaiser schwer, zu entscheiden, ob sich die gelbe Gefahr nun noch mehr vergrössert habe, oder ob die Japaner als «Preussen des Ostens» nicht doch seine natürlichen Verbündeten wären.

1906, etwa um die gleiche Zeit, erwarben die Vereinigten Staa-

ten das für den Bau des Panamakanals vorgesehene Gebiet. Auf der anderen Seite des Pazifik wurde Japan immer mächtiger, und sein Einfluss verbreitete sich über die geographische Enge des Inselreichs hinaus so fühlbar, dass man in Europa eine Konfrontation zwischen Japan und den Vereinigten Staaten für unvermeidlich hielt. Der deutsche Kaiser hoffte auf eine für ihn günstige Entwicklung der Lage. Mit tiefer Befriedigung nahm er daher 1907 die Meldung auf, die Japaner beabsichtigten, mit einer schon in Mexiko eingetroffenen, 10'000 Mann starken Armee den Panamakanal in Besitz zu nehmen. Ein persönlicher Gewährsmann, der kürzlich von den Kaffeepflanzungen im Süden von Mexiko nach Deutschland zurückgekehrt war, hatte ihm gemeldet, er hätte die 10'000 Japaner «in Uniformen mit Messingknöpfen» gesehen, wie sie nach Sonnenuntergang von Sergeanten und Offizieren gedrillt wurden, die sich «als einfache Arbeiter getarnt» hätten. Der Kaiser unterrichtete sofort den Zaren und behauptete, sein Kundschafter hätte die 10'000 Japaner selbst gezählt. «Es sind Reservisten, die versteckt Waffen mitführen und ein Armeekorps bilden sollen, um den Panamakanal zu besetzen und die Landverbindung zwischen beiden Teilen Amerikas zu unterbrechen.»<sup>17</sup> Da jedoch 1'600 Kilometer mittelamerikanischen Urwalds Mexiko und Panama von einander trennen, wissen wir nicht, an welcher Stelle der Kaiser den Kanal vermutet hat. Aber ein Herrscher wie er hat es mit so vielen wichtigeren Fragen zu tun, dass wir ihm einen kleinen geographischen Irrtum verzeihen müssen. «Das ist meine geheime Information für Dich *persönlich*», fuhr er fort. «Es sind zuverlässige Informationen, denn Du weisst ja genau, dass ich Dir nie etwas Falsches gesagt habe.»

Des Weiteren belehrte er Nicki über die weltweiten Auswirkungen dieser bestürzenden Entwicklung: «London fürchtet einen Zusammenstoss zwischen Japan und Amerika, weil es sich

für eine der beiden Seiten entscheiden müsste. Es ist eine Rassenfrage, keine politische; nur Gelb gegen Weiss.» Triumphierend schloss der Kaiser: «Jetzt haben ihre Zeitungen zum erstenmal den Ausdruck ‚gelbe Gefahr‘ von *meinem Bild* gebraucht, das sich als zutreffend erweist.»

Der Kaiser machte sich die lebhaftesten Vorstellungen davon, wie sich die Japaner auf den zur Hälfte ausgehobenen Kanal stürzen würden, auf den Präsident Roosevelt so stolz war. Die Aussicht auf einen Krieg wirkte auf Wilhelm wie das Läuten der Glocke auf den Pawlow'-schen Hund. Das Wasser lief ihm im Munde zusammen. Arthur Belfour hatte er einmal gesagt: «Wenn irgendwo auf der Welt ein Krieg beginnt, setzen wir in Deutschland uns hin und schmieden einen Plan.»<sup>18</sup> Jetzt hatte er in Mexiko ein neues Spannungsgebiet gefunden und sofort damit begonnen, «Pläne zu schmieden». Die neue Lage löste bei dem «autokratischen Zickzackläufer», wie Roosevelt ihn nannte,<sup>19</sup> Vorstellungen aus, die die deutsche Politik in den folgenden zehn Jahren beherrschen und im Zimmermann-Telegramm gipfeln sollten.

Der Kaiser genoss sichtlich die Vorstellung, wie schockierend es auf den amerikanischen Präsidenten, der eben die zusätzliche Arbeitskraft von 1'000 Mann und weitere Geldmittel in Panama investiert hatte, wirken musste, dass er die Japaner in Mexiko entdeckt hatte. Jetzt würde Herr Roosevelt zugeben müssen, dass die gelbe Gefahr, vor der der Kaiser die westliche Welt so eindringlich gewarnt hatte, eine Realität war. In seiner lebhaften Phantasie stellte sich Wilhelm schon die Vereinigten Staaten und Japan als Gegner auf einem mexikanischen Schlachtfeld vor. Für Deutschland werde das, so glaubte er, die günstigsten Folgen haben: Sobald die Vereinigten Staaten in Mexiko einmarschierten, würde die latente Antipathie gegen die Yankees in ganz Lateinamerika flammenden Widerstand auslösen. Das wäre das Ende der Vor-

herrschaft der Vereinigten Staaten auf diesem Kontinent. Deutschland, das bestrebt war, seine Handelsbeziehungen und seinen politischen Einfluss auszuweiten, hätte endlich freie Hand, zu handeln, wie es ihm gebührte und wie es schon lange hätte handeln wollen.

Wenn man die Lage geschickt manipulierte, würde die japanische Bedrohung die Amerikaner sicherlich zum Einmarsch in Mexiko veranlassen. Aber der Kaiser dachte auch noch an eine weitere, für ihn günstige Folge einer solchen Entwicklung. In einem Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Japan würde England Amerika unterstützen müssen, und das wäre das Ende des britisch-japanischen Bündnisses. Mit seinen verworrenen, ihn zu immer neuen und phantastischeren Vorstellungen führenden Gedanken glaubte der Kaiser, in Amerika einen neuen Verteidiger der weissen gegen die gelbe Rasse gefunden zu haben. Mexiko sollte das Schlachtfeld sein! Wie einfach und wie logisch! Jetzt musste man nur noch die naiven Amerikaner von der Bedeutung ihrer Mission überzeugen.

Der Kaiser war überzeugt, der tatkräftige amerikanische Präsident werde diese Gelegenheit ergreifen, sich mit Ruhm zu bedecken. Der Reichskanzler Fürst von Bülow hatte ihm berichtet, Herr Roosevelt «ist ein grosser Verehrer Eurer Majestät. Gern würde er Seite an Seite mit Eurer Majestät über die Welt herrschen. Er betrachtet sich selbst als eine Art amerikanisches Ebenbild Eurer Majestät».<sup>20</sup> So war Herr Roosevelt der richtige Mann, die gelbe Gefahr zu bannen. Im Januar 1908 rief der Kaiser den amerikanischen Botschafter, Charlemagne Tower, zu sich und teilte ihm mit, 10'000 Japaner hätten sich «in ganz Mexiko» bereitgestellt. «Verständigen Sie den Präsidenten», sagte er, «und teilen Sie ihm mit, es sind zweifellos Soldaten, die mit Sicherheit in dem Augenblick gegen den Panamakanal vorgehen werden, in dem es in Europa zum Kriege kommt.»<sup>21</sup>

Der von seinem Botschafter über die Bedrohung seines Kanalprojekts unterrichtete Roosevelt war nicht geneigt, die Herausforderung anzunehmen. Doch der Kaiser zweifelte keinen Augenblick mehr daran, dass es seine Pflicht und zugleich ein Freundschaftsdienst gewesen sei, Roosevelt auf diese Möglichkeit aufmerksam zu machen. Er war entschlossen, ihn auch weiterhin zu drängen, wie er Nicki in den Krieg gegen Japan gedrängt hatte, indem er ihm den Beistand Deutschlands zusicherte. Nun kam er auf die ausgefallene Idee, ein Bündnis zwischen Deutschland, den Vereinigten Staaten und China zu arrangieren.

In diesem Augenblick legte die Schicksalsgöttin wie eine ergebene Hofdame dem deutschen Kaiser den Schlüssel für eine Lösung in seinem Sinne zu Füßen. Der amerikanische Journalist, William Bayard Hale von der *New York Times*, war nach Berlin gekommen, um den Kaiser zu interviewen.<sup>22</sup> Hier haben wir es zum erstenmal mit diesem Mann zu tun, der auch im weiteren Verlauf der Ereignisse immer wieder in entscheidenden Situationen in Erscheinung getreten ist. Im August 1908 gewährte der Kaiser dem Reporter Hale, der damals noch kein deutscher Agent war, ein Interview, das so viele Indiskretionen enthielt, dass die *Times* sich verpflichtet fühlte, vor der Veröffentlichung den amerikanischen Präsidenten zu konsultieren.

Der Kaiser hatte Hale gesagt, in den folgenden ein oder zwei Jahren müsse man mit einem Krieg der Vereinigten Staaten gegen Japan rechnen. Deshalb werde er einen Vertrag zwischen China, Deutschland und Amerika aushandeln, dessen Abschluss demnächst bekanntgegeben werden würde. Grossbritannien bezeichnete er mit harten Worten als Verräter an der weissen Rasse, weil es sich mit Japan verbündet habe.<sup>23</sup> Deutschland werde bald gegen England Krieg führen müssen, ja dieser Zeitpunkt stünde kurz bevor. Mit einem für ihn bezeichnenden Gedankensprung setzte sich

der Kaiser über jede Logik hinweg und erklärte, er werde die Moslems als Bollwerk gegen die gelbe Gefahr bewaffnen. Er sagte, Russland habe die weisse Rasse gegen Japan verteidigt, doch wenn Deutschland diesen Kampf geführt hätte, wäre Japan geschlagen worden. Zwei Stunden lang musste Hale den Wortschwall des Kaisers über sich ergehen lassen.

Der deutschfreundliche Journalist hatte das unangenehme Gefühl, die Ausführungen des Kaisers könnten nicht den Interessen Deutschlands dienen, und bevor er das Interview an die *Times* kablete, verständigte er vorsichtshalber das deutsche Auswärtige Amt – das fassungslos darauf reagierte – und den entsetzten amerikanischen Botschafter. Die *Times* legte das Interview dem Präsidenten vor, der «nachdrücklich» vor einer Veröffentlichung warnte. Die Zeitung verzichtete darauf, diesen für die Titelseite so hervorragend geeigneten Sensationsbericht zu drucken. Wenige Monate später schrieb Roosevelt: «Ich schätze ihn aufrichtig und bewundere ihn in gewisser Weise, aber ich wünsche, er hätte keine solchen Erleuchtungen.»<sup>24</sup>

Die hinterhältige Taktik des Totschweigens konnte den Kaiser jedoch nicht daran hindern, auch weiterhin theatralische Reden zu halten. Am 28. Oktober 1908 veröffentlichte die Londoner Zeitung *Daily Telegraph* ein Interview zu einem anderen Thema, das jedoch den gleichen Geist atmete. Ganz Europa reagierte mit Empörung, und das Echo der Äusserungen des Kaisers brachte sogar seinen Thron ins Wanken. Gekränkt, überrascht und verwirrt verliess er Berlin, wo auch die Presse an seinem Geisteszustand zu zweifeln begann, und flüchtete sich nach Pless. Dort veranstaltete man eine Hofjagd, um das Allerhöchste Gemüt zu besänftigen, freilich ohne grossen Erfolg. «Ich bin so unglücklich, weil ich immer missverstanden werde», vertraute er bei Tisch der schönen,

in England geborenen Fürstin Pless an, und während er das sagte, «fiel eine Träne auf seine Zigarre».<sup>25</sup>

Was hatten die Japaner nun wirklich vorgehabt? Der Bericht des Kaisers war nicht ganz aus der Luft gegriffen. Irgendetwas spielte sich zwischen Japan und Mexiko ab, aber niemand wusste genau, worum es sich handelte. Im Jahre 1908, einige Monate vor dem berühmten Interview des Kaisers, unterrichtete der amerikanische Geschäftsträger in Guatemala Washington von einem Gerücht, das besagte, Japan habe in einem Geheimvertrag einen Flottenstützpunkt an der Magdalena-Bucht im grössten und sichersten Hafen der mexikanischen Pazifikküste gepachtet, den auch der Kaiser hatte erwerben wollen.<sup>26</sup> Washingtons besorgte Anfragen wurden offiziell dementiert, aber die Gerüchte wollten auch während der folgenden Jahre nicht verstummen, und dabei war auch immer wieder von den als Arbeitern getarnten japanischen Soldaten die Rede, die angeblich bereitgestellt waren, um den Rio Grande zu überschreiten oder, wie es in einer zweiten Version hiess, den Panamakanal zu besetzen (wie es der Kaiser behauptet hatte).

Vielleicht hat es einen solchen Geheimvertrag gegeben, aber in den Archiven lässt sich nichts darüber finden. Mit Sicherheit hat Japan jedoch mit den Mexikanern, die den Verlust von Texas noch nicht verschmerzt hatten, gemeinsame Sache gemacht. Japan hatte wegen der kürzlich für japanische Arbeitskräfte erlassenen Einreisebeschränkungen Anlass zur Verstimmung. Die Japaner bezeichneten die Mexikaner als Bruderrasse und behaupteten, sie seien Nachkommen japanischer Fischer, die vor langer Zeit auf einem Floss über den Pazifik getrieben und hier gelandet seien.<sup>27</sup> Japanische Ausbildungsschiffe tauchten in mexikanischen Gewässern auf. 1911 machte der Grossadmiral der japanischen Flotte, Yashiro, Mexiko einen offiziellen Besuch. Nach einem glanzvollen Dinner mit sieben Gängen und sieben Weinsorten, das der mexikani-

sche Kriegsminister zu seinen Ehren in Chapultepec gegeben hatte, erhob sich der leicht schwankende Admiral, trank auf die Verbrüderung der Streitkräfte Mexikos und Japans und hielt eine Rede, in der er von einem gemeinsamen Vorgehen gegen einen gemeinsamen Feind sprach. Er wies auf die Verwandtschaft zwischen dem mexikanischen und dem japanischen Volk hin und sagte, von stürmischem Beifall unterbrochen, das gleiche Blut flösse in den Adern beider Völker. In beiden Ländern gäbe es furchterregende, feuerspeiende Vulkane, die sich zwar im Augenblick beruhigt hätten, aber jederzeit ausbrechen könnten, um die Welt erzittern zu lassen. Auch dieser Teil seiner Rede löste laute Beifallsrufe aus. Beide Nationen verstärkten ihre Streitkräfte zu Wasser und zu Lande, um sich der Verletzung ihrer nationalen Ehre zu widersetzen (*Viva Japon! Abaja los Gringos!*). Es bestand kein Zweifel mehr daran, wer mit dem gemeinsamen Feind gemeint war.<sup>28</sup>

Ob nun Amerika diese deutlichen Hinweise nicht verstehen konnte oder wollte, in Berlin war man entschlossen, die Regierung in Washington über ihre Bedeutung nicht im Unklaren zu lassen. Im Februar 1911 traf der deutsche Agent Horst von der Goltz mit dem Auftrag in Paris ein, den Entwurf eines Geheimabkommens zu entwenden, das der mexikanische Finanzminister José Yves Limantour angeblich mit japanischen Bevollmächtigten in Frankreich ausgehandelt hatte.<sup>29</sup> Limantour galt als einer der begabtesten Politiker in Mexiko und wahrscheinlicher Nachfolger des Präsidenten Porfirio Diaz. Sein offizieller Auftrag war es, in Paris eine Anleihe aufzunehmen. In Wirklichkeit wartete er jedoch den Ausgang einer Erhebung ab, die den alten Diaz stürzen sollte. In einem beschönigten Geständnis hat von der Goltz später behauptet, er habe sich an die Fersen von Limantour geheftet, und es sei ihm mit Hilfe eines Rolls-Royce, einiger Männer aus der Pariser



Unterwelt, eines ausschweifenden Gelages und einer mit einem Betäubungsmittel versetzten Flasche Wein gelungen, den mexikanischen Minister zu betäuben, um ihm auf diese abenteuerliche Weise das wichtige Dokument zu stehlen. Zwei schweigsame, in schwarze Mäntel gehüllte Kuriere aus Berlin hätten die Beute in Empfang genommen. Wenige Wochen später wurde dem amerikanischen Botschafter in Mexiko, Henry Lane Wilson, eine Fotokopie des Geheimvertrages zugespielt.

Botschafter Wilson sah sich gezwungen, das zu bestreiten, und die Höflichkeit gebietet es, dem Wort eines amerikanischen Diplomaten mehr zu vertrauen als dem eines deutschen Spions.<sup>30</sup> Doch Anfang März begab sich Botschafter Wilson in aller Eile nach Washington, um dem Nachfolger von Roosevelt, dem Präsidenten Taft, und dem Kabinett persönlich Bericht zu erstatten.<sup>31</sup> Am Morgen nach seiner Ankunft, am 6. März, wurde die Öffentlichkeit von der Nachricht aufgeschreckt, der Präsident habe an der mexikanischen Grenze 20'000 Mann, zwei Drittel des stehendes Heeres, aufmarschieren und die Flotte in Richtung auf den Golf von Mexiko auslaufen lassen. Taft erklärte, es handelte sich um ein Manöver, aber jedermann wusste, dass diese Mobilmachung zum Krieg gegen Mexiko und Japan führen konnte.<sup>32</sup> Die in El Paso, dem Hauptquartier der bereitgestellten Armee, versammelten Korrespondenten berichteten über das militärische Leben an der mexikanischen Grenze und würzten ihre Artikel mit stimmungsvollen Schilderungen des Zapfenstreichs und der um das Lagerfeuer versammelten, Bohnensuppe essenden Soldaten. Unter den in El Paso versammelten Zuschauern fiel besonders ein uniformierter Fremder auf. Es war der deutsche Militärattaché in Washington, Major Herwarth von Bitterfeld.<sup>33</sup> Was hatte dieser Herr in Texas zu su-

chen? Wir müssen uns den Namen des Majors merken, denn er war nicht nur gekommen, um das Manöver zu beobachten.

In Texas und den übrigen Grenzstaaten gährte es.<sup>34</sup> In Fort Sam Houston erzählte man sich, die japanische Flotte wäre vor der amerikanischen Pazifikküste gesichtet worden. In San Antonio verbreitete sich das Gerücht, zu Ostern würde die Armee in Mexiko City einmarschieren. Wenn ein japanisches Schiff Seattle oder San Francisco anlief, hiess es, es habe japanische Siedler an Bord, die sich auf dem Weg nach Mexiko befänden. Wachsame Patrioten behaupteten, auf der mexikanischen Seite der Grenze verdächtige Orientalen in Zivilkleidung gesehen zu haben, die in «soldatischer Haltung» umherliefen, aber nichts zu tun hätten. Einer Meldung zufolge hatten die Mexikaner geheime Waffenlager mit insgesamt 50'000 Gewehren an strategisch wichtigen Punkten entlang der mexikanischen Pazifikküste angelegt.

In ausländischen Hauptstädten kursierten erstaunlich ähnlich klingende Berichte «aus zuverlässiger Quelle» über das Geheimabkommen.<sup>35</sup> Es hiess, Japan habe sich nicht nur eine Flottenbasis an der Magdalena-Bucht gesichert, sondern auch das Nutzungsrecht für die durch ganz Mexiko führende Tehuantepec-Eisenbahnlinie, die die Küste des Pazifik und des Atlantik miteinander verbindet. Trotz der empörten Dementis aller japanischen und mexikanischen diplomatischen Vertretungen hielt sich das Gerücht hartnäckig. Die deutsche Presse stellte optimistische Spekulationen an und behauptete, die Amerikaner würden innerhalb von drei Tagen die Grenze nach Mexiko überschreiten, Diaz besiegen und Mexiko annektieren, um den Panamakanal zu schützen.<sup>36</sup>

Die Gerüchte überstürzten sich so sehr, dass Präsident Taft sich veranlasst sah, öffentlich zu dementieren, dass sich die Mobilmachung in irgendeiner Weise gegen Japan richtete. Damit sagte er die Wahrheit, aber niemand wollte ihm glauben, und zwar umso

weniger, als Deutschland alles unternahm, seine Glaubwürdigkeit zu unterhöhlen. Am 9. April erschien auf der Titelseite der angesehenen New Yorker Zeitung *Evening Sun* ein Artikel unter der Schlagzeile GEHEIMVERTRAG FOTOGRAFIERT! Der Inhalt entsprach dem später in dem Buch des deutschen Agenten von der Goltz enthaltenen Bericht, ohne jedoch dessen aktive Rolle zu erwähnen. Die *Evening Sun* behauptete, es gäbe in der Tat einen Geheimvertrag Mexikos mit Japan, und die Regierung Diaz habe ihn ratifiziert. Botschafter Wilson habe das Original in Händen gehabt, es aber nur solange behalten, bis es fotokopiert war, um es anschliessend den Geheimarchiven des mexikanischen Aussenministeriums zurückzugeben. Dann sei der Botschafter sofort nach Washington gereist, nachdem er sein Eintreffen angekündigt hätte. Unmittelbar nach seiner Ankunft habe er dem erschreckten Präsidenten und seinem Kabinett das belastende Schriftstück vorgelegt.<sup>37</sup> Der amerikanische Chef des Stabes, General Leonard Wood, wäre, als er sich mittags in seinem Klub zu Tisch setzen wollte, ins Weisse Haus gerufen worden. Er hätte sich die Serviette abgerissen und wäre sofort zu der Sitzung geeilt. Noch am gleichen Tag wäre die Mobilmachungsanweisung hinausgegangen. Anschliessend wäre Botschafter Wilson nach New York weitergereist, um den soeben aus Paris zurückgekehrten Limantour zu treffen. Diesem hätte er, wie die *Sun* behauptete, erklärt, er müsse Präsident Diaz mündlich die Aufforderung übermitteln, den Geheimvertrag innerhalb von sechs Tagen zu kündigen. Andernfalls werde sich das Eingreifen der Vereinigten Staaten nicht vermeiden lassen.

Dieser ausführliche, spannende und dem Stil der *Sun* entsprechende «Hintergrundbericht» überzeugte die Öffentlichkeit davon, dass Mexiko als Sprungbrett für einen japanischen Überfall dienen sollte. Die gelbe Gefahr wurde zum allgemeinen Ge-

sprächsthema und so populär wie der neueste Modetanz, der *Turkey Trot*. Im Bewusstsein der Öffentlichkeit von Amerika entstand eine besondere Empfindsamkeit gegenüber allen Alarmzeichen, die man jenseits der Grenze zu vernehmen glaubte; und dieses Gefühl hat sich auch in den folgenden Jahren nie ganz verloren.

Doch was hatte Botschafter Wilson, der einzige Mann, der die Wahrheit kannte, dazu zu sagen. Öffentlich äusserte er sich nicht. Vertraulich erklärte er dem Aussenministerium, er hätte nie einen Geheimvertrag in der Hand gehabt. Er konnte jedoch mit einer ganz anderen Geschichte aufwarten. Der Sonderkorrespondent der *Sun*, Mr. Ritchie, hatte ihm anvertraut, er habe den berühmten Artikel ausschliesslich auf der Grundlage von Informationen geschrieben, die Major Herwarth von Bitterfeld ihm zur Verfügung gestellt hätte (und der aufmerksame Leser wird sich das sofort gedacht haben).

Die ganze Geschichte war eine deutsche Erfindung! Präsident Taft hatte die amerikanische Armee nicht mobilmachen lassen, um einer Bedrohung des amerikanischen Staatsgebiets durch Japan zu begegnen, sondern weil amerikanische Geschäftsinteressen in Mexiko als Folge der gespannten Lage dort gefährdet waren.<sup>38</sup> Die übereilte Reise des Botschafters Wilson nach Norden und die Reaktion von Taft waren Ausdruck der Hoffnung, die Aufrührer einschüchtern und die Regierung Diaz stürzen zu können. Es war jedoch nie die Absicht der Vereinigten Staaten, den mexikanischen Präsidenten persönlich anzugreifen. Amerika wollte nicht die mexikanische Grenze überschreiten und seinen Nachbarn überfallen, war aber herzlos genug, den deutschen Kaiser durch diese Haltung bitter zu enttäuschen.

Ob Japan und Mexiko jemals einen Geheimvertrag abgeschlossen haben, den von der Goltz gestohlen hat, weiss man bis heute nicht. Es ist aber auch bedeutungslos. In der Geschichte wird die

Zukunft weniger davon bestimmt, was wirklich geschehen ist, als durch das, was sich nach dem Dafürhalten der Menschen ereignet hat. Deutschland war es nicht nur gelungen, den Amerikanern die Möglichkeit eines japanisch-mexikanischen Komplotts gegen die Vereinigten Staaten glaubhaft zu machen, sondern die Deutschen waren auch selbst davon überzeugt. Damit waren die Voraussetzungen für das Zimmermann-Telegramm gegeben.

Der Kaiser hatte den Geschmack an seinen lateinamerikanischen Abenteuern aber noch nicht verloren. Schon bald boten sich ihm hier neue Gelegenheiten. Die Wellen des Aufruhrs brandeten in Mexiko schon bis an die Stiefelspitzen von Diaz und bescherten dem Kaiser eine neue Chance.

### 3. «Besetzen Sie sofort die Zollstation!»

Als Francisco Madero, der Anführer des Umsturzes, der 1911 die grausame Tyrannei von Porfirio Diaz beendete, auf einem Schimmel in die Hauptstadt einritt,<sup>1</sup> wurde er von den Landarbeitern begeistert als Apostel und Befreier Mexikos gefeiert.<sup>2</sup> Doch das alte Regime liess seine Geschütze laden und holte zu einem Genschlag aus, der in weniger als zwei Jahren erfolgte. Mehr Zeit blieb Madero nicht für den Versuch, in einem Feudalstaat die Demokratie einzuführen. In zehn Tagen des Schreckens und blutiger Kämpfe mussten Tausende ihr Leben lassen.<sup>3</sup> Nachdem Ströme von Blut geflossen waren und der Pulverdampf sich verzogen hatte, stand in Mexiko ein neuer starker Mann am Ruder. Das war General Victoriano Huerta, ein reinblütiger Indianer mit platter Nase, rundem Schädel und den Augen einer Sphinx hinter wenig dazu passenden Brillengläsern.<sup>4</sup> Die gewohnte Branntweinflasche durfte niemals ausser Reichweite sein. Verschlagen, geduldig, wortkarg und kaum jemals nüchtern war er in der Armee über alle Rangstufen bis zum Oberbefehlshaber aufgestiegen und hatte sowohl unter Diaz als auch unter Madero gedient, den er jetzt verriet und gefangen setzte. Dankbar begrüsst ihn die herrschende Klasse und die ausländischen Kapitalanleger als ihren Retter.

Zwei Wochen nach dem Staatsstreich, in der Nacht zum 22. Februar 1913, fielen Madero und sein Vizepräsident, Pino Suarez, als sie unter Bewachung aus dem Hausarrest im Präsidentenpalast in das Staatsgefängnis gebracht wurden, einem Mordanschlag zum Opfer. Alle Welt glaubte, Huerta hätte den Befehl dazu gegeben,

wenngleich seine unmittelbare Beteiligung niemals nachgewiesen werden konnte.

Ein historischer Zufall wollte es, dass gerade in diesem Augenblick Woodrow Wilson als neuer Präsident der Vereinigten Staaten in sein Amt eingeführt wurde. Auf seine Art war auch er ein Apostel; kein Messias wie Madero, sondern eher ein Reformator wie Luther, gelehrt, unbestechlich, zielbewusst und ein Mann, dem es ebenso wie seinen Wählern darauf ankam, alte Ungerechtigkeiten und neue Habsucht auszumerzen und das politische Leben in den Vereinigten Staaten auf ein höheres sittliches Niveau zu heben. Reform hiess das Gebot der Stunde, und sie hatte Wilson als Wahlspruch auf sein Banner geschrieben. Mit ihm kamen auch andere Persönlichkeiten in die Regierungsmannschaft, die sich der «neuen Freiheit» verpflichtet fühlten, unter ihnen William Jennings Bryan, dem es niemand zutraute, dass er die Aufgaben des Aussenministers übernehmen könnte, und der Pazifist Josephus Daniels, der Marineminister wurde. Für sie war General Huerta ebenso wie für Wilson das personifizierte Böse. Und dennoch konnte Wilson der Energie seines Widersachers in dem langen Zweikampf, der folgen sollte, eine «verstohlene Bewunderung» nicht versagen.<sup>5</sup> In seinen öffentlichen Reden wetterte er gegen den mexikanischen Präsidenten, musste jedoch im privaten Gespräch einräumen, er hielt ihn für «ein amüsanter Scheusal . . ., so falsch, so verschlagen, so voller prahlerischer Tapferkeit . . . selten nüchtern und immer skandalös, aber doch ein unbeugsamer Kämpfer für sein Vaterland.» Für Huerta, einen Mann, der nicht viele Worte machte, war Wilson schlicht der «Puritaner aus dem Norden».<sup>6</sup>

Die Ermordung von Madero, der wie Wilson ein Reformpräsident gewesen war, wenige Tage vor seiner eigenen Amtseinführung, berührte den amerikanischen Präsidenten zutiefst und empörte ihn unsagbar. Das hätte nicht unbedingt so sein müssen,

denn während der vergangenen hundert Jahre hatte es in Mexiko kaum ein Regierungsoberhaupt gegeben, das nicht eines gewaltvollen Todes gestorben wäre. Aber Wilson empfand den Tod von Madero wie den eines Bruders. Das Gefühl, auch er könnte unter Umständen das gleiche Schicksal erleiden, hat seine Entrüstung vielleicht noch gesteigert. Seit dem Tag seines Amtsantritts am 4. März 1913 war er von der Idee besessen, es wäre seine «eindeutige Pflicht», als Vorkämpfer der «Neuen Freiheit» und Gegner des Interessensyndikats, das mexikanische Volk von dem «Usurpator» Huerta zu befreien.<sup>7</sup> Er trat entschlossen dafür ein, dass Mexiko mit Zustimmung des Volkes regiert würde, und glaubte, er sei dazu ausersehen, dieses Ziel zu erreichen. Um die gleiche Zeit ging eine Welle der Empörung durch ganz Japan, weil der Staat Kalifornien ein Gesetz verabschiedet hatte, das es japanischen Einwanderern verbot, Grundbesitz zu erwerben oder zu pachten. Die japanische Regierung konnte sich nicht vorstellen, dass die amerikanische Bundesregierung nicht das Recht hatte, das Gesetz eines Einzelstaats aufzuheben, und legte in Washington energisch Protest ein. Sie war überzeugt, diese Massnahme wäre eine beabsichtigte Kränkung. Die Atmosphäre im pazifischen Raum war spannungsgeladen, und der seit Langem erwartete Krieg schien unmittelbar bevorzustehen.

Wilson hatte den Kopf voller Pläne für innenpolitische Reformen. Er wollte die Trusts zerschlagen, die Verflechtungen bei den Unternehmensleitungen auflösen, die Dollardiplomaten aus dem Tempel jagen und war kaum in das Weisse Haus eingezogen, als er schon vor der Möglichkeit eines Krieges gegen Japan und einer schweren Mexikokrise stand. Wehmütig sagte er: «Es wäre eine Ironie des Schicksals, wenn sich meine Regierung hauptsächlich mit der Aussenpolitik beschäftigen müsste» – eine Bemerkung,



die sich – wie es eine Laune des Schicksals wollte – als die grösste Untertreibung des Jahrhunderts erweisen sollte.<sup>8</sup>

In einem solchen Augenblick, als neue Gerüchte davon sprachen, Japan hätte Mexiko ein Geheimbündnis angeboten, hätte es ein Mann mit weniger festen sittlichen Grundsätzen nicht gewagt, Mexiko dadurch den Japanern in die Arme zu treiben, dass er die mexikanische Regierung schwächte und die Beziehungen zu ihr abkühlen liess. Aber die besondere Stärke Wilsons, die schliesslich auch seine Schwäche war, bestand darin, dass er sich der Reinheit seiner Beweggründe bewusst war. Unerschütterlich setzte er sich für alles ein, was er für rechtens hielt, ohne daran zu denken, welche Folgen eine solche Haltung haben könnte. Er rief zum Kampf gegen den «Schurken» Huerta auf, entschlossen, ihn mit der diplomatischen Waffe der Nichtanerkennung zu stürzen.<sup>9</sup> Wenn er Huerta die Anerkennung versagte, unterstützte er damit natürlich den Aufstieg eines Rivalen in der Person des Generals Carranza, der schon im Norden an der amerikanischen Grenze einen Aufstand angezettelt hatte. Seine Streitkräfte stiessen jetzt weiter nach Süden vor, verstärkten sich täglich, setzten eine Gegenregierung ein und verwandelten Mexiko in einen amerikanischen Balkan, womit sie die Einmischung fremder Mächte geradezu herausforderten. Da sich beide Parteien um die Beschaffung von Waffen, Geld und Unterstützung anderer Art im Ausland bemühten, bot sich in Mexiko für jeden unternehmungslustigen Friedensstifter die Gelegenheit, die Monroe-Doktrin zu durchlöchern.

Viele warteten auf den geeigneten Augenblick. Japan nutzte die günstige Gelegenheit und verkaufte Huerta im Sommer 1913 eine grosse Menge Waffen.<sup>10</sup> Was Wilson jedoch noch mehr beunruhigte, war die Tatsache, dass die Japaner um die Entsendung eines Sonderbevollmächtigten baten. Der mexikanische Aussenminister, Senor de la Barra, wurde vom japanischen Kaiser empfangen

und mit Beifall überschüttet.<sup>11</sup> Deutschlands Hoffnungen auf eine Beunruhigung der allgemeinen Lage stiegen sofort.<sup>12</sup> Es sah aus, als werde das seit Langem erwartete Bündnis zwischen Japan und Mexiko jetzt Gestalt annehmen. Mexiko besass eine 3'200 Kilometer lange offene Pazifikküste, und seine Nordgrenze zu den Vereinigten Staaten erstreckte sich über 2'000 Kilometer von Texas bis nach Kalifornien und berührte auf ihrer ganzen Länge Gebiete, die früher zu Mexiko gehört hatten. Die Mexikaner hatten aber auch Alamo nicht vergessen. Kurz gesagt, Mexiko war der schwache Punkt in der Aussenpolitik der Vereinigten Staaten.

Doch die Hauptsorge des Präsidenten Wilson galt nicht strategischen Überlegungen, sondern seinen Reformen. Vom magischen Klang des Wortes «Konstitutionalisten» verführt, das Carranza für seine Partei gewählt hatte, vielleicht aber auch beeindruckt von dem langen weissen Bart Carranzas, der den General aussehen liess wie eine Mischung aus John Brown (der 1859 das Zeughaus des Bundes in Harper's Ferry, Virginia, stürmte und bei dem Versuch, die Sklaverei gewaltsam zu beenden, scheiterte, gefangen genommen und hingerichtet wurde) und dem Propheten Jesaja, glaubte Wilson, in ihm den neuen Führer der Unterdrückten zu erkennen. Das war der richtige Mann für Mexiko; über die Köpfe der Mexikaner hinweg wollte Wilson dafür sorgen, dass in seinem Nachbarland die Demokratie eingeführt wurde. «Ich setze mich mit aller Leidenschaft für die geknechteten 85 Prozent ein, die um ihre Freiheit kämpfen», sagte er. Die unterdrückten 85 Prozent konnten jedoch zu ihrem eigenen Unglück den Unterschied zwischen Carranza und Huerta nicht erkennen, sondern verkrochen sich in ihren Hütten oder gingen in die Berge in der Hoffnung, sich aus dem Streit der beiden Rivalen heraushalten und wenigstens einen Maulesel oder einen Sack Mais retten zu können.

Vergeblich zeichnete Botschafter Henry Lane Wilson ein Schreckensbild von Aufruhr und Chaos in Mexiko, die zu erwarten wären, wenn sich Huertas Herrschaft nicht bald konsolidierte. Der Präsident, der seinen Namensvetter Wilson als Exponenten der Dollardiplomatie verachtete und für mitschuldig an der Ermordung von Madero hielt, weil er dem mexikanischen Präsidenten das Asyl verweigert hatte, lehnte es ab, mit seinem Botschafter zu sprechen.<sup>13</sup>

Auch die europäischen Nationen empfanden angesichts der Politik des Präsidenten Wilson ein gewisses Unbehagen. Zur Regierungszeit von Madero hatten die Europäer um ihre Besitzungen in Mexiko gezittert und waren hochofret, als der Staatsstreich von Huerta gelang und er versprach, die alte Ordnung wiederherzustellen. Die Weigerung Wilsons, die Regierung Huerta anzuerkennen, schmerzte und beunruhigte sie. Sie beschworen ihn, eine zuverlässige und stabile Regierung in Mexiko zu unterstützen. «Am besten wäre es, wenn möglichst bald ein Diktator die Macht übernehme, der für Ordnung sorgt, die Wirtschaft fördert und dem Erziehungswesen neue Impulse gibt», meinte Lord Bryce, den Wilson nicht als Werkzeug fremder Interessen abtun konnte, wenngleich er britischer Botschafter in Washington war.<sup>14</sup> Der deutsche Kaiser drückte sich noch knapper und deutlicher aus: «Die Moral ist eine schöne Sache, aber wie steht es um die Dividenden?»<sup>15</sup>

Doch Wilson liess sich nicht von dem Weg abbringen, den zu verfolgen er sich berufen fühlte. Er hielt es für seine Aufgabe, «den Menschen zu stürzen, der sich als Präsident von Mexiko bezeichnet.»<sup>16</sup> Obwohl sechzehn Nationen Huerta anerkannt hatten, blieb er für Wilson der Inbegriff der politischen Sündhaftigkeit; das Goldene Kalb, das die verführten Mexikaner und die Dollardiplomaten anbeteten, ein Götzenbild, das zu zerschmettern ihm sein eigenes inneres Sinai gebot.

Schliesslich war das Öl der Anlass dafür, dass sich die Lage immer mehr zuspitzte. Die Seestreitkräfte überall auf der Welt waren um diese Zeit im Begriff, die Umstellung von Kohle auf Öl zu vollziehen, und die mexikanischen Ölquellen deckten ein Viertel des Weltbedarfs. Mexiko lieferte zudem aus dem Besitz eines einzigen Mannes, Lord Cowdray, praktisch alles Öl für die britische Kriegsflotte. In dieser elften Stunde, da eine lange Zeit des friedlichen Zusammenlebens der Völker zu Ende ging, gab die deutsch-britische Flottenrivalität den Ausschlag. Die britische Flotte war auf das mexikanische Öl angewiesen, und Grossbritannien auf seine Flotte.<sup>17</sup> Diese Lage beunruhigte Lord Cowdray zusehends. Sein Freund, der britische Botschafter in Mexiko, Sir Lionel Carden, litt unsäglich darunter, dass er Huerta immer noch nicht die offizielle Anerkennung mitteilen konnte, wie es nach seiner Auffassung die Interessen Grossbritanniens verlangten. Er drängte London zu diesem Schritt, und London übte Druck auf Washington aus. Doch Wilson beharrte nur desto hartnäckiger auf seinem Standpunkt. Zu dem britischen Botschafter wahrte er ebenso wie gegenüber seinem eigenen kühle Zurückhaltung, denn hinter den Schultern von Sir Lionel sah er die Gestalt von Lord Cowdray wie die eines finsternen Ungeheuers herausragen, das überall, wo es sich zeigte, öltriefende Fusstapfen hinterliess.<sup>18</sup>

Die britische Regierung ihrerseits war überzeugt, der Vertrag, den die britische Flotte mit Lord Cowdray abgeschlossen hatte, spreche eine überzeugendere Sprache als das Mitgefühl des Präsidenten für die unterdrückten mexikanischen Bauern. Am 3. Mai erkannte Grossbritannien Huerta als mexikanischen Präsidenten an.<sup>19</sup> Wilsons Ärger darüber hatte sich kaum gelegt, als die Japaner empört gegen das kalifornische Einwanderungsgesetz protestierten. Der Präsident reagierte gelassen, nicht aber das Oberkommando der amerikanischen Streitkräfte. Eigenmächtig liess

der Streitkräfteausschuss fünf Kreuzer aus dem amerikanischen Stützpunkt in China nach Manila auslaufen und empfahl die unverzügliche Entsendung der Pazifikflotte nach Hawaii und von zwei Kriegsschiffen nach Panama.<sup>20</sup> Durch eine beabsichtigte In-diskretion liess man dieses drastische Vorgehen an die Presse durchsickern. Der Bevölkerung der Vereinigten Staaten stockte der Atem, und der Präsident war so verärgert, dass er den Streitkräfteausschuss auflöste, der 1914 und während des grössten Teils des Jahres 1915 nicht mehr zusammentrat.<sup>21</sup>

Die gelbe Gefahr wurde zum Tagesgespräch. Marineminister Daniels klagte, seine Admiräle «verbringen die Nächte damit, darüber nachzudenken, wie Japan gegen Amerika Krieg führen und uns zuvorkommen könnte, indem es die Philippinen und anschliessend Hawaii besetzt.»<sup>22</sup> Damit war der 28 Jahre später erfolgte Überfall auf Pearl Harbor vorweggenommen, und die Admiräle einer früheren Generation bewiesen, wie zutreffend sie die strategische Lage beurteilen konnten. Doch Daniels war, wie er es ausdrückte, über ihre «Zwangsvorstellungen» entsetzt, und der Präsident hielt solche Äusserungen zu einer Zeit, da er sich darum bemühte, die Japaner zu beschwichtigen und den Frieden zu erhalten, für «geschmacklos».<sup>23</sup>

Auch in Mexiko kam Wilson nicht weiter. Alarmiert durch den zunehmenden Antiamerikanismus, der sich als Folge der Politik von Wilson noch steigerte, legten ihm die führenden amerikanischen Investoren eine Denkschrift vor, in der sie ihn drängten, Huerta unter der Voraussetzung anzuerkennen, dass sich der mexikanische Präsident und Carranza für freie Wahlen verbürgten.<sup>24</sup> Sie begründeten ihr Verlangen wie folgt: «Wenn Grossbritannien und Deutschland Mexiko aus seiner bedrängten Lage heraushelfen, wird das Ansehen der Vereinigten Staaten in diesem Lande zerstört.»

Ganz gegen seine Gewohnheit hörte Wilson zu und wäre fast diesem Rat gefolgt. Er entwarf sogar eine Note an Huerta in dem von den Geschäftsleuten vorgeschlagenen Sinne, aber als es dazu kam, das «rasende Scheusal» tatsächlich anzuerkennen, zögerte er immer wieder, diese bittere Medizin zu schlucken.<sup>25</sup> Hätte er es damals getan, dann wäre das Ansehen Amerikas nie durch das Blut von Veracruz befleckt worden.

Doch jetzt hörte er einen anderen Rat, der ihm besser gefiel. William Bayard Hale, dem der Kaiser das skandalöse Interview gegeben hatte, erscheint wieder auf der Bildfläche. Da sich Hale als Journalist für die «neue Freiheit» engagiert hatte, war er ausgewählt worden, die Biographie Wilsons für den Wahlkampf von 1912 zu verfassen. Von seinen Fähigkeiten beeindruckt, hatte ihn der Präsident mit dem Auftrag nach Mexiko geschickt, die politische Lage dort vertraulich zu erkunden. Seine besondere Eignung für diese Mission ergab sich daraus, dass er über Mexiko so gut wie nichts, aber eine ganze Menge über Wilson wusste. Er brauchte sich nur flüchtig umzuschauen, um in seinem Bericht das zu sagen, was Wilson hören wollte; Huerta wäre in der Tat der Erbösewicht, seine Herrschaft könnte nicht lange Bestand haben, und Botschafter Wilson hatte den Schurken tatsächlich zu einem Essen eingeladen.<sup>26</sup> Nun wies der Präsident jede Möglichkeit einer Anerkennung weit von sich und schickte einen zweiten geheimen Beauftragten<sup>27</sup> mit einem Brief zu Huerta, in dem er diesem mitteilte, er müsste bei den bevorstehenden Wahlen auf seine Kandidatur verzichten. Diesen Rat gäben die Vereinigten Staaten Mexiko in dessen eigenem Interesse.

Wie Cromwell in seinem Kampf gegen die Royalisten war Wilson im Recht und Huerta ein Reaktionär. Wohl bemühte sich Wilson aufrichtig darum, die Ausbeutung des mexikanischen Volkes zu beenden, aber er schlug gegenüber dem Staatsoberhaupt des

Nachbarlandes einen anmassenden Ton an, der nicht geeignet war, Huerta zu überzeugen.<sup>28</sup> So verderbt Huerta auch sein mochte, er hatte die politische Macht in der Hand und war ein stolzer Azteke. Seine Antwort auf Wilsons Botschaft war klar und unmissverständlich. Er liess 110 Mitglieder des mexikanischen Kongresses festnehmen und löste das Rumpfparlament auf. Als die Wahlen nach einigen Wochen wie geplant stattfanden, war niemand weniger erstaunt als Präsident Huerta, sich in seinem Amt bestätigt zu sehen.

Wilson, der von Mexiko erwartet hatte, es werde sich wie eine moderne Demokratie verhalten, obwohl es in seiner politischen Entwicklung etwa auf der gleichen Stufe stand wie Frankreich vor dem Sturm auf die Bastille, war erschüttert über die Festnahme der Abgeordneten. Er fasste sie als persönliche Kränkung auf, und es war ihm «unmöglich, darin etwas anderes zu sehen als einen gegen die Vereinigten Staaten gerichteten unfreundlichen Akt».<sup>29</sup> Es tröstete ihn auch nicht, als sein Botschafter in London, Walter Hines Page, berichtete, in Grossbritannien werde seine «moralische» Haltung in der Mexikofrage nicht gewürdigt.<sup>30</sup> Verbittert erklärte Wilson öffentlich, er halte es für seine «eindeutige Pflicht», den Usurpator «mit allen für die Erreichung dieses Ziels notwendigen Mitteln» zu vertreiben.<sup>31</sup>

Wilson hatte sich durch seinen Zorn in eine exponierte Lage gebracht, und Grossbritannien musste ihn jetzt daraus befreien. Der liberale britische Aussenminister, Sir Edward Grey, dem die Mexikopolitik Wilsons gar nicht gefallen wollte, schickte Sir William Tyrrell als Sonderbotschafter nach Washington, der das Misstrauen des Präsidenten zerstreuen und ein freimütiges Gespräch mit ihm führen konnte.<sup>32</sup> Als er nach London zurückkehrte, berichtete er unter anderem, auf die Frage nach seiner Mexikopolitik habe

Wilson geantwortet: «Ich werde die lateinamerikanischen Republiken lehren, die richtigen Männer zu wählen!»<sup>33</sup>

Wenige Wochen nach der Rückkehr von Tyrrell erfuhr Wilson zu seiner grössten Genugtuung, Sir Lionel Carden, nach seiner Ansicht das schwarze Schaf in der britischen Regierung, sei auf einen anderen Posten versetzt worden. Page berichtete, auch Lord Cowdray hätte seine Selbstsicherheit verloren, und beide befänden sich auf dem Rückzug.<sup>34</sup> Doch dieser so positiv zu bewertende Wandel war nicht die Folge einer plötzlichen Welle der Tugendhaftigkeit in Grossbritannien, sondern Sir Edward Grey hatte sich zu einem Schritt entschlossen, für den er die aktive Unterstützung Wilsons brauchte; er wollte die Abschaffung der am Panamakanal erhobenen Zölle erreichen.<sup>35</sup> Grey glaubte nicht, dass sich Huerta und Carranza moralisch wesentlich voneinander unterschieden.<sup>36</sup> Nach seiner Auffassung lohnte es sich nicht, die Feindschaft Wilsons damit zu riskieren, dass Grossbritannien Huerta selbst oder einen ähnlichen Mann mit anderem Namen unterstützte. Dafür lohnte sich die grosszügige Geste, Sir Lionel abzuverufen. Wilson reagierte darauf ebenso grosszügig mit einem Ersuchen an den Kongress, die Zölle am Panamakanal abzuschaffen. Es war ein Abkommen zwischen Ehrenmännern, die den edelsten Grundsätzen verpflichtet waren.

Dem undurchschaubaren General Huerta, der sich hinter seinen dicken Brillengläsern verbarg, brauchte niemand zu sagen, was es bedeutete, als sich die Briten von ihm zu distanzieren begannen. Als Wilson im Februar 1914 im freudigen Bewusstsein, dass Grossbritannien seine moralische Haltung anerkannte, das Waffenembargo gegen Carranza aufhob, wusste Huerta, dass er sich in einer verzweifelten Lage befand. Doch in dieser extremen Situation erreichte ihn ein Beistandsangebot; Deutschland hielt die Gelegenheit für günstig. Der deutsche Gesandte, Admiral von Hintze, suchte Huerta auf und bot ihm militärische Unterstüt-



zung gegen die Rebellen an, vorausgesetzt, Mexiko verpflichtete sich, die britische Flotte im Fall eines Krieges nicht mit Öl zu versorgen. Schon wenige Tage darauf hieften im Hamburger Hafen die Kräne grosse Kisten mit Gewehren und anderen Rüstungsgütern an Bord der Schiffe *Ypiranga*, *Bavaria* und *Kronprinzessin Caecilie*.<sup>37</sup> Der Bestimmungshafen war Veracruz.

Doch nun kommt auch ein anderes Schiff ins Spiel, die U.S.S. *Dolphin*, das Flaggschiff des Admirals Mayo, das in mexikanischen Gewässern vor Tampico ankerte.<sup>38</sup> Am 6. April landete ein Kanonenboot der *Dolphin* mit sieben Matrosen und einem Zahlmeister, um Proviant aufzunehmen. Tampico stand unter Kriegerecht, und ein Subaltemoffizier Huertas befolgte den vom Präsidenten erlassenen Befehl, keinem Schiff die Landeerlaubnis zu geben. Er nahm die Amerikaner fest und führte sie seinem Vorgesetzten vor. Dieser erkannte sofort, dass es sich hier um einen lebenden *casus belli* handelte, und befahl, die Amerikaner zur *Dolphin* zurückzubringen. Wenig später folgte ihnen ein mexikanischer Offizier, der sich darum bemühte, den Zwischenfall zu erklären, und das höfliche Bedauern des Kommandanten von Tampico übermittelte.

Dem Admiral Mayo genügte das nicht. Nach seiner Auffassung erforderte die Ehre der Vereinigten Staaten einen Flaggensalut von 21 Schuss als Zeichen der förmlichen mexikanischen Entschuldigung und die Bestrafung des Offiziers, der die Matrosen festgenommen hatte. Er stellte den Mexikanern ein auf 24 Stunden befristetes Ultimatum. Dann meldete er nach Washington, was er unternommen hatte. Die Regierung sah sich in eine Krise gestürzt, ohne recht zu wissen, wie es dazu hatte kommen können, und weder Wilson noch Bryan oder Daniels sahen für den Fall einen Ausweg, dass Huerta es ablehnte, sich zu entschuldigen. Die im Ulti-

matum festgesetzte Zeit verstrich, aber keine Kanone grüßte die amerikanische Flagge. Der «Tampico-Zwischenfall» wurde über Nacht zur nationalen Kränkung. Auf diplomatischer Ebene brach die Hölle los. Die Telegramme überstürzten sich, Kriegsschiffe liefen in den Golf von Mexiko aus, und weitere Ultimaten prasselten wie Hagelkörner auf Huerta nieder. Doch er wollte nicht nachgeben. Weshalb, so fragte er mit einer etwas verzerrten Logik, verlangten die Vereinigten Staaten eine Ehrenbezeugung von einer Regierung, die sie nicht anerkannten?<sup>39</sup> Fast geschlagen, die Katastrophe vor Augen und von einer Macht bedrängt, die zehnmal stärker war als sein eigenes Land, schob er die Entscheidung mit immer neuen Einwänden heraus, bis sich der bestürzte und hilflose Wilson auf den Sockel nationaler Ehre gehoben sah, von dem er nicht herabsteigen konnte, ohne es auf einen Krieg ankommen zu lassen.

Und doch begrüßte Wilson in seinem Dilemma diese Gelegenheit, den Diktator Huerta zu stürzen und, wie er die Dinge sah, in einem befreiten Mexiko die Einführung der Demokratie zu ermöglichen. Wohl scheute er sich vor Gewaltanwendung, griff aber doch nach den Kanonen. Er stellte Huerta ein letztes persönliches Ultimatum, das am Abend des 19. April um 6.00 Uhr auslaufen sollte. Für den Fall der Weigerung Huertas wurden militärische Sanktionen in der Form einer Blockade und der Besetzung der grössten mexikanischen Hafenstadt, Veracruz, angedroht. Die amerikanischen Streitkräfte erhielten den Befehl, sich für dieses Unternehmen bereitzustellen. Es wurde 6.00 Uhr, ohne dass Huerta das Ultimatum beantwortete, aber auch Wilson unternahm an diesem Abend noch nichts.

Am ganzen folgenden Tag, dem 20. April, herrschte in Washington eine heillose Verwirrung; die widersprüchlichsten Gerüchte schwirrten umher, und die Zeitungen brachten sensationelle Schlagzeilen. Wilson berief für 10.30 Uhr vormittags eine Kabi-

nettsitzung ein und sagte den Ministern, er werde den Kongress noch am gleichen Nachmittag darum ersuchen, die Besetzung von Veracruz mit Waffengewalt zu billigen. Natürlich ging es Wilson nicht so sehr um den Flaggensalut, aber offiziell stellte er alles auf diese Frage ab und erzeugte damit in der Öffentlichkeit ein nachhaltiges Unbehagen. Ein Kabinettsmitglied erinnerte sich später, der Präsident sei «zutiefst beunruhigt» gewesen und hätte die Sitzung mit der Bitte geschlossen, jeder, der noch an die Kraft des Gebets glaubte, möge jetzt beten, bevor eine Entscheidung fiel, die «die Nation in einen Krieg führen könnte».<sup>40</sup> Aber schon im nächsten Augenblick sagte er den vor dem Sitzungssaal wartenden Journalisten, es sei unvorstellbar, dass die Vereinigten Staaten gegen das mexikanische Volk kämpften. Dieser für den Präsidenten so charakteristische Sinneswandel hat es immer wieder so schwer gemacht, ihn zu begreifen.

Unmittelbar nach der Kabinettsitzung traf ein Telegramm des amerikanischen Konsuls in Veracruz ein, mit dem dieser berichtete, die *Ypiranga* werde in den Hafen einlaufen und wahrscheinlich eine Waffenlieferung für Huerta mitbringen. Um 2.00 nachmittags traf sich der Präsident mit vier führenden Vertretern beider Häuser des Parlaments und legte ihnen eine Resolution vor, die der Kongress verabschieden sollte.<sup>41</sup> Darin wurde die Anwendung von Waffengewalt gebilligt, um den Vereinigten Staaten «für die Beleidigungen und die entwürdigende Behandlung» Gerechtigkeit zu verschaffen. Ausserdem sagte er den Kongressführern, er wünschte das deutsche Schiff aufzubringen. Als er jedoch eine Stunde später ins Kapitol kam, um das Parlament persönlich um die Verabschiedung der Resolution zu bitten, erwähnte er die *Ypiranga* mit keinem Wort. Er mutete dem Kongress zu, den Einsatz militärischer Mittel nur als Vergeltung für ein versäumtes Entschuldigungsritual zur Wiederherstellung der nationalen Ehre

der Vereinigten Staaten zu erörtern. Zahlreiche Abgeordnete waren empört. Aber die Debatte begann in bedrückter Stimmung und führte zu nichts. Um 6.00 Uhr abends kehrte Wilson zu einer vertraulichen Sitzung ins Parlament zurück, die bis in die Nacht dauerte, aber kein Ergebnis brachte. Washington legte sich schlafen, während die Zeitbombe tickte.

Mehr als 24 Stunden waren inzwischen seit dem Ablauf des Ultimatums vergangen. Nach der Verfassung brauchte Wilson nicht die Zustimmung des Kongresses, aber gequält von seiner eigenen Unentschlossenheit war er wie gelähmt und konnte nichts unternehmen. Es verlangte ihn danach, den entscheidenden Schlag gegen Huerta zu führen, aber die Fadenscheinigkeit seiner Gründe, die sogar den Dollardiplomaten, die bei der skrupellosen Ausnutzung der Lage in Lateinamerika für ihre eigenen Zwecke nicht zimperlich waren, kaum genügt hätten, hielt ihn davon ab. Am Schluss war es das deutsche Schiff mit der Waffenlieferung, das den Fortgang der Ereignisse bestimmte.

Am 21. April, in den ruhigen Stunden kurz vor Morgengrauen, wurde der Präsident durch das schrille Läuten des Telefons geweckt. Schlaftrunken griff er im Dunklen nach dem Hörer und vernahm die Stimme seines Aussenministers Bryan, der ihn, selbst noch im Schlafanzug, aus seinem Haus in Calumet Place anrief. Eine zweite Stimme mischte sich in das Gespräch ein. Es war die des Marineministers Daniels, den man schon vorher geweckt hatte, und der nun ebenfalls in die Leitung eingeschaltet worden war. Im unteren Stockwerk des Weissen Hauses hörte der Sekretär des Präsidenten, Joseph Tumulty, auch noch im Schlafanzug, von einer Nebenstelle aus mit.<sup>42</sup>

«Herr Präsident», sagte Bryan und verlieh seinem dröhnenden Bass den für diese mitternächtliche Krise angemessenen ernsten

Ton, «ich muss Sie leider davon unterrichten, dass ich eben ein Telegramm aus Veracruz erhalten habe, das die Landung der *Ypiranga* für heute Morgen 10.00 Uhr ankündigt.»<sup>43</sup>

«Wie bitte? O ja, ich verstehe. Fahren Sie fort, Mr. Bryan.»

«Der Absender des Telegramms ist unser Konsul in Veracruz, William Canada. Er kabelt: ‚Das Dampfschiff der Hamburg-Amerika-Linie *Ypiranga* wird morgen mit 200 Maschinengewehren und 15 Millionen Schuss Munition aus Deutschland eintreffen. Es wird am Pier Nr. 4 anlegen und um 10.30 Uhr mit dem Löschen seiner Ladung beginnen‘. Konsul Canada berichtet ausserdem, dass drei Eisenbahnzüge am Pier bereitstehen, um die Rüstungsgüter zu übernehmen und, sobald sie verladen sind, abzufahren. Der Kommandant von Veracruz, General Maas, habe erklärt, er werde nicht kämpfen, sondern mit allen Soldaten und dem rollenden Material morgen abziehen und hinter sich die Strecke zerstören.»

«Begreifen Sie, was das bedeutet, Mr. Bryan?» Kummer und Unschlüssigkeit liessen die Stimme des Präsidenten beben. «Daniels, sind Sie noch am Apparat? Was meinen Sie, Daniels?»

«Wir sollten nicht zulassen, dass die Waffen Huerta erreichen», sagte Daniels. «Ich kann Admiral Fletcher über Funk anweisen, das zu verhindern und das Zollhaus zu besetzen. Ich meine, wir sollten das tun.»

Es trat eine Pause ein, während jeder der Gesprächsteilnehmer den Hörer umklammerte, der ihn mit den anderen verband, und die Last der Entscheidung spürte, die der Präsident treffen musste. Dann wurde das Schweigen gebrochen. «Daniels», liess sich die Stimme des Präsidenten hören, «übermitteln Sie Admiral Fletcher folgenden Befehl: Besetzen Sie unverzüglich Veracruz!»<sup>44</sup>

Das als «Pyjamakonferenz» in die Geschichte eingegangene

Gespräch im Morgengrauen löste den Einfall der Vereinigten Staaten in ein Nachbarland aus.

Im Marineministerium wurde das Licht eingeschaltet, und wenige Minuten später ging der folgende Funkspruch an Admiral Fletcher nach Veracruz ab: BESETZEN SIE DIE ZOLLSTATION. LASSEN SIE NICHT ZU, DASS DIE RÜSTUNGSGÜTER AN DIE REGIERUNG HUERTA ODER EINEN ANDEREN EMPFÄNGER AUSGELIEFERT WERDEN.

Am folgenden Morgen ging Wilson nervös im Zimmer auf und ab und wartete mit dem blassen, stark beunruhigten Bryan und Daniels, der seinen ganzen Schwung und Frohsinn verloren hatte, auf eine Nachricht.<sup>45</sup> Mit ihnen warteten Kriegsminister Garrison und der Berater im Aussenministerium, Robert Lansing, während sich auf dem Kapitol die bestürzten Kongressabgeordneten versammelt hatten, um verärgert und ungläubig über eine Resolution zu beraten, mit der die miternächtliche Entscheidung des Präsidenten gebilligt werden sollte, welche die Vereinigten Staaten wegen einer Angelegenheit in einen Krieg verwickelte, die die Öffentlichkeit als eine Frage längst überholter Etikette ansah, einen nichtigen Streit wegen eines Flaggensaluts.<sup>46</sup>

Schon am gleichen Morgen um 8.30 Uhr verlegte das Flaggschiff des Admirals Fletcher der *Ypiranga* mit drohenden Flaggensignalen den Weg und liess die Maschinen mit voller Kraft rückwärts laufen. Drei Stunden später gingen amerikanische Marinesoldaten in Veracruz an Land und besetzten das Zollhaus, die Bahnanlagen mit dem gesamten rollenden Material, die Funkstation, das Telegraphenamt und die Postämter.

Dann ereignete sich ein bedauerlicher und unvorhergesehener Zwischenfall: Die Mexikaner leisteten Widerstand. Woher sollten sie wissen, dass die mit aufgepflanzten Bajonetten heranstürmenden Blaujacken eigentlich nur nach Mexiko gekommen waren, um, wie Wilson sich ausdrückte, «der Menschheit zu dienen»?

Mexikanische Kadetten verbarrikadierten sich in einem Fort und eröffneten das Feuer auf die Angreifer. Ermutigt durch dieses Zeichen des Widerstandes begannen aufgebrachte Bürger, aus den Fenstern der oberen Stockwerke ihrer Häuser zu schießen. Die Geschütze der U.S.S. *Prairie* erwiderten das Feuer und beschossen die Stadt. Blut spritzte gegen die Hauswände, und Menschen starben auf den Strassen.<sup>47</sup>

VIER UNSERER MÄNNER GEFALLEN, ZWANZIG VERWUNDET. IN DER UMGEBUNG DES KONSULATS WIRD GESCHOSSEN, telegraphierte Konsul Canada um 4.00 Uhr nachmittags an die im Weissen Haus wartenden Männer. Als die Verluste nach der Einnahme von Veracruz gezählt wurden, stellte es sich heraus, dass 19 Amerikaner und 126 Mexikaner gefallen und 71 Amerikaner und 95 Mexikaner verwundet worden waren.

Angesichts dieser Opfer war Wilson zutiefst erschüttert. Als er sich am folgenden Tag der Presse stellte, sah er, wie einer der Reporter berichtet, «unnatürlich blass aus; seine Haut wirkte wie Pergament.<sup>48</sup> Der Tod amerikanischer Matrosen und Marinesoldaten als Folge eines von ihm gegebenen Befehls schien ihn krank gemacht zu haben.» Zu der Tragödie kam aber jetzt auch noch eine Demütigung. Noch ehe das Echo der Schüsse Washington erreichte, legte Deutschland im Aussenministerium Protest ein.

Seine Exzellenz Graf von Bernstorff, korrekt gekleidet im perlgrauen Cut, mit Homburg und einer Krawattennadel mit grauer Perle, liess sich persönlich beim Aussenminister melden, um gegen die Behinderung der *Ypiranga* ohne vorangegangene Ankündigung einer Blockade oder einer Kriegserklärung zu protestieren.<sup>49</sup> Nachdem Aussenminister Bryan den Botschafter in aller Form hinausgeleitet hatte, konsultierte er besorgt seine Völkerrechtsexperten. Eilig geprüfte Präzedenzfälle offenbarten die

peinliche Wahrheit: Der deutsche Botschafter war im Recht. Aussenminister Bryan schien es fast zu geniessen, öffentlich christliche Demut zur Schau zu stellen, und begab sich sofort in die deutsche Botschaft, um seine Entschuldigung persönlich vorzutragen. Während er zum Ausdruck brachte, in welche grosse Verlegenheit sein Land geraten wäre, gelang es ihm, sich selbst zu schonen und die Verantwortung für den Zwischenfall Admiral Fletcher zuzuschieben, der, wie er sagte, «seine Befugnisse aufgrund eines Missverständnisses überschritten hat».<sup>50</sup> Mit seiner Neigung, wie ein Büsser in einem Erweckungsgottesdienst Aussenpolitik zu treiben, fuhr Bryan mit seinen öffentlichen Schuldbekennnissen fort und erklärte, er hätte dem deutschen Botschafter «auf Anweisung des Präsidenten» eine Erklärung und Entschuldigung anzubieten. Admiral Fletcher hätte den Befehl erhalten, den Kapitän der *Ypiranga* persönlich aufzusuchen und das gleiche zu tun. Dem Marineminister Daniels gefiel es weniger, dem bestürzten Admiral mitteilen zu müssen, was jetzt von ihm verlangt würde.

Die Deutschen liessen offiziell erklären, die Waffen würden nach Hamburg zurückgebracht werden, doch während sich die Amerikaner mit Veracruz beschäftigten, erhielt die *Ypiranga* die geheime Anweisung, entlang der Küste nach Puerto Mexiko zu fahren, wo sie mit der *Bavaria* zusammentraf, die 1'800'000 Schuss Munition und 8'327 Rollen Stacheldraht geladen hatte.<sup>51</sup> Beide Schiffe löschten ihre Ladung in aller Ruhe und übergaben sie den Truppen von Huerta. Da es weder gelungen war, Huerta zu einem Salut zu zwingen, noch die Übergabe deutscher Waffen an ihn zu verhindern, obwohl 19 Amerikaner bei dem Versuch gefallen waren, musste man erkennen, dass ihr Tod umsonst gewesen war.

Der Erfolg ihrer Einmischungsversuche in Lateinamerika hatte die deutsche Regierung zutiefst befriedigt. Graf Bernstorff schrieb



in einem Privatbrief, «Mexiko ist für uns ein Gottesgeschenk gewesen».<sup>52</sup> Die Zeitung *Der Tag* meinte, die Vereinigten Staaten würden demnächst Mexiko annektieren und damit ganz Lateinamerika veranlassen, sich zu vereinigen und das Yankee-Joch abzuschütteln. Dann würde Deutschland eingreifen können. *Der Tag* sah die Vereinigten Staaten schon in einen mindestens fünf Jahre dauernden Krieg in den Bergen und Urwäldern von Mexiko verwickelt. «Das Eingreifen Japans ist mehr als wahrscheinlich», hiess es hier, und die Zeitung beschwor das Wunschbild, wie japanische Streitkräfte an der Küste Mexikos landeten und gegen Kalifornien vorrückten.

Veracruz hat in der Tat die Verstimmung bewirkt, auf die Deutschland hoffte. Aus Südamerika zurückgekehrte amerikanische Reisende berichteten, die feindliche Einstellung gegenüber den Vereinigten Staaten sei bei der Bevölkerung dieser Länder auf dem Siedepunkt. Die Folgen der Ermordung des österreichischen Erzherzogs, der im Hochsommer in Sarajevo erschossen wurde, hinderten Deutschland daran, Nutzen aus dieser Lage zu ziehen.

Der unerschrockene und wie immer optimistische Kaiser liess sich jedoch durch den tragischen Zwischenfall von Sarajevo nicht davon abbringen, die einmalige Gelegenheit zu nutzen, die sich für die expansionistischen Bestrebungen Deutschlands wenigstens in Lateinamerika bot. Wie üblich griff er selbst ein und schickte einen Sonderbeauftragten nach London, der Grossbritannien den Vorschlag unterbreiten sollte, mit Deutschland zusammenzuarbeiten, um die von den Vereinigten Staaten offensichtlich beabsichtigte Annexion Mexikos zu verhindern.<sup>53</sup> «Ich darf Ihnen im allerhöchsten Namen versichern», teilte der Sonderbeauftragte dem überraschten britischen Aussenministerium mit, «dass unsere beiden Länder keine Schwierigkeiten hätten, eine Verständi-

gung über unsere Einflusszonen in Mexiko zu erreichen.» Angesichts des Zeitpunkts, zu dem dieses Angebot gemacht wurde – es war der Juli 1914 – war der Vorschlag des Kaisers absurd und wurde von den Briten nur mit einem hochmütigen Lächeln quittiert.

Damals wusste Präsident Wilson von diesen Vorgängen noch nichts, war aber ohnedies betrübt genug. Recht hilflos bekannte er seinen Landsleuten bei der Beisetzung der Gefallenen von Veracruz: «Wir sind nach Mexiko gegangen, um der Menschheit zu dienen, soweit uns die Möglichkeit dafür gegeben war. Wir wollen nicht gegen die Mexikaner kämpfen. Wir wollen, wenn wir es können, den Mexikanern helfen.»<sup>54</sup> Aber in einem persönlichen Brief an einen Freund räumte er ein: «Ich sehne mich nach einem Ausweg.»<sup>55</sup>

Und wieder bot sich ihm eine solche Gelegenheit. Diesmal waren es die sogenannten ABC-Staaten Argentinien, Brasilien und Chile, die sich als Vermittler zur Verfügung stellten. Erleichtert nahmen Wilson und Huerta das Angebot an. Für Huerta kam es jedoch zu spät. Veracruz war ein Schlag, von dem sich seine Regierung nicht wieder erholen sollte. Sehr bald rückte Carranza gegen die Hauptstadt vor und stürzte ihn. Er hatte mehr Glück als Madero, entkam ins Exil und benutzte dabei ebenso wie Diaz vor ihm ein deutsches Schiff. Am 17. Juli waren Kapitän Köhler und die Offiziere der Besatzung des Kreuzers *Dresden* in Paradeuniform in Puerta Mexiko auf dem Bahnsteig angetreten, um den scheidenden Diktator zu begrüßen und ihn auf ihr Schiff zu geleiten.<sup>56</sup> Diaz war im Exil gestorben, aber anders als er sollte General Huerta mit der Unterstützung Deutschlands, das sein Interesse für Mexiko immer noch nicht aufgegeben hatte, in sein Vaterland zurückkehren.

Bis dahin ging Huerta nach Spanien, wo er am 1. August eintraf, drei Tage bevor die Welt in Stücke brach.

## 4. Japan – der dritte Partner

Eines Tages im September 1914, der Krieg dauerte erst einen knappen Monat, begegnete ein Amerikaner in New York auf der Strasse überraschend einem Mann, den er zum letztenmal auf einem diplomatischen Empfang in Mexiko City im Glanz seiner Orden gesehen hatte. Der Amerikaner wollte ihn begrüßen, als der Mann sich den Zeigefinger auf die Lippen legte und mit einem Schweigen gebietenden Blick um die Ecke Wall Street und Nassau Street verschwand.<sup>1</sup> Diese Heimlichkeit eines bekannten Diplomaten kam dem Amerikaner seltsam vor, der ihn als den deutschen Gesandten in Mexiko, Admiral Paul von Hintze, erkannt hatte. Sein Erscheinen auf der Wall Street bezeichnete den Beginn eines bemerkenswerten Abenteuers, mit dem die Deutschen hofften, das japanische Kaiserreich von der Seite der Alliierten lösen zu können. Sechs Monate später war Hintze Gesandter in China, nachdem er die Geheimdienste dreier Länder überlistet hatte, um dorthin zu gelangen. Der Kaiser persönlich hatte ihn für diesen Posten ausersehen, und seine Aufgabe war es, Japan zu einem Bündniswechsel zu bewegen.

Der Zeitplan der Deutschen, nach dem sie in Europa einen raschen Sieg erringen wollten, geriet durcheinander, als die alliierten Verteidiger sie an der Marne, nur eine Taxifahrt von Paris entfernt, zum Halten zwangen. Als die mit dem Mut der Verzweiflung kämpfenden Verteidiger Yperns ihnen im November den Weg zu den französischen Kanalhäfen versperrten, war ihr Operationsplan nur noch wertloses Papier. Jede Hoffnung auf die «Entscheidungsschlacht», wie Clausewitz sie gelehrt hatte, war geschwun-

den, und die deutsche Absicht, Frankreich niederzuringen, bevor Russland eine zweite Front aufbauen konnte, musste im blutgetränkten Schlamm Flanderns begraben werden. Von nun an erstarrte der Krieg an der Westfront in den Schützengräben an einer Linie, die von den Alpen bis zum Kanal reichte. Hier versuchte zuerst die eine und dann die andere Seite, den Stillstand durch den sinnlosen Einsatz von Menschen und Material in ungeheuerlichen, nutzlosen Angriffsoperationen zu überwinden.

Es war zu jener Zeit, dass angesichts der zwingenden Notwendigkeit, die Alliierten zu schwächen, die Vereinigten Staaten, Japan und Mexiko bei den deutschen Überlegungen in den Vordergrund rückten. Deutschland verfolgte zwei Ziele: Eines bestand darin, die Versorgung der Alliierten mit amerikanischem Kriegsmaterial dadurch zu unterbinden, dass die Vereinigten Staaten in einen kräftezehrenden Krieg gegen Mexiko oder Japan, am besten jedoch gegen beide verwickelt wurden. Das zweite Ziel war es, Russland damit zu schrecken, dass man das mit ihm noch kürzlich verfeindete Japan veranlasste, aus dem Bündnis mit den Alliierten auszutreten und sich den Mittelmächten anzuschließen, was die Russen dazu bewegen sollte, ihrerseits den Krieg zu beenden.

Japan hatte Deutschland am 9. August den Krieg erklärt und in einer bemerkenswert kurzen Zeitspanne mehr Vorteile aus dem Konflikt gezogen als irgendein anderes alliiertes Land. Im November 1914 hatte es die deutsche Flottenbasis in Tsingtao mit dem dort von Deutschland gepachteten Gebiet, die deutschen Pazifikinseln Yap, Truk sowie die anderen Marschall- und Carolineninseln an sich gebracht, die in einem späteren Weltkrieg Berühmtheit erlangen sollten. Nach diesen Eroberungen stellten die Japaner ihre aktive Beteiligung an den Kriegshandlungen ein.

Deutschland, das die Raubgier der Japaner für ganz natürlich hielt, musste den Eindruck gewinnen, dass sich dieser Gegner für die falsche Seite entschieden hatte. Geistig gehörte Japan augenscheinlich eher auf die Seite der Deutschen.<sup>2</sup> Der Kaiser war sich nicht ganz schlüssig, ob er das japanische Volk als Exponenten der gelben Gefahr bekämpfen oder sich mit ihm als den «Preussen des Ostens» verbünden sollte. Doch in Notzeiten wie diesen kam es allein darauf an, möglichst zweckmässig zu handeln. Das bedeutete, dass Japan als Verbündeter nicht nur in der Lage war, Russland zu zügeln, sondern auch die Vereinigten Staaten von einer Beteiligung am Kriege abzuschrecken. Mexiko würde dafür die Gelegenheit und den richtigen Schauplatz bieten, doch um wieviel abschreckender könnte Mexiko wirken, wenn es sich mit dem starken und disziplinierten anderen natürlichen Feind Amerikas, Japan, vereinigte!

Es war kein Zufall, dass diese Theorie im Kopf eines Diplomaten Gestalt annahm, der mit den Verhältnissen in Mexiko vertraut war, eines scharfsinnigen und entschlossenen Gesandten, eines Vertrauten des Kaisers, eines Freundes von Ludendorff, eines ehemaligen Adjutanten des Zaren, eines höheren Offiziers und vielleicht eines künftigen Aussenministers, dessen Schicksal es sein sollte, in den letzten Monaten vor dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches die Bedingungen für die Abdankung des Kaisers zu formulieren. In Mexiko City galt der blauäugige, glattrasierte Admiral von Hintze als eines der sympathischsten und umgänglichsten Mitglieder des diplomatischen Korps.<sup>3</sup> Er war zwar ein überzeugter Alldeutscher und Junker, der niemals am gottgegebenen Recht der militärischen Stärke Deutschlands gezweifelt hatte, aber er bemühte sich stets, seine Arroganz durch Liebenswürdigkeit zu mildern, und räumte später sogar vernünftigerweise ein, seine Landsleute hätten Edith Cavell einsperren, aber nicht erschossen

sollen. Er war intelligent, gebildet, gesellig, sprach akzentfrei englisch und teilte, stets in gutsitzende englische Anzüge gekleidet, offensichtlich den Ehrgeiz vieler Preussen, für einen englischen Gentleman gehalten zu werden. Alles passte zu diesem Bild mit Ausnahme eines grossen Amethyststrings, den die Frau eines amerikanischen Diplomaten an ihm gesehen hatte.

Hintze war schon früher anlässlich eines inzwischen berühmt gewordenen Zwischenfalls mit den Amerikanern aneinandergesessenen. 1908, als «tüchtiger, taktvoller junger Offizier» dem Pazifikgeschwader des Admirals von Diederichs zugeteilt, war er in gespannter Lage in der Bucht von Manila beauftragt worden, dem amerikanischen Admiral Dewey eine provozierende Botschaft seines Befehlshabers zu überbringen.<sup>4</sup> Nach seiner Rückkehr hatte er so lebendig geschildert, wie ihn Dewey mit zorngerötetem Gesicht anbrüllte, «wenn Ihr Admiral einen Kampf wünscht, dann kann er ihn sofort haben!», dass Diederichs dem Kaiser sagte, nach seiner Auffassung lohnte es sich vielleicht nicht, wegen der Philippinen einen Krieg zu beginnen.

Später ging Hintze als Marineattaché nach St. Petersburg, wo er sieben Jahre blieb und eine Zeitlang die Stelle des vom Kaiser persönlich ernannten Adjutanten von dessen Vetter Nicki bekleidete. 1911 nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er Adjutant des Kaisers, der ihn im darauffolgenden Jahr zum Gesandten in Mexiko ernannte. Er war es auch gewesen, der Huerta nach dem Angriff auf Veracruz die Hilfe Deutschlands für den Fall angeboten hatte, dass Mexiko sich bereiterklärte, im Kriege die Öllieferungen an Grossbritannien einzustellen. Während jener Krise nahmen die engeren Beziehungen zwischen Deutschland, Mexiko und Japan sichtbare Formen an. Huerta ersuchte Japan, ihn in Washington zu vertreten,<sup>5</sup> und obwohl die Japaner das ablehnten, erschienen in der amerikanischen und europäischen Presse zahl-

reiche Berichte, in denen behauptet wurde, Japan werde zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten vermitteln.

Mit diesen Vorstellungen und Erfahrungen ging von Hintze nach China, um Verbindungen mit Japan anzuknüpfen. Doch zunächst musste er eine Möglichkeit finden, dorthin zu gelangen. Bei Kriegsausbruch hatte er Mexiko nicht verlassen, um in den Fernen Osten zu gehen, sondern wollte wieder als aktiver Offizier in der deutschen Flotte Dienst tun. Da er diese Absicht öffentlich geäußert hatte, stand ihm kein freies Geleit mehr als Diplomat zu, und er musste heimlich in die Heimat zurückkehren. Das erklärt seine Geheimnistuerei auf der Wall Street. Als Steward getarnt überquerte er den Nordatlantik an Bord eines norwegischen Schiffes, ohne seine Abneigung gegen unsauberes Geschirr und Küchengeruch zu zeigen, denn damit hätte er sich verraten.<sup>6</sup> Das Abenteuer sichtlich geniessend schlenderte er einen ganzen Tag durch London und fuhr dann weiter nach Berlin. Als der Kaiser von diesem gewagten Unternehmen hörte, sagte er: «Wenn es Ihnen einmal gelungen ist, dann können Sie es auch ein zweites Mal tun. Ich werde Sie nach China schicken.»<sup>7</sup> Das damals neutrale Peking war ein Ort, an dem sich diplomatische Vertreter feindlicher Staaten, wenn sie es für notwendig hielten, unauffällig treffen konnten. Wer hätte sich besser für diesen Posten geeignet als Hintze? Er war ein erfahrener und geschickter Mann, der Russland und Mexiko aus eigener Anschauung kannte, Länder, an denen Japan stark interessiert war. Ausserdem durfte man annehmen, dass er als Marineoffizier gut mit den Japanern auskommen würde. Doch auf welchem Wege sollte er Peking erreichen? Er durfte auf keinen Fall durch Russland reisen, und wenn er den Weg über die Vereinigten Staaten und den Pazifik genommen hätte, wäre er wahrscheinlich von den Japanern aufgegriffen worden, die die Seewege nach China beherrschten.

Admiral von Hintze fühlte sich der Herausforderung gewachsen. Berlin bat zwar die amerikanische Regierung, sie möge Japan um freies Geleit für ihn ersuchen, aber Hintze wartete die Antwort gar nicht erst ab.<sup>8</sup> Als die Mitteilung des japanischen Botschafters eintraf, die kaiserlich japanische Regierung bedaure, nicht in der Lage zu sein, der Bitte um freies Geleit für Admiral von Hintze zu entsprechen,<sup>9</sup> hatte er schon die Vereinigten Staaten durchquert und San Francisco erreicht, wo er die Überfahrt auf einem amerikanischen Schiff buchte. Aus irgendwelchen Gründen liess Aussenminister Bryan eine Woche verstreichen, bevor er den negativen Bescheid der Japaner weiterleitete, aber Hintze wurde in San Francisco gewarnt, stornierte die Überfahrt auf dem amerikanischen Schiff,<sup>10</sup> das auf dem Weg nach Schanghai drei japanische Häfen anlaufen sollte, und verschwand von der Bildfläche.

Indessen warnten die Deutschen lautstark vor der gelben Gefahr und hofften, der schrille Klang der Signale werde die Amerikaner schrecken und sie veranlassen, ihre Waffen im eigenen Land zu behalten. In Berlin erhielt der Botschafter der Vereinigten Staaten, Gerard, täglich den Besuch hochgestellter deutscher Persönlichkeiten, die ihm zuraunten, eine wie grosse Gefahr für Amerika von Japan ausginge, und die ihm vertrauliche Berichte übergaben, die davon sprachen, dass es in Mexiko von hohen japanischen Militärs wimmelte und Amerika von japanischen Spionen heimgesucht würde.<sup>11</sup> Der deutsche Presseattaché in Washington, Baron von Schön, der nach dem Beitritt Japans zum Bündnis der westlichen Alliierten aus Tokio hierher versetzt worden war, erklärte bei seiner Ankunft im September öffentlich, der erbitterte Hass Japans gegenüber den Vereinigten Staaten, gekoppelt mit den ausgesprochen mexikofreundlichen Gefühlen der Japaner, liesse einen Krieg «unvermeidlich» erscheinen.<sup>12</sup> Seine



Äusserungen veranlassten den Präsidenten zu der Bemerkung, es sei «nicht nur wünschenswert, sondern sogar dringend geboten,» auf die Anwesenheit dieses Herrn zu verzichten.<sup>13</sup> Sein Nachfolger, der ebenfalls aus Tokio hierher versetzte Dr. Fuehr, der dort Handelsattaché gewesen war, zeichnete sich durch mehr Diskretion aus.<sup>14</sup> Er gab keine Interviews, hatte aber nach einem Bericht des amerikanischen militärischen Nachrichtendienstes den Auftrag, «zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko und nebenher auch Japan Unruhe zu stiften.» Wenige Wochen später wurde die Bevölkerung an der Westküste der Vereinigten Staaten durch Gerüchte auf geschreckt, die besagten, japanische Truppen wären in Mexiko gelandet. Lange Zeit danach, als das Tagebuch eines deutschen Kapitäns in die Hände des Marinenachrichtendienstes der Vereinigten Staaten fiel, liess sich die Spur dieser Gerüchte zu dem deutschen Kreuzer *Geier* zurückverfolgen, der in Pearl Harbor vor der britischen Flotte Zuflucht gesucht und diese Gerüchte von hier aus über Funk verbreitet hatte, während die Schiffskapelle Nachmittagskonzerte gab, um die «Geräusche» zu übertönen.<sup>15</sup>

Als nächster kam durch Vermittlung der Hearst-Presse, die sich besonders der gelben Gefahr angenommen hatte, Professor Ludwig Stein zu Wort, den man als grossen deutschen Orientalisten bezeichnete.<sup>16</sup> Er warnte Amerika: «Heute haben Sie wegen des Panamakanals, angesichts Ihrer geographischen Lage und Ihrer moralischen Stellung als Vorposten der weissen gegen die gelbe Rasse eine grosse verpflichtende Aufgabe: Sie müssen den Ansturm des Ostens abwehren.» Das hätte der deutsche Kaiser Wilhelm seinem Vetter Nikolaus auch ins Stammbuch schreiben können.

Doch ausser den künstlich erregten Befürchtungen und falschen Gerüchten gab es auch harte Tatsachen. Im Dezember 1914, als Hintze schon die Reise in den Fernen Osten angetreten hatte,

besuchte der Kapitän eines japanischen Kriegsschiffs Mexico City, wo zu jener Zeit General Pancho Villa die politische Macht in Händen hatte, nachdem Carranza vorübergehend von ihm ausgeschaltet worden war.<sup>17</sup> Pancho Villa stand auf dem Gipfel seiner Macht und liess sich in einer anmassenden Pose auf dem goldenen Präsidentensessel mit eitlen Lächeln fotografieren, als wollte er sagen: «Seht doch einmal, wer hier sitzt!» Wilson war zu dieser Zeit schon schwer enttäuscht von Carranza, hatte sich Pancho Villa zugewendet, und alles sah so aus, als werde der unternehmungslustige Bandit bald das ganze Land beherrschen. Nun fragte der japanische Abgesandte den General Villa, welche Haltung Mexiko im Fall eines Krieges zwischen Japan und den Vereinigten Staaten einnehmen würde. Wie Villa seinem persönlichen Freund, dem amerikanischen Befehlshaber in der Grenzregion und späteren Chef des Stabes, General Hugh Scott, erzählt hat, erklärte der Japaner ausserdem, sein Land sei verärgert über die Vereinigten Staaten, bereitete seit drei Jahren den Krieg gegen Amerika vor und würde nach Ablauf der folgenden zwei Jahre dafür gerüstet sein. Dann streckte der japanische Kapitän seine Fühler aus, um zu erfahren, ob ein gemeinsames Vorgehen von Japan und Mexiko möglich sei. Da sich Pancho Villa gerade jetzt der amerikanischen Freundschaft sicher war und nicht wissen konnte, dass sie ihm bald entzogen werden würde, antwortete er, seine Streitkräfte würden im Falle eines Krieges mit einer fremden Macht stets den Vereinigten Staaten zur Verfügung stehen.

Dieser japanische Annäherungsversuch muss unter Berücksichtigung der geographischen Lage von Mexiko gesehen werden. Die Pläne des amerikanischen Generalstabs setzten voraus, dass Japan, wenn es sich dazu entschliessen sollte, die Vereinigten Staaten anzugreifen, von Mexiko her mit dem Ziel ins Mississip-

pital eindringen würde, das Land in zwei Teile zu spalten. Mexikos Eisenbahnnetz, das in regelmässigen Abständen zur amerikanischen Grenze führte und sowohl am Pazifischen Ozean als auch am Golf Endstationen hatte, stellte für jede geplante Invasion der Vereinigten Staaten ein hervorragendes Transportsystem für Truppen und Versorgungsgüter dar.<sup>18</sup> «Jeder europäische und asiatische Generalstab, der die Möglichkeit eines Krieges gegen unser Land untersucht hat», sagte ein Mitglied des Stabes von General Pershing, «erkennt den grossen Wert eines Bündnisses mit Mexiko.»<sup>19</sup>

Während die Japaner diese Möglichkeiten berücksichtigten und sich an General Villa wendeten, tuckerte ein kleiner norwegischer Frachtdampfer, die *Christian Bors*, von San Francisco langsam nach Westen über die unermessliche Weite des Stillen Ozeans. Am 9. Januar 1915 lief das Schiff in Schanghai ein, wo ein Passagier von Bord ging, der sich im Hotel Astor bescheiden als Mr. V. Heintze eintrug.<sup>20</sup> In den Hafenkneipen von Schanghai erzählte man sich bald, der Kapitän der *Christian Bors* habe 1'000 Dollar in Gold dafür erhalten, diesen bescheidenen Herrn nach Schanghai zu bringen, ohne einen japanischen Hafen anzulaufen. Als man begann, Nachforschungen anzustellen, war der unauffällige Herr verschwunden. Eine Woche später überreichte Admiral Paul von Hintze, der das «V.» inzwischen wieder durch das ihm gebührende «von» ersetzt hatte, in Peking sein Beglaubigungsschreiben als neuer deutscher Gesandter.

Er rechnete zuversichtlich mit einem Erfolg seiner Mission, in Japan Kontakte aufzunehmen, denn ebenso wie der Kaiser und seine Berater in Berlin war auch er überzeugt, das Bündnis Japans mit den Alliierten wäre eine brüchige Sache – was auch wirklich zutraf. Da keine echte Interessengemeinschaft bestand, war das Bündnis ein künstliches Gebilde, und die Japaner waren ihm nur wegen der sich für sie auf dem asiatischen Festland bietenden

Vorteile beigetreten. Japans Rolle war kurz nach Abschluss der Vereinbarungen von dem chinesischen Präsidenten Yüan Shih-k'ai in düsterer Vorahnung so dargestellt worden: «Japan wird diesen Krieg dazu benutzen, die Herrschaft in China zu gewinnen.»<sup>21</sup> Innerhalb weniger Monate, in denen die Alliierten und ihre Feinde zu sehr mit dem Krieg in Europa beschäftigt waren, um sich einzumischen, hatte Japan die chinesische Souveränität schon stark geschwächt, nachdem es China zur Annahme der «21 Forderungen» gezwungen hatte. Den Rest wollte es sich holen, wenn es sich einen Platz in der vordersten Reihe der Sieger am Verhandlungstisch der Friedenskonferenz gesichert hatte. Deshalb erhöhten die Japaner bis zum glücklichen Ausgang des Konflikts hin und wieder den Preis für ihre andauernde Loyalität.<sup>22</sup>

Da man an der Bündnis treue Japans zweifeln musste und sein Beitrag zu den Kriegsanstrengungen gering war, lag sein einziger Wert für die Alliierten darin, dass es nicht mit Deutschland verbündet war. Aber dieser Umstand war entscheidend. Wegen der Auswirkungen eines möglichen japanischen Bündniswechsels auf Russland war es unbedingt erforderlich, Japan aus der deutschen Umarmung herauszuhalten. Da die Japaner wussten, worin der Wert ihrer Beteiligung am Kriege lag, zögerten sie nicht, alle Welt wissen zu lassen, dass sie von Deutschland umworben wurden. Es war beachtenswert, wie rasch gezielte Hinweise den Alliierten zu Ohren kamen, sobald die Deutschen Japan verlockende Angebote machten.

Trotz aller Geschicklichkeit Hintzes sollte das auch das Schicksal seiner Bemühungen sein. Unmittelbar nach seinem Eintreffen in Peking hatte er begonnen, bei den Japanern vorzufühlen.<sup>23</sup> Er versicherte dem japanischen Botschafter dort, er trage ihm die persönlichen Ansichten des Kaisers vor, wenn er ein Bündnisan-

gebot machte, und wiederholte seinen Vorschlag in einem privaten Gespräch mit dem Korrespondenten der führenden Tokioter Zeitung *Asahi Shimbun*. Er sagte, Deutschland werde Japan Tsingtao und die Pazifikinseln überlassen und ihm nach Friedensschluss in China mehr Handlungsfreiheit gewähren, als es die Alliierten je zulassen würden. Ausserdem sprach er von der Möglichkeit einer deutschen Finanzhilfe für die japanische Expansion in China. Auch in Stockholm – einer anderen neutralen Hauptstadt, in der die Diplomaten beider Seiten Zusammentreffen konnten – erfreute sich der japanische Botschafter unerwartet plötzlicher Beliebtheit. Im März und April 1915 besuchten ihn die Geschäftsträger Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Türkei, die jeweils auf Anweisung der Mittelmächte Vorschläge machten, die denen Hintzes glichen. Die Japaner nahmen diese Annäherungsversuche mit Interesse zur Kenntnis und liessen alles, was sie erfahren hatten, diskret zu den Russen durchsickern. Niemand weiss bis heute, ob sie ernsthaft daran gedacht haben, auf die Vorschläge einzugehen, aber der russische Botschafter in Peking machte sich ernste Sorgen darum, dass sie es tun könnten. Zum gleichen Zeitpunkt, im April 1915, löste die Nachricht, das japanische Schlachtschiff *Asama* kreuze mit unbekanntem Auftrag in der Turtle-Bucht vor der Küste des mexikanischen Teils von Niederkalifornien, in amerikanische Kriegsfurcht aus.<sup>24</sup> Die Hearst-Presse erhob ein lautes Protestgeschrei, Admirale und Generale gaben sich im Aussenministerium die Klinken in die Hand, der militärische Nachrichtendienst berichtete, die Turtle-Bucht wäre seit Monaten von japanischen Kriegsschiffen aufgesucht worden, japanische Funksignale wurden aufgefangen, und Admiral Howard von der Pazifikflotte bat um Verstärkungen.

War die *Asama* wirklich auf Grund gelaufen, oder gab sie es nur vor? Was hatte das Schiff in der Turtle-Bucht zu suchen? Es gab

Berichte, nach denen es sich schon seit Dezember dort aufhielt, dass es auf einem Riff festhing oder nur im Schlamm steckte und ohne Weiteres innerhalb einer Woche freigeschleppt werden könnte. Im letzteren Fall fragte es sich, weshalb sich drei andere Kreuzer und einige Versorgungsschiffe in der Nähe aufhielten. Regierungsbeauftragte eilten aus Los Angeles herbei, und der Kreuzer *New Orleans* lief aus, um die Lage an Ort und Stelle aufzuklären. Die Presse erinnerte aufgebracht an die alarmierenden Nachrichten in den vergangenen Jahren, die von dem Auftauchen der Japaner in Mexiko gesprochen hatten; an den Geheimvertrag von 1911; an Japans angeblichen Versuch, 1912 die Magdalena-Bucht zu kaufen; an die Gerüchte, Japan habe zunächst Huerta und dann Carranza Kredite für Waffenkäufe gewährt, und japanische Offiziere seien zunächst in Huertas, dann in Carranzas und schliesslich auch in Pancho Villas Armee gewesen. Nach neuesten Berichten richtete Japan Bunkerstationen in der Bucht von Santiago und Fischereiniederlassungen in der Bucht von Manzanilla ein. In Mexiko wimmelte es von Fischern, die zwei oder drei Sprachen beherrschten und anstelle von Angelruten und Netzen Vermessungsinstrumente mitführten.

Die Japaner bestritten alle bösen Absichten und behaupteten, die Geschichte von der Turtle-Bucht wäre eine Erfindung deutscher Agenten.<sup>25</sup> Die deutsche Presse andererseits erklärte, Japan richtete mit Sicherheit einen Flottenstützpunkt in Mexiko ein, und fügte scheinheilig hinzu, sollte das zum Krieg gegen die Vereinigten Staaten führen, werde es Deutschland nicht schwerfallen, sich mit dem Missgeschick Amerikas abzufinden.<sup>26</sup>

Das allgemeine Misstrauen gegenüber seinen Absichten war Japan durchaus nicht unangenehm. Je stärker die Zweifel an der Loyalität der Japaner waren, desto höher war auch der Preis, den die Alliierten zu zahlen bereit sein würden, um sich ihre Bündnis-

treue zu sichern. Es machte der japanischen Regierung nichts aus, die Alliierten wissen zu lassen, dass der Feind sich ihr genähert hätte. Admiral Hall hörte in London davon, und auch das Ausenministerium in Washington war davon unterrichtet. Im Juni 1915 kam der nervenschwache britische Botschafter, Sir Cecil Spring Rice,<sup>27</sup> eines Tages aufs Äusserste besorgt ins amerikanische Ausenministerium, um mitzuteilen, die Beziehungen zu Japan wären gegenwärtig ungewöhnlich schlecht, ja sie könnten kaum schlechter sein, und er sei überzeugt, Japan werde sich nach dem Krieg mit Deutschland verbünden. Obwohl Sir Cecil ein ausgesprochener Pessimist war, nahm man seine Sorgen diesmal ernst, und die Eintragungen in den diplomatischen Tagebüchern aus dieser Zeit klingen recht düster. Der Berater im amerikanischen Ausenministerium, Chandler P. Anderson, dem Sir Cecil gesagt hatte, er glaube, Japan werde sich mit Deutschland verbünden, schrieb in das seine: «Ich war unabhängig davon zu der gleichen Überzeugung gekommen.» Oberst House schrieb in sein Tagebuch, wenn Deutschland und Japan entschlossen seien, eine Schicksalsgemeinschaft zu bilden, «dann wäre das ein schwarzer Tag für die Vereinigten Staaten».<sup>28</sup> Der neue amerikanische Ausenminister, Robert Lansing, der Bryan abgelöst hatte, drückte sich noch deutlicher aus. Er schrieb in einer seiner ausführlichen Denkschriften: «Ich glaube, wenn der deutsche Militarismus und die autokratische Regierungsform in Deutschland diesen Krieg überleben, dann werden sie einen neuen Angriff gegen die Demokratie unternehmen, und die beiden Mächte, denen sie sich anlehnen, werden Russland und Japan sein, wo die gleichen autokratischen und expansionistischen Tendenzen bestehen.»<sup>29</sup>

Der verachtete Lansing, den der Minister Daniels als «kleinlich, schrill und farblos» bezeichnete,<sup>30</sup> hatte die Lage dennoch zutreffend beurteilt. Er irrte sich nur in einer Beziehung: Die Deutschen

warteten nicht, bis der Krieg zu Ende war; sie traten schon jetzt mit der Absicht an Japan und Russland heran, die drei autokratisch regierten Staaten in jenem natürlichen grossen Dreibund zu vereinigen, der ihr Wunschtraum, aber der Alptraum der Alliierten war.<sup>31</sup> Hintze sagte einem japanischen Korrespondenten ganz offen, Deutschland, Japan und Russland könnten gemeinsam eine unbesiegbare Einheit bilden, um «die beiden Hemisphären zu beherrschen und den Weltfrieden zu sichern».<sup>32</sup> Unter den japanischen hohen Militärs gab es Männer, die dieser Theorie zustimmten, weil sie glaubten, Deutschland werde aus diesem Krieg als Sieger hervorgehen, und das auch immer wieder lautstark verkündet hatten. Die japanische Regierung unternahm keinen Versuch, solche Stimmen zum Schweigen zu bringen, sondern hielt diese Äusserungen für nützlich, weil sie sowohl in Deutschland als auch bei den Alliierten den Eindruck erweckten, Japan könnte dem deutschen Werben nachgeben. Während des ganzen Krieges blieben die deutschen Hoffnungen und die Befürchtungen der Alliierten, Japan könnte eines Tages auf die andere Seite überwechseln, lebendig.

Allerdings hielt sich Japan an das Londoner Abkommen gebunden, das die Signatarmächte verpflichtete, keinen Separatfrieden zu schliessen, doch offenbar hat sich niemand ganz darauf verlassen wollen. Es wirkte in Washington auch nicht gerade beruhigend, als Botschafter Gerard Ende 1915 aus Berlin telegraphierte: «Ich habe den Verdacht, dass sich Deutsche und Japaner einigen könnten», und man eine Woche später erfuhr, dass Hintze noch immer versuchte, eine Verständigung mit Japan und Russland herbeizuführen.<sup>33</sup> Im April 1916 reiste einer der bedeutendsten deutschen Industriemagnaten, Hugo Stinnes, nach Stockholm, um unter gewaltigen Anstrengungen einen Separatfrieden zustande zu bringen. Er führte zahlreiche Gespräche mit dem ja-



panischen Botschafter, kehrte aber schliesslich doch mit leeren Händen nach Hause zurück, denn auch er war schliesslich nur ein Mensch.<sup>34</sup>

Wenngleich die Alliierten von Japan pflichtgemäss über alle derartigen Angebote unterrichtet wurden, konnten sie ein gewisses Unbehagen nicht loswerden und fürchteten doch, dass ihr Verbündeter eines Tages eine Kehrtwendung vollziehen und diese Angebote annehmen würde. Washington teilte dieses Unbehagen, denn die amerikanischen Regierungsstellen wussten, dass zu einer Zeit, da die Aufmerksamkeit der Alliierten ganz auf Europa gerichtet war, die günstigste Gelegenheit für ein gegen die Vereinigten Staaten gerichtetes japanisches Abenteuer von Mexiko aus gegeben war, die so bald nicht wiederkehren würde. Hier ist es schwierig, die Tatsachen von den phantastischen Vorstellungen jener Leute zu unterscheiden, die durch eine gelbe Brille blickten und überall Gefahren witterten. Es ist unmöglich, zu sagen, ob Japan damals wirklich an einen Angriff gedacht hat, weil westliche Historiker bisher keinen oder kaum Zugang zu japanischen Archiven gehabt haben. Man darf jedoch mit Sicherheit behaupten, dass die meisten, und zwar auch die verantwortlichen Persönlichkeiten in Deutschland, im übrigen Europa und in Amerika geglaubt haben, Japan beabsichtigte, von Mexiko aus irgendwie gegen die Vereinigten Staaten vorzugehen, und man müsse jederzeit damit rechnen.

Deutsche Propagandisten in den Vereinigten Staaten sowie die Hearst-Presse und ähnlich denkende Interessengruppen waren ständig darauf bedacht, die Öffentlichkeit auf die Gefahr eines japanischen Überfalls von Mexiko her aufmerksam zu machen. Hearsts Filmgesellschaft produzierte eine Reihe von Filmen mit der beliebten Schauspielerin Irene Castle in den Hauptrollen. Als idealisierte Verkörperung der amerikanischen Frau zeigte sie auf der Leinwand, welche Leiden die Frauen in diesem Lande erwar-

teten, wenn die Japaner und Mexikaner versuchen sollten, die Vereinigten Staaten zu erobern. In zehn wöchentlich vorgeführten Folgen kämpfte sie und verteidigte ihre Tugend gegen die Japaner, die unter der Führung eines an der Spitze des kaiserlich japanischen Geheimdienstes stehenden schurkischen Samurai in Kalifornien eingedrungen waren und bei ihrem Vordringen – wie nicht anders zu erwarten – entsetzliche Greuelthaten begingen.<sup>35</sup>

Japan hat zu jener Zeit wahrscheinlich versucht, die Lage in Mexiko zu seinem Vorteil auszunutzen, nicht aber einen offenen Angriff wagen wollen. Welches auch der Auftrag der *Asama* vor der Küste von Mexiko gewesen sein mag, es ist kaum anzunehmen, dass das Schiff zufällig oder als Folge des Versagens seines Kapitäns in der Turtle-Bucht auf Grund gelaufen ist. Jedenfalls bestand auch weiterhin die Möglichkeit, dass die Japaner nach Mexiko zurückkehrten. Im April 1915, als die *Asama* im Schlick festsass, während andere japanische Flotteneinheiten in ihrer Nähe auffallend ungeschickte Versuche unternahmen, sie freizubekommen, trafen zwei weitere Besucher an der Ostküste des amerikanischen Kontinents ein. Auch sie waren in geheimer Mission nach Mexiko geschickt worden.

## 5. «Herr von Rintelen eingetroffen, im Hintergrund Millionen . . .»

Seit 1914 hatte General Huerta – wie Napoleon auf Elba – in Barcelona auf den Tag seiner Rückkehr gewartet.<sup>1</sup> Die Deutschen hatten ihn aus Mexiko herausgebracht, und Deutschland wollte ihm jetzt auch die Rückkehr ermöglichen. Im Februar 1915 kam als Sonderbeauftragter Kapitän Franz von Rintelen, ein deutscher Marineoffizier, in Zivil zu ihm und machte ihm das Angebot, einen Militärputsch zu unterstützen, der Huerta in Mexiko wieder an die Macht bringen und ihm selbst die Möglichkeit geben sollte, sich an Wilson zu rächen.<sup>2</sup> Ausserdem hoffte man, damit einen Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko zu provozieren, der Amerika zwingen würde, seine Waffenlieferungen an die Alliierten einzustellen, weil es seine Rüstungsgüter selbst brauchte.<sup>3</sup>

Die Wiedereinsetzung von Huerta durch die Deutschen würde, wie man glaubte, Wilson veranlassen, sich mit gesenktem Kopf blind in ein mexikanisches Fiasko zu stürzen, das verheerendere Folgen haben müsste als der Zwischenfall von Veracruz. Die Unruhen jenseits des Rio Grande hatten ihn ohnedies in schlimme Bedrängnis gebracht. Die von Madero begonnene, während der kurzen Regierungszeit von Huerta unterbrochene und von dem «ersten Anführer» Carranza und seinen wütend kämpfenden Rivalen wieder aufgenommene Revolution hatte Mexiko im Lauf eines Jahres in ein blutiges Schlachtfeld verwandelt, auf dem sich die schiesswütigen Privatarmeen der Generäle Villa, Zapata, Obregon und anderer rivalisierender Anführer bekämpften, während die Generäle Felix Diaz und Orozco als Gefolgsleute von

Huerta ihre Truppen für die Gegenrevolution bereitstellten. In diesem mörderischen Durcheinander stand Wilson auf verlorenem Posten. Jede Gruppierung in Mexiko hatte in den Vereinigten Staaten ihre Befürworter und Gegner, die versuchten, die Regierung in Washington in dieser oder jener Richtung zu beeinflussen. Amerikanische Grundbesitzer und die Bewohner des von Banditen heimgesuchten Grenzgebiets verlangten lautstark nach dem Eingreifen der amerikanischen Regierung; die Liberalen wetterten dagegen. So ist es nicht verwunderlich, dass das deutsche Oberkommando hoffte, wenn Huerta in diesen Hexenkessel hineinstiess, werde es zu einer Explosion kommen, die die Vereinigten Staaten zwingen würde, ihr militärisches Potential ausschliesslich auf der amerikanischen Seite des Atlantik einzusetzen.

Der vom deutschen Oberkommando mit dieser Aufgabe beauftragte Rintelen besass die Intelligenz, den Wagemut und jenes Mass an Selbstüberschätzung, wie sie auch für Wassmus bezeichnend waren und die vielleicht die wichtigsten Voraussetzungen für den Erfolg eines Geheimagenten sind.<sup>4</sup> Mit einem Selbstvertrauen, das dem seines Gegenstücks in Persien nicht nachstand, beschloss Rintelen, in Mexiko eine amerikanische Front aufzubauen. Daneben plante er, die Rüstungsbetriebe von Du Pont aufzukaufen und die übrige Waffenproduktion durch Streiks und Sabotage lahmzulegen. Der achtunddreissigjährige, hochgewachsene, gut aussehende, aus guter Familie stammende, immer korrekt gekleidete Mann sprach ausgezeichnet englisch und kannte die Vereinigten Staaten, Mexiko und Südamerika aus eigener Anschauung. Nachdem er zunächst in der deutschen Kriegsmarine gedient und einige Jahre bei der Deutschen Bank gearbeitet hatte, war er 1906 als Vertreter der zweitgrössten deutschen Bank, der Diskontogesellschaft, zum erstenmal nach Amerika gekommen. Während eines dreijährigen Aufenthalts in New York hatte er

gute Beziehungen in Geschäfts- und Finanzkreisen angeknüpft und wurde sogar in den exklusiven New Yorker Yachtclub als Mitglied aufgenommen. Er wohnte im Yachtclub und hatte sein Büro bei Ladenburg, Thalmann & Co., einer angesehenen Privatbank. Auf den Dinnerparties von Southampton bis Newport war der unterhaltsame Junggeselle ein gern gesehener Gast, und als er 1909 nach Mexiko abreiste, bedauerten die neugewonnenen Freunde aufrichtig den Verlust dieses charmanten Gesellschafters. Im folgenden Jahr knüpfte er in Mexiko und einigen südamerikanischen Ländern weitere Bankverbindungen an, kehrte 1910 nach Deutschland zurück, heiratete eine wohlhabende Dame, wurde Vater einer Tochter, trat bei Kriegsausbruch wieder in die Marine ein und diente dem Admiralstab in Zivil als Finanzberater.

Er nahm seine Pflichten ernst, denn anders als die Regierungsbeamten in Berlin beurteilte er das Gewicht, das die Vereinigten Staaten in die Waagschale werfen konnten, aus eigener Erfahrung richtiger und glaubte, der Krieg würde nicht auf den Schlachtfeldern in Europa, sondern in Amerika entschieden werden. Nach seinen etwas prahlerischen Äußerungen während seines Aufenthalts hier hoffte er, im Verlauf seiner offiziellen Mission das Vergnügen zu haben, «Wilson persönlich zu sagen», welche Folgen sein verwerflicher Waffenhandel zeitigen müsste.<sup>5</sup> In diesen Geschäften sahen die Deutschen, die im spanisch-amerikanischen Krieg, im Burenkrieg und im russisch-japanischen Krieg ebenfalls als Waffenlieferanten aufgetreten waren, etwas besonders Verbrecherisches und hatten sich in einen Zorn gegen die Amerikaner gesteigert, der weit heftiger war als die an manchen Orten in den Vereinigten Staaten spürbare sporadische Verärgerung über die Deutschen.

Rintelen traf am 3. April 1915 in New York ein, und ihm folgte zehn Tage später, am 13. April, der General Huerta. Ihre Aussich-

ten auf Erfolg waren keineswegs gering. «Armes Mexiko», hatte Porfirio Diaz einmal traurig ausgerufen, «so weit von Gott entfernt und so nahe den Vereinigten Staaten!»<sup>6</sup> Darin lag in der Tat das Tragische des Schicksals von Mexiko. Nicht nur die Deutschen versprachen sich Vorteile von einer Gegenrevolution in Mexiko. Die Anarchie in diesem Lande war für die Vereinigten Staaten das vordringlichste aussenpolitische Problem, und das Schiesen jenseits der Grenze klang für amerikanische Ohren lauter als der Geschützdonner in Europa. Die amerikanischen Erdölunternehmen von Doheny und Senator Fall (den künftigen «Teapot-Dome-Zwillingen») hatten dort ebenso wie Guggenheim im Kupfergeschäft und andere im Berg- und Eisenbahnbau hohe Summen investiert. Es war die Stunde des Grossunternehmertums in Mexiko, und fast jeder dieser Grossunternehmer hätte es gern gesehen, wenn Huerta wieder an die Macht gekommen wäre. Die Lage in Mexiko forderte geradezu den Staatsstreich eines starken Mannes heraus. Wie Wilson selbst zugeben musste, stand das Land «vor dem Verhungern und hatte keine Regierung.»<sup>7</sup> Unter der Herrschaft von Carranza waren chaotische Zustände eingetreten. Der «oberste Chef» selbst, aus der Hauptstadt vertrieben, operierte von Veracruz aus, während der ordinäre Pancho Villa und der glutäugige Zapata Mexico City plünderten und sich im Thronsaal des Präsidentenpalastes als grosse Herren aufspielten. An den Strassenrändern hingen verwesende Leichen von den Bäumen, und mit Patronengurten drapierte Banditen stahlen auf ihren Raubzügen Getreide und Vieh. In den Städten wüteten die schwarzen Pocken und der Typhus, die Felder lagen brach, Eisenbahnlinien und Brücken waren zerstört, die Erschiessungskommandos waren zahlreicher als die Menschen, die an den Lebensmittelgeschäften Schlange standen, der Tod war ebenso alltäglich wie Schmutz und Unordnung, und die Bauern, die «unterdrück-

ten 85 Prozent», in deren Namen die Revolution begonnen hatte, kauerten im Staub verödeter Dörfer.

In dieser Lage konnte man damit rechnen, dass sich alle streitenden Parteien Huerta anschliessen würden, und natürlich gab es Generäle, Grossgrundbesitzer, *científicos* und andere Stützen des alten Regimes, die bereit waren, sich sofort wieder um ihn zu scharen. Die meisten führenden Persönlichkeiten waren schon in New York und eifrig damit beschäftigt, mit amerikanischen und mexikanischen Gruppen und Grüppchen in einem undurchsichtigen Ränkespiel die Rückkehr des Verbannten zu ermöglichen.

So hatte auch Rintelen alle Hände voll zu tun. Für die deutsche Einflussnahme in Mexiko standen ihm die verschiedensten Kanäle zur Verfügung; der deutsche Geschäftsträger, deutsche Konsuln, deutsche Handelsvertretungen, eine aus etwa 4'000 Personen bestehende deutsche Kolonie, mit deutschen Mitteln subventionierte Zeitungen, deutsche, von Huerta vor seinem Sturz bei der mexikanischen Radiostation eingestellte Funker, der deutsche General Maximilian Klotz als Generaldirektor der mexikanischen Rüstungsindustrie und etwa fünfzig eingebürgerte Deutsche, die als Offiziere in der mexikanischen Armee dienen.<sup>8</sup>

Zu ihrem Unglück konnten Rintelen und Huerta ihr Vorhaben in New York nicht unbemerkt vorbereiten. Seit dem Augenblick ihres Eintreffens dort interessierten sich die verschiedensten Geheimagenten für sie, die förmlich übereinander stolperten, wenn sie versuchten, die Verschwörer in den New Yorker Hotels aufzuspüren. Das wurde ihnen besonders dadurch erleichtert, dass das deutsche Botschaftspersonal nach der Ankunft von Rintelen, von Eifersucht getrieben, auf die verschiedenste Weise zu intrigieren begann. Besonders der spätere Reichskanzler, Major Franz von Pa-

pen, lehnte Rintelen ab. Er war als schneidiger junger Militärattaché in Mexiko und Washington akkreditiert und betrachtete den Neuankömmling als Eindringling in seinem eigenen Verantwortungsbereich. Papens Vorliebe für die diplomatische Spionage hat sich im Verlauf seiner dreissigjährigen Karriere bis zu seinem letzten Posten als Hitlers Botschafter in der Türkei während des Zweiten Weltkriegs erhalten. Aber damals hatte er die mehr informellen Pflichten eines Diplomaten wahrzunehmen, die ihn noch vor Ablauf eines Jahres die Ausweisung kosten sollten. Als Rintelen ihm in taktloser Form erklärte, er werde jetzt diesen Aufgabenbereich übernehmen, denn das Oberkommando hätte ihn beauftragt, «etwas Entscheidendes im Hinblick auf den Waffenhandel zu tun»,<sup>9</sup> machte er sich im eigenen Lager einen Feind, der sofort begann, sich um die Versetzung eines unbequemen Konkurrenten zu bemühen. Papen war schlauer und gerissener als Rintelen und daher im Vorteil. Wie es sich im Lauf der Zeit erweisen sollte, gelang es ihm immer wieder, auf der Seite des jeweils Stärkeren auf die Füsse zu fallen, niemals aber bei dem Verlierer zu landen, und zwar sowohl in der Monarchie als auch in der Weimarer Republik und schliesslich im Dritten Reich.

Der Kollege Papens, Marineattaché Boy-Ed, ein energischer, schweigsamer Halbtürke mit dem Blick eines Fanatikers, lehnte Rintelen ebenso ab, der hier auf Befehl der Admiralität den Vorrang beanspruchte.<sup>10</sup> Zu jener Zeit waren zahlreiche deutsche Schiffe in atlantische Häfen interniert worden, die sich mit ihren nicht ausgelasteten Besatzungen als einsatzbereite Spionagezentren anboten und das Personal zur Verfügung stellen konnten, mit dem sich Sabotageakte durchführen liessen. Dass Rintelen diese Schiffe und ihre Besatzungen seinem Befehl unterstellen wollte, verärgerte Papen und Boy-Ed, die als eifrige Diplomaten in einem neutralen Land alles unternahmen, um die Sprengung von Hafен-



anlagen, Kanälen, Eisenbahnbrücken und anderen Objekten vorzubereiten. Es lässt sich nicht nachweisen, ob sie für die Schwierigkeiten verantwortlich waren, in die ihr neuer Kollege sehr bald geriet, aber Rintelen hat immer geglaubt, das sei so gewesen, und führte auch noch Jahre nach dem Krieg eine leidenschaftliche Fehde mit ihnen.

Ein weiterer Kollege war der Handelsattaché Heinrich Albert, den Wilson als den «führenden und äusserst gefährlichen Kopf bei all diesen unglücklichen Intrigen» bezeichnet hat.<sup>11</sup> Als Verantwortlicher für die Finanzierung aller deutschen Untergrundoperationen in den Vereinigten Staaten war es Dr. Albert durchaus nicht recht, dass Rintelen über eigene Geldmittel verfügte.

Alberts Vorgesetzter, der geschliffene Graf von Bernstorff, hielt das alles für sehr bedauerlich. Der elegante, aristokratische, intelligente Botschafter und Sohn eines Botschafters, Graf Johann Heinrich Andreas Hermann Albrecht von Bernstorff,<sup>12</sup> war ein in England geborener Kosmopolit, dessen sechs Dienstjahre als deutscher Geschäftsträger in den Vereinigten Staaten durch gesellschaftliche Erfolge und den Ehrendoktorgrad von fünf Universitäten, daruntér auch Wilsons Princeton University, den erwünschten Glanz bekommen hatten. Er kannte Amerika und wusste besser als jeder andere in seiner Heimat, dass Deutschland trotz seiner militärischen Anfangserfolge nicht in der Lage sein würde, den Krieg siegreich zu beenden, wenn sich die Vereinigten Staaten auf die Seite der Alliierten stellten. Alle seine Bemühungen hatten daher nur das eine Ziel: Es musste verhindert werden, dass sich Amerika den Alliierten anschloss. Wohl war er an seine Anweisungen aus Berlin gebunden, aber er bedauerte die Anwendung von Taktiken, die Amerika verärgern und das gefährdete Gleichgewicht der Neutralität gefährden konnten. Kaum jemals hat ein Botschafter mehr Taktgefühl aufbringen müssen und war dabei so dafür geeignet wie er. Sein Charme, seine Aufrichtigkeit und An-

passungsfähigkeit, seine bestrickenden Umgangsformen und die vornehme Zurückhaltung, die sich so angenehm von der üblichen preussischen Überheblichkeit unterschied, öffneten ihm alle Türen. Er eroberte die Herzen der Damen beim Walzertanzen und mit seinen leuchtenden blauen Augen; die Herren begeisterte er bei Golf und Poker und gewann die Journalisten mit der Anweisung an das Botschaftspersonal, alle Herren von der Presse, die ihn sprechen wollten, vorzulassen. Er sprach und schrieb fehlerloses Englisch und Französisch, war, wenn es verlangt wurde, ein brillanter Gesprächspartner, konnte aber auch auf Dinnerparties oder mit einer Zigarre in der Hand stundenlang dasitzen, den Herren zuhören und seinen sonst oft undurchdringlich erscheinenden Gesichtsausdruck hinter einem verständnisvollen Lächeln verbergen. Das Geheimnis seines Erfolges lag, wie man sich erzählte, in seiner Bereitschaft, sich langweilen zu lassen.<sup>13</sup>

Als dienstältester deutscher Diplomat in der westlichen Hemisphäre war Bernstorff für die Ausführung deutscher Pläne in diesem Gebiet verantwortlich. Alle Anweisungen an die Gesandten und ihre Berichte liefen über seinen Schreibtisch, und er war auch für alle völkerrechtswidrigen Unternehmungen verantwortlich. Die aufgeblasenen Besserwisser, die Berlin ihm schickte, konnten ihm bei seinem Bemühen, Amerika neutral zu halten, nicht helfen. Er befand sich in der Lage eines gebildeten jungen Mannes, dessen Werben um ein puritanisches, moralisch empfindsames junges Mädchen durch die rauhen Umgangsformen seiner ungeschliffenen Verwandten behindert wird.

Rintelens Ankunft erleichterte Bernstorffs Aufgabe keineswegs. Aber Rintelen war auf ausdrücklichen Wunsch Seiner Majestät nach New York gekommen, und nachdem der Botschafter ihn einige Wochen gemieden hatte, bat er ihn zu einer Bespre-

chung in sein New Yorker Quartier in das Ritz Carlton Hotel<sup>14</sup> und setzte sich anschliessend wegen des Auftrags von Rintelen mit dem deutschen Generalstab in Verbindung. Neben der Zimmerflucht des Botschafters im Ritz unterhielt jedes Botschaftsmitglied ein eigenes Büro in New York; Papan am Broadway 60, Boy-Ed im deutschen Konsulat am Broadway 11 gegenüber dem Zollamt am Bowling Green, und Dr. Albert im Gebäude der Hamburg-Amerika-Linie am Broadway 45.<sup>15</sup> Sie alle benutzten den Deutsch-Amerikanischen Klub am Central Park South 112 als Treffpunkt und kamen auch häufig im Manhattan Hotel an der Ecke 42. Strasse und Madison Avenue zusammen.

Eines Nachmittags schlenderte Rintelen in die Hotelhalle. Während er wartete und gleichgültig mit seinem Spazierstock gegen die Topfpalmen klopfte, fuhr eine schwarze Limousine vor, und der gerissene, wortkarge indianische General Huerta stürmte herein. In seiner Begleitung befanden sich einige emigrierte mexikanische Plutokraten in schwarzen Mänteln mit Samtkragen. Rintelen schloss sich der Gruppe an und verschwand mit ihr nach oben.<sup>16</sup> Keiner von ihnen hatte bemerkt, dass die Räume, die neben ihrem Appartement lagen, von einigen Herren gemietet worden waren, die dort rund um die Uhr Wache hielten. Um sie näher kennenzulernen, müssen wir einen weiten Sprung zurück in das London der ersten Wochen des Krieges tun.

Der Leiter des aussenpolitischen Ressorts der *Times*, Wickham Steed, stiess eines Morgens beim Verlassen seines Hauses an der Tür auf ein untersetztes, unrasiertes, ungepflegt wirkendes und erschöpftes slawisches Individuum, das ihn ansprach und sagte: «Ich bin Voska. Der Professor schickt mich.»<sup>17</sup> Der seit Langem mit den politischen Verhältnissen auf dem Balkan (Anm. d. Übers.: Hier liegt ein geographischer Irrtum der Verfasserin vor; die Tschechoslowakei liegt nicht auf dem Balkan!) vertraute Steed

wusste sofort, der «Professor» war Thomas Masaryk, der spätere Präsident der Tschechoslowakei, aber er hatte keine Ahnung, wer Voska war, bis der übermüdete Mann ihm erklärte, er wäre der Vorsitzende des Dachverbandes der tschechischen Vereine in Amerika. Er war jetzt mit seiner Tochter von einer fünftägigen Reise durch Europa zurückgekehrt und brachte geheimes Dokumentenmaterial mit, das Masaryk über das österreichisch-ungarische Rüstungspotential zusammengestellt hatte. Einige Papiere hatte er in seine Schuhsohlen eingenäht, bevor er Prag verliess. Der Rest steckte aufgerollt als Versteifung im Korsett seiner Tochter. Vater und Tochter hatten auf der Reise weder Schuhe noch Korsett abgelegt und fünf Tage in ihren Kleidern geschlafen. Das ist augenscheinlich der erste von diesem Mann ausgeführte Spionageauftrag gewesen. Später sollte Voska als Freiwilliger der wichtigste Geheimagent der Alliierten in den Vereinigten Staaten werden.

Als junger Mann von der *österreichisch-ungarischen Regierung* wegen sozialistischer Umtriebe aus seiner böhmischen Heimat ausgewiesen, war Voska in die Vereinigten Staaten ausgewandert, wo er zu Wohlstand gelangte und in Kansas einen Marmorsteinbruch erwarb. Das hier verdiente Vermögen stellte er für die Organisation der tschechischen Kolonie in den Vereinigten Staaten und zur Förderung der nationalen Belange seines Heimatlandes zur Verfügung. Anfang 1914 war er nach Prag gegangen und nach dem Attentat von Sarajevo von Masaryk dazu ausersehen worden, einen Kurier- und Verbindungsdienst zwischen den tschechischen Nationalisten, die natürlich alles auf den Zusammenbruch Österreich-Ungarns setzten, und den Alliierten aufzubauen.

Nachdem er Vereinbarungen mit den Briten getroffen hatte, kehrte Voska mit einem Brief von Steed an den Vertreter der *Times* in Washington in die Vereinigten Staaten zurück. Sein erster Auf-

trag bestand darin, mit Hilfe eines tschechischen Patrioten, der beim österreichischen Konsulat die Post beförderte, eine Liste von deutschen und österreichischen Reservisten sicherzustellen, die sich, mit neutralen Pässen von arbeitslosen Seeleuten versehen, als Holländer, Schweizer oder Schweden getarnt, einschiffen sollten, um zu ihren Regimentern zurückzukehren. Die *Times* stellte die Liste der britischen Botschaft zur Verfügung. Voska, der nicht wusste, ob der Mann, der ihm die Liste gegeben hatte, wirklich ein tschechischer Patriot oder ein *agent provocateur* war, wartete nervös auf den Erfolg des Unternehmens. Nach einer Woche lud ihn Madame Gruich, die Frau eines serbischen Diplomaten, zum Tee ein und teilte ihm mit, «ein Mann» wünschte ihn heimlich zu treffen. Der Treffpunkt wäre ein Mietshaus an der oberen Westside. Dort sollte er den Fahrstuhl bis zum 4. Stock nehmen, die unverschlossene erste Tür rechts öffnen und warten, bis jemand käme. Voska befolgte diese Anweisung, stiess die Tür auf und stand in einer möblierten Wohnung, in der sich niemand befand. Er setzte sich in dem stillen Raum hin, um zu warten, und fragte sich nervös, wer sich hier mit ihm treffen wollte. Nach fünfzehn Minuten öffnete sich plötzlich die Tür, und ein schlanker, elegant gekleideter junger Mann stürmte herein. Nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte, stellte er sich als der für den Marinendienst verantwortliche britische Marineattaché Captain Guy Gaunt vor. Er beglückwünschte Voska zu der Liste der angeblich Neutralen, die alle festgenommen und interniert worden waren. «Ausgezeichnete Arbeit, mein Lieber, ausgezeichnet!»

Wie sein Kollege von der Gegenseite, Kapitän Boy-Ed, aber wesentlich diskreter, arbeitete auch Captain Gaunt gleichzeitig für den Nachrichtendienst und war dem Chef des Nachrichtendienstes der Flotte, Admiral Hall, unmittelbar unterstellt. Nun schlug

er Voska vor, man sollte die Mitglieder der tschechischen Vereine als Vorhut der alliierten Gegenspionage in den Vereinigten Staaten einsetzen. Da diese Leute deutsch sprachen, weil sie es als erste Fremdsprache in der Schule hatten lernen müssen, waren viele von ihnen in Vertrauensstellungen in der österreichisch-ungarischen Monarchie tätig, die den nationalen Freiheitsdrang ihrer tschechischen und slowakischen Untertanen unterschätzte. Gaunt erklärte, Grossbritannien hätte nur zwei oder drei Agenten in den Vereinigten Staaten; Frankreich und Belgien verfügten über keine Spionageorganisation, und die Russen, die sich immer mit einem Schwarm von Geheimagenten umgaben, seien nicht vertrauenswürdig, weil zu viele von ihnen deutschblütige Balten und daher germanophil wären.

Nun arbeiteten die beiden Männer ihre Pläne für ein gemeinsames Vorgehen aus. Als Rintelen nach Amerika kam, hatte Voska schon eine Gruppe von Landsleuten angeworben und mit ihnen die meisten Gesandtschaften und Büros der Mittelmächte infiltriert. Zu seinen Agenten gehörten das Dienstmädchen der Gräfin Bernstorff, ein stellvertretender Kanzleivorsteher in der österreichischen Botschaft, vier Angestellte im österreichischen Konsulat, zwei Angehörige des Büros der Hamburg-Amerika-Linie, ein Chauffeur bei der deutschen Botschaft und ein Funker bei der Funkstation Sayville auf Long Island, die von den Deutschen für die Nachrichtenübermittlung nach Übersee benutzt wurde. Am Schluss bestand die Organisation aus 80 Personen im ganzen Lande, die als Büroangestellte, Kellner, Boten oder Putzfrauen in deutschen Klubs, Handelsfirmen, Konsulaten und bei deutsch-amerikanischen Zeitungen arbeiteten. Voskas Wohnung, East 86. Strasse in Yorkville, war das Hauptquartier der Organisation, wo es zutage wie in einem Bienenstock. Tag und Nacht trafen eilige Besucher ein, um mündlich zu berichten, ständig läutete das Tele-

fon, es entstand ein umfangreicher Schriftverkehr, Konferenzen wurden abgehalten, und Fotokopiergeräte vervielfältigten heimlich beschaffte Dokumente. Jeden Tag kam der treue Briefbote, mit dem alles angefangen hatte, in seiner Mittagspause herein, ass sein Sandwich und wartete darauf, dass die Briefe, die er mitgebracht hatte, abgelichtet wurden. Dann nahm er sie wieder mit und lieferte sie als die eben eingetroffene Post ab.

Das von Voska zusammengetragene und von Captain Gaunt an die amerikanische Regierung weitergeleitete Material bewies zum erstenmal schlüssig, welches Intrigenspiel die Deutschen trieben, und dass sie auf neutralem Boden das Völkerrecht verletzten. Captain Gaunt zögerte auch nicht, diese Enthüllungen an die amerikanische Öffentlichkeit gelangen zu lassen. In dem in England aufgewachsenen gebürtigen Australier John R. Rathom, dem Herausgeber des *Providence Journal*, fand er einen willigen Mitarbeiter, und seine Zeitung war bald für ihre aufsehenerregende und intime Kenntnis deutscher Geheimnisse bekannt. Nach einer internen Vereinbarung erschienen Rathoms Enthüllungen gleichzeitig in der *New York Times*, deren Eröffnungszeile, «Das *Providence Journal* wird heute Morgen berichten . . .» bald Berühmtheit erlangte.<sup>18</sup>

Natürlich waren es auch Voskas Leute, die in dem Zimmer neben der deutschen Suite im Manhattan Hotel die Gespräche abhörten. Einer von ihnen, ein Angestellter der deutschen Botschaft, hatte das Treffen sogar arrangiert. Am Tage zuvor war er in Begleitung eines Mannes, der eine schwarze Ledertasche trug, ins Hotel gekommen. Dieser Mann war gelernter Elektriker und leidenschaftlicher tschechischer Patriot, der Voska schon manchen guten Dienst erwiesen hatte. Es sah sich die Suite genau an, untersuchte einen grossen runden Tisch im Esszimmer und war überzeugt, dass hier die Besprechung stattfinden würde. Er schob den

Tisch etwas näher ans Fenster, versteckte sein Mikrophon in den schweren Vorhängen und führte die Leitung durch den Fensterahmen in den Nebenraum, wo er sie mit zwei Kopfhörern verband. Voska selbst ging die nächsten beiden Tagen zum Mittagessen ins Manhattan Hotel, setzte sich dann in die Halle und tat so, als läse er Zeitung. Dort sass er auch, als sich der hochgewachsene Deutsche mit den Mexikanern traf und mit ihnen nach oben verschwand.

Huertas Ankunft in den Vereinigten Staaten hatte natürlich Carranza und Villa alarmiert, die sofort lautstark die Verhaftung dieses «Schurken», dieser «Schande für das Menschengeschlecht» verlangten.<sup>19</sup> Sie forderten seine Ausweisung oder die Auslieferung an Mexiko wegen der Ermordung von Madero. Carranzas Agenten beschatteten Huerta und jeden, mit dem er zusammentraf. So wurde das Komplott von zwei Agentengruppen überwacht, und als später eine dritte Gruppe hinzukam, befanden sich so viele Spione im Manhattan Hotel, dass sie einen Konvent hätten abhalten können. Die dritte Gruppe bestand aus Amerikanern. Agenten des Justizministeriums hatten die Spur von Rintelen aufgenommen, weil sie ihn der Sabotage verdächtigten. Anders als Huerta war Rintelen mit einem gefälschten Schweizer Pass unter dem Namen Emil V. Gasche in die Vereinigten Staaten gekommen. Diesen Namen hatte er von seiner Schwester Elly übernommen, die mit einem Schweizer namens Gasche verheiratet war. In New York verwandelte er sich in die Firma E.V. Gibbons Co., die als Import- und Exportunternehmen und als Vertretung der mexikanischen Nordwest-Eisenbahnen mit einem Büro an der Liberty Street 55 eingetragen war. Von hier aus investierte er eine halbe Million Dollar in die Organisation einer Gruppe, die sich *Labor's National Peace Council* nannte und die Aufgabe hatte, Arbeitsniederlegungen und Bummelstreiks unter den Hafenaar-



beitern und in den Rüstungsbetrieben zu organisieren. Sein Mitlsmann in diesem Geschäft, das später vom Senat untersucht werden sollte, war David Lamar, bekannt als der «Wolf der Wall Street». Er versorgte Rintelen mit auf gebauschten Berichten über die Erfolge des *Peace Council* und steckte einen grossen Teil des von Rintelen zur Verfügung gestellten Geldes in die eigene Tasche.

Wenn Rintelen nicht gerade als Gibbons posierte, war er Frederick Hansen, unter dessen Namen er gleich um die Ecke in der William Street 57 in dem Gebäude, wo die *Transatlantic Trust Company*, die seine Mittel verwaltete, ihren Sitz hatte, weitere Büros unterhielt.<sup>20</sup> Unter dem Namen Hansen suchte er den Waffenhandel zu behindern und benutzte dazu den Maschinenraum des deutschen Schiffes *Friedrich der Grosse*. Hier stellte der Chemiker Dr. Scheele in seinem Auftrag Zeitbomben her, die in den Laderäumen von Schiffen angebracht werden sollten, die Waffen für die Alliierten geladen hatten. Als einige dieser Schiffe auf dem Ozean explodiert waren, lieferten diese Zwischenfälle später die Anklagepunkte gegen Rintelen, nach denen er vor Gericht gestellt und verurteilt wurde.

Neben seiner Tätigkeit als Gibbons und Hansen fand der unermüdliche Rintelen auch noch Zeit, er selbst zu sein. Er suchte alte Freunde am Yachthafen am Long Island Sound auf und verfolgte sein Hauptziel, die Anzettelung eines Krieges als Folge der Wiedereinsetzung von General Huerta.

Die amerikanische Regierung, die sich in ihrer Rolle als Gastgeber dieses von Präsident Wilson so wenig geschätzten Mannes nicht recht wohlfühlte, hatte Huerta vom Augenblick seines Eintreffens an beschatten lassen, zunächst jedoch noch nicht erkannt, dass die Deutschen an seinen Plänen beteiligt waren. Im Mai unternahm Wilson einen Schritt, der dazu führte, dass sich noch ein weiterer Agentenkreis an dem grossen Wettrennen der Geheim-

dienste in New York beteiligte. Oberst House gab schon seit einiger Zeit Nachrichten über deutsche Rechtsbrüche auf neutralem Gebiet weiter, die er von Captain Gaunt erhalten hatte. Der Präsident hatte es bis dahin vermieden, in dieser Sache auf eine Entscheidung zu drängen, weil er die Beziehungen zu Deutschland nicht belasten wollte, um das für ihn wichtigste Ziel nicht zu gefährden, die Beendigung des Krieges durch die Vermittlung der Vereinigten Staaten. Doch nach der Versenkung der *Lusitania* am 7. Mai wurde das Land von einer Welle leidenschaftlicher Empörung über dieses Verbrechen der Hohenzollern ergriffen. Ein Teil des nationalen Zorns färbte auch auf den Präsidenten ab. Am 14. Mai wies er den Finanzminister McAdoo, dessen Ministerium der geheime Nachrichtendienst unterstand, an, das deutsche und österreichische Botschaftspersonal überwachen zu lassen, um jedes vorschriftswidrige Verhalten deutscher Diplomaten blossstellen zu können.<sup>21</sup>

Einige Jahre später sagte der Chef des Geheimdienstes, William J. Flynn, aus: «Wir mieteten eine Wohnung, der Telefoninstallateur führte die Leitungen herein und schloss sie an, und damit hatten wir einen Fernsprecher, der mit allen Apparaten in den beiden Botschaften verbunden war. Wenn in einer Botschaft ein Hörer abgenommen wurde, leuchtete in der Wohnung des Geheimdienstes ein Licht auf. Lätete ein Telefon in der Botschaft, dann lätete auch eines in unserer Wohnung. Vier Stenographen lösten sich rund um die Uhr ab. Sie alle beherrschten mehrere Fremdsprachen.»<sup>22</sup>

Jeden Abend erhielt Flynn einen stenographischen Bericht über alle in den vorangegangenen 24 Stunden geführten Gespräche. Durchschläge gingen mit Zustimmung des Präsidenten an das Aussenministerium. Zu den interessanten Erkenntnissen, die aus dieser Abhöraktion gewonnen wurden, gehörten die angeregten Gespräche Bernstorffs mit Damen der Washingtoner Gesellschaft.

Bescheiden erklärte er einer Anruferin, er dürfte wirklich nicht mit dem Hauptdarsteller einer gerade aufgeführten Theaterstücks, «Der grosse Liebhaber» verglichen werden, denn er habe, anders als der Held des Stückes, «aufgehört». «Vielleicht haben Sie eine Pause eingelegt, aber nicht aufgehört», antwortete eine weibliche Stimme und fügte in schärferem Ton hinzu: «Sie hatten auch Erholung nötig.»<sup>23</sup>

In New York wurden die noch interessanteren deutschen Telefonverbindungen in Zusammenarbeit mit dem Polizeichef Arthur Woods angezapft. Zwei von Flynns Männern erhielten den Auftrag, den zahlreichen Gästen der deutschen Diplomaten in New York nachzugehen, und die Abteilung zur Bekämpfung der Sabotage im Justizministerium vergrösserte damit die Zahl der Agenten, die den Auftrag hatten, die Deutschen zu überwachen. Im Rahmen ihrer dienstlichen Obliegenheiten nahmen beide amerikanischen Agentengruppen schliesslich die Spur von Rintelen auf, obwohl sie ihn zunächst nicht mit General Huerta in Verbindung brachten. Die Agenten des Justizministeriums, die Saboteuren nachspürten, identifizierten ihn als Frederick Hansen und meldeten, er verfügte über unbegrenzte Geldmittel und verhandelte mit einem Mexikaner, den sie irrtümlich für einen Vertreter von Villa hielten.<sup>24</sup> Im Juli erfuhr ein Beamter des Aussenministeriums von einer Informantin, sie habe in Hansen ihren alten Freund, Kapitän Franz von Rintelen, wiedererkannt.

Indessen hatte Rintelen wieder mit Huerta gesprochen, und zwar sowohl im Manhattan Hotel als auch in einem ungenannten Hotel an der Fifth Avenue, wahrscheinlich im Holland House, einem beliebten deutschen Treffpunkt an der Ecke Fifth Avenue, 30. Strasse. Bei einer dieser Gelegenheiten bemerkte Rintelen zwei Detektive, die ihn häufig beschattet hatten und nun Huerta folgten, als dieser das Hotel verliess. In seinen Memoiren schreibt Rin-

telen erregt: «Unser Gespräch war beobachtet worden!» Trotzdem meldete er den Inhalt des Gesprächs unter Verwendung des deutschen Marinekodes nach Berlin. Er berichtete, Huerta brauchte Geld für Waffenkäufe in den Vereinigten Staaten, moralische Unterstützung und U-Boote, die Waffen für seine Anhänger an die mexikanische Küste bringen sollten, die sich erheben würden, wenn er die mexikanische Grenze überschritt. Er werde, wenn er die Macht übernommen hätte, einen Krieg gegen die Vereinigten Staaten beginnen. Dass Huerta als nüchterner Realist wirklich die Absicht gehabt hat, die Vereinigten Staaten anzugreifen, ist unwahrscheinlich, aber Verschwörer, die etwas von einander erwarten, sind mit ihren Versprechungen oft recht grosszügig. Es ist aber auch möglich, dass Rintelen, der sich in seiner Rolle als Held gefiel, in der er glaubte, persönlich einen Krieg herbeiführen zu können, der die Einstellung amerikanischer Waffenlieferungen an die Alliierten in Europa zur Folge haben werde, in seinem Bericht nach Berlin die Lage übertrieben dargestellt hat.

Ob das Zimmer 40 den Funkspruch abgefangen hat, wissen wir nicht. Der Funkverkehr zwischen Berlin und Bernstorffs Botschaft wurde mit den verschiedenen Kodes verschlüsselt; mit dem Kode Nr. 13040, einem zweiten mit der Bezeichnung 5950 und mit der Marinechiffre VB 718.<sup>25</sup> Zwei von ihnen, vielleicht aber auch alle drei, konnte das Zimmer 40 damals schon lesen. Zwei Monate später verwendete Admiral Hall einen der drei Kodes dazu, Rintelen in eine Falle zu locken.

Von seinen vielfältigen verschwörerischen Aktivitäten ganz in Anspruch genommen, überliess Rintelen die weiteren Verhandlungen über mexikanische Angelegenheiten Papen und Boy-Ed, während er den ersten Assistenten von Dr. Albert, den ehemaligen Vertreter der Hamburg-Amerika-Linie in Tampico, Carl Heynen, und den prominenten deutschen Bankier in Mexiko, Fre-

derico Stallforth, der nach New York gekommen war, um Huerta bei seiner Rückkehr behilflich zu sein, mit den praktischen Vorbereitungen für den Aufstand beauftragte. Das waren Waffenkäufe, die Vorbereitungen für den Grenzübertritt und Verhandlungen mit den politischen Gruppen in Mexiko. Stallforth und sein Bruder Alberto, die den mexikanischen Teil des Unternehmens übernommen hatten, standen im Mittelpunkt der politischen Intrigen in Mexiko und verfügten über zahlreiche Kontakte, die ihnen natürlich ebenso viele Möglichkeiten für ihre Untergrundarbeit eröffneten. Natürlich wurden sie von den Anhängern Carranzas aufmerksam beobachtet. Während dieser Wochen wurden in St. Louis 8 Millionen Schuss Munition gekauft und in New York weitere 3 Millionen Schuss bestellt. Dafür wurde die Summe von \$ 800'000 auf Huertas Konto bei der Deutschen Bank hinterlegt. Mit General Felix Diaz, dem Neffen des alten Diktators, traf man die Vereinbarung, dass er den Aufstand im Süden einleiten sollte, sobald Huerta die Grenze im Norden überschritten hatte.<sup>26</sup> Papan, der das Land von seinen Reisen nach Mexiko im Jahr 1914 her kannte, ging an die Grenze, um das Gelände militärisch zu erkunden, eine Art Untergrundeisenbahn einzurichten, mit der deutsche Reservisten aus den Vereinigten Staaten nach Mexiko gebracht werden konnten, und um Geldmittel für Huerta in Brownsville, El Paso und San Antonio bereitzustellen.<sup>27</sup>

In New York führte Boy-Ed die Verhandlungen mit Huerta weiter.<sup>28</sup> Der Chauffeur der deutschen Botschaft, der zu den Männern Voskas gehörte, brachte ihn zum Hotel Ansonia an der Ecke Broadway und 72. Strasse, wo er sich mit Huerta traf. Aus Berlin war eine vorsichtige Antwort eingetroffen, mit der zugesagt wurde, man werde weitere Geldmittel zur Verfügung stellen und das Unternehmen mit U-Booten und Hilfskreuzern unterstützen, wenn es zu einer bewaffneten Konfrontation zwischen Mexiko

und den Vereinigten Staaten kommen sollte. Bei weiteren Gesprächen mit Boy-Ed, die von Voskas Leuten abgehört wurden, erhielt Huerta die Zusage für die Lieferung von 10'000 Gewehren und einen ersten Kredit in Höhe von \$ 10'000. Der jetzt tief in die Verschwörung verstrickte Huerta, der seine Familie aus Spanien hatte nachkommen lassen, konnte seinem Schicksal nicht mehr ausweichen.

Er hätte keinen ungünstigeren Zeitpunkt wählen können. Die Amerikaner hatten sich kaum von dem Schreck erholt, den ihnen die Furcht vor einem Krieg gegen Japan beim Auftauchen der *Asama* in der Turtle-Bucht im April eingejagt hatte, als sie durch die Versenkung der *Lusitania* im Mai in einen Taumel der Empörung gerieten. Wilson formulierte Protestnoten, Deutschland wies die von ihm aufgestellten Grundsätze zurück, Aussenminister Bryan trat zurück, als weitere Noten Wilsons für seine friedliebende Seele zu scharf wurden, der Krieg Amerikas gegen Deutschland rückte immer näher, und die Spannung im ganzen Lande wurde fast unerträglich.

In dieser von allgemeiner Aufregung und Unruhe gekennzeichneten Lage bestieg General Huerta am Freitag, dem 25. Juni, nachdem er sich ein Baseballspiel angesehen und einem Journalisten gesagt hatte, er sei nicht zurückgetreten, und dann noch Eintrittskarten für einen Polizistenball gekauft hatte, einen nach Westen fahrenden Zug und behauptete, er wollte die Weltausstellung in San Francisco besuchen.<sup>29</sup> Am Samstagnachmittag machte der gewissenhafte und seinen Gewohnheiten stets treue Minister Lansing die übliche präzise Eintragung in seinen Terminkalender, «halber Feiertag», und ging um 1,00 Uhr mittags nach Hause. Am gleichen Abend um 8,00 Uhr teilte ihm sein Ministerium telefonisch mit, dass Huerta in Kansas City umgestiegen sei und man am folgenden Morgen um 6,30 Uhr mit seiner Ankunft in El Paso

rechnete.<sup>30</sup> Der Agent des Aussenministeriums in El Paso, Cobb, wartete auf weitere Anweisungen. Der Augenblick der Rückkehr aus «Elba» war gekommen!

Es war ein sehr heikler Augenblick. Überschritt Huerta die Grenze, dann stand Washington vor einem neuen Veracruz. Wenn es irgendetwas gab, das Wilson in diesem Augenblick, da er wegen der U-Boot-Frage vor einer Krise mit Deutschland stand, unter allen Umständen vermeiden wollte, dann war es ein zweites Veracruz. Aber Wilson hatte Washington am Tage zuvor verlassen, um seinen Urlaub in New Hampshire zu verbringen. Indessen ratterte Huertas Zug im Eiltempo nach Süden, und irgendetwas musste geschehen. Lansing wies Cobb telefonisch an, sich mit den Agenten des Justizministeriums an Ort und Stelle in Verbindung zu setzen und ihm sofort Bericht zu erstatten. Der dienststarrige Cobb erblickte darin die Ermächtigung, auf eigene Verantwortung selbständig zu handeln, da er schon festgestellt hatte, dass die Männer vom Justizministerium keine Anweisungen hatten. Nach seinen Ermittlungen wollte Huerta den Zug 32 Kilometer vor der Grenze in Newman, New Mexico, verlassen und von dort mit General Orozco im Kraftwagen nach Mexiko fahren. Nachdem er einen Oberst der Armee, 25 Soldaten und zwei Polizeibeamte zusammengetrommelt hatte, raste Cobb durch die Nacht nach Newman und traf dort im Morgengrauen kurz vor Ankunft des Zuges ein.

Als der Zug bei Sonnenaufgang auf dem Bahnhof von Newman eintraf, fuhr General Orozco in seinem Wagen vor, Huerta stieg aus seinem Pullman, und Mr. Cobb trat, gefolgt von seiner Eskorte, hinter einem Gepäckverschlag vor, nahm beide Generäle fest und brachte sie unter Bewachung nach El Paso.<sup>31</sup> Dort wurde Huerta gegen eine Kautions von \$ 15'000 auf freien Fuss gesetzt, als seine bestürzten Häscher feststellen mussten, dass die Nach-

richt von seiner Festnahme die mexikanische Bevölkerung aller politischen Schattierungen aufs Höchste erregt hatte. Washington beglückwünschte Cobb telegraphisch, doch er meldete besorgt, die Geschäftsleute in El Paso sympathisierten mit Huerta, und der Bürgermeister hätte sich ihm als Verteidiger zur Verfügung gestellt. Seine Parteigänger hätten ihm einen begeisterten Empfang bereitet, in der Stadt wimmelte es von ehemaligen Offizieren und Gefolgsleuten Huertas, und die Lage an der Grenze sei gespannt. Huerta hätte die Garnison von Ciudad Juarez auf der anderen Seite des Flusses jederzeit kaufen können; 10'000 von Orozco hier bereitgestellte Söldner warteten auf seine Befehle. Wenn es ihm gelang, hier Fuss zu fassen, wäre Pancho Villa am Ende gewesen, und der Weg in die Hauptstadt stünde ihm offen. Die amerikanische Armee hatte sich einverstanden erklärt, Huerta in dem Augenblick zu verhaften, in dem er versuchte, die Grenze zu überschreiten. Doch vorher hatte sie ihn zu einem Essen nach Fort Bliss eingeladen.<sup>32</sup> Solange er in El Paso unmittelbar an der mexikanischen Grenze blieb, war mit Unruhen zu rechnen. Deshalb ersuchte Cobb die Regierung in Washington dringend, Huerta so rasch wie möglich aus dem Grenzgebiet fortzuschaffen.

Aber die besorgte Frage, die man sich in Washington stellte, lautete: Wie lässt sich das am besten bewerkstelligen? Man erinnerte sich an die schlimmen Folgen der Affäre mit dem Flaggensalut vor einem Jahr, und kein Mitglied der Regierung Wilson wollte es auf eine zweite Konfrontation mit dem verschlagenen Azteken ankommen lassen, die zu einem neuen Zwischenfall führen konnte. Wilsons Aufmerksamkeit galt im Augenblick der mit seiner Tochter befreundeten, reizenden Mrs. Galt in New Hampshire, mit der sich eine immer enger werdende Beziehung entwickelt hatte. Während Lansing eine Besprechung nach der anderen



mit dem Kriegsminister, dem chilenischen Botschafter, dem Justizminister und anderen Ministern abhielt, bedrängte Cobb den Präsidenten täglich mit Telegrammen, in denen er ihn dringend ersuchte, endlich etwas zu unternehmen und Huerta «noch bevor die Nacht vergangen ist» fortbringen zu lassen. Als dann am 2. Juli Orozco nach Mexiko entkam, konnte Washington die Angelegenheit nicht länger hinauszögern, liess Huerta wieder festnehmen und in das Kreisgefängnis einliefern. Aber er war ein heisses Eisen und für die amerikanische Regierung eine schwere Belastung. Deshalb versuchte man, ihn auf jede mögliche Weise zu überreden, er möge unauffällig und rasch verschwinden. Man drohte ihm die Ausweisung als Ausländer an und versuchte, ihn mit dem Angebot kirre zu machen, er werde freigelassen, wenn er sich nur entschliessen wollte, das südliche Grenzgebiet zu verlassen und seinen Wohnsitz im Norden der Vereinigten Staaten zu nehmen. Aber Huerta war ebenso eigensinnig wie damals, als er den Flaggensalut verweigert hatte, und lehnte es ab, Washington aus dieser unangenehmen Lage zu befreien, fortzugehen, eine höhere Kautions hinterlegen oder irgendeine Bedingung als Gegenleistung für seine Freilassung zu akzeptieren. «Ich werde dieses Gefängnis nur verlassen, wenn man mir keine Bedingungen stellt», sagte er. «Ich werde keinem Kompromiss zustimmen. Ich werde lieber in meiner Zelle bleiben, als einen Preis für meine Freiheit zu zahlen.»<sup>33</sup> Er fing an, aus seiner Kinderfibel englisch zu lernen, und beklagte sich nur darüber, dass das Eiswasser, das der Gefängniswärter ihm brachte, «etwas dünn» wäre. Betrübt erzählte er einem Reporter: «Ich habe in diesen eins-zwei-drei-vier Tagen keinen Tropfen Alkohol bekommen.»<sup>34</sup> Aber sogar für Brandy wollte er sich auf keine Zugeständnisse einlassen.

Die Telegramme von Cobb klangen immer besorgter, und er meldete, Orozco stellte Truppen in den Bergen bereit und überall

liessen sich starke Truppenbewegungen feststellen.<sup>35</sup> In Washington erkannte man an den aus New York kommenden Agentenberichten immer deutlicher, welche Vorteile sich Deutschland von einer Explosion in Mexiko erhoffte. Wenn man Huerta weiter im Kreisgefängnis festhielt, dann war das so, als hielte man eine Stange Dynamit mit brennender Zündschnur in der Hand. Am 9. Juli befahl das Kriegsministerium die Überführung Huertas in das Militärgefängnis von Fort Bliss. Cobb atmete erleichtert auf und telegraphierte: «Damit ist das Problem gelöst.»<sup>36</sup>

Er irrte sich, denn Huerta blieb bis zu seinem Tod ein Problem, und soweit war es noch lange nicht.

Bernstorff zog sich in für ihn bezeichnender Weise aus der Affäre. Während Huerta noch unter Hausarrest stand, hatte er an Bernstorff telegraphiert und die deutsche Regierung um Schutz für seine Frau und Kinder gebeten, weil die amerikanischen Offiziere «sie weder schlafen noch essen lassen und mein ganzes Haus durchsuchen.»<sup>37</sup> Bernstorff leitete das Telegramm mit einem Begleitschreiben an Lansing weiter und teilte diesem mit, er habe die Nachricht weder beantwortet noch in anderer Weise darauf reagiert.<sup>38</sup> Als man dem Präsidenten diese Mitteilung Bernstorffs zeigte, sagte er nur: «Das ist wirklich ungewöhnlich.»

Auch für Rintelen war jetzt die Zeit gekommen, da er sich kaum noch nützlich machen konnte. Am 6. Juli, zwei Tage nach der Festnahme von Huerta, hatte er ein Telegramm im Kode der deutschen Admiralität bekommen, das ihn mit der Begründung von seinem Posten abberief, dass seine Aktivitäten bekannt geworden wären und er mit der Festnahme rechnen müsste. Bei seiner Abreise benutzte er wieder den Namen Emil Gasche und schiffte sich vier Monate nach seiner Ankunft in New York am 3. August auf dem neutralen Schiff der Holland-Amerika-Linie *Nordam* ein.<sup>39</sup> Als die *Nordam* in England zwischenlandete, kam

ein bewaffnetes Durchsuchungskommando an Bord, das ein aussergewöhnliches Interesse für den Schweizer Staatsbürger Gasche zeigte. Das Kommando erklärte, seine Ausweispapiere genügten nicht, nahm ihn trotz seiner empörten Proteste von Bord und brachte ihn zur weiteren Überprüfung seines Falles nach London. Da Rintelen sich mit allen Einzelheiten aus dem Leben des echten Gasche vertraut gemacht hatte, wirkte er bei seiner Befragung durch Scotland Yard so überzeugend, dass seine Befrager, die vorher einen Wink bekommen hatten, in ihrem Verdacht schwankend wurden.<sup>40</sup> Sie gingen deshalb auf seine Forderung ein, dem Schweizer Gesandten vorgeführt zu werden, der sich schliesslich von ihm überzeugen liess und sich für ihn verbürgte. Bevor Scotland Yard den Schweizer Herrn mit einer Entschuldigung freiliess, entschloss man sich vorsichtshalber zu einem letzten Verhör, zu dem auch der Mann der den Hinweis gegeben hatte, zugezogen wurde.<sup>41</sup> Als Rintelen, der noch immer den empörten Schweizer spielte, das Vernehmungszimmer betrat, spürte er sofort den Blick eines neu hinzugekommenen Mannes in Marineuniform auf sich gerichtet. Es war ein kleiner Admiral mit rosigen Wangen. Während ein Beamter ihn auf deutsch befragte, beobachtete ihn der Admiral, der ab und zu mit den Augen zwinkerte, unverwandt wie eine lauernde Katze. Schliesslich sagte er, man könnte doch die britische Gesandtschaft in Bern bitten, sie möge feststellen, ob es möglich sei, dass sich Emil Gasche in London aufhielte. Nun wusste Rintelen, dass er nicht mehr lange Schweizer sein würde. Da er es vorzog, als Kriegsgefangener in Grossbritannien zu bleiben, anstatt als Krimineller in den Vereinigten Staaten abgeurteilt zu werden, gab er seine Identität preis und stellte sich als Kapitän von Rintelen von der kaiserlich deutschen Marine vor. Admiral Hall, der Rintelen sofort erkannt hatte, nickte zufrieden.

Man vermutet, er habe selbst das Telegramm abgeschickt, mit dem Rintelen aus Amerika abberufen wurde, oder einen deutschen Funkspruch diesen Inhalts abgefangen. Die folgenden 21 Monate blieb Rintelen in einem Kriegsgefangenenlager in England.

Nachdem Amerika in den Krieg eingetreten war, wurde Rintelen an die Vereinigten Staaten ausgeliefert und dort unter der Anklage vor Gericht gestellt, sich mit dem *National Peace Council* verschworen zu haben, die Arbeiterschaft zu Unruhen aufzuhetzen. Er wurde zu einer Geldstrafe von \$ 2'000 und einem Jahr Gefängnis verurteilt. Das deutsche Angebot, ihn gegen 21 alliierte Offiziere des gleichen Ranges auszutauschen, wurde abgelehnt. 1918 folgten zwei weitere Gerichtsverfahren wegen Passfälschung und verschwörerischen Bombenlegens auf britischen Schiffen, die in beiden Anklagepunkten zu Verurteilungen führten. Insgesamt wurde Rintelen mit vier Jahren und zwei Monaten Gefängnis bestraft. Die mexikanische Verschwörung war niemals ein Anklagepunkt. Am 19. November 1920 wurde er aus der Haft entlassen. Der Justizminister hatte das Strafmass zum Erstaunen und zur Empörung der Öffentlichkeit herabgesetzt, was ausserdem zu den wildesten Spekulationen – wenigstens in der Presse – führte. Es folgten schwere Enttäuschungen. Verbittert über die Tatsache, dass sich die Weimarer Republik nach dem Kriege von seiner Tätigkeit in den Vereinigten Staaten distanzierte, veröffentlichte er in zweibändigen Memoiren seine Version der Wahrheit, die sich dadurch auszeichnete, dass er die Ereignisse nach Art des Barons von Münchhausen bis ins Absurde übertrieb. Er hatte sich mit Admiral Hall angefreundet und siedelte nach England über. Bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs prophezeite er, Hitler werde bald verschwinden und von Pastor Niemoeller abgelöst werden. Sein Angebot, bei der britischen Flotte zu dienen, wurde abgelehnt. Er überlebte den Krieg in einem englischen Internierungslager für

Ausländer, und nach seiner Entlassung erklärte er grossspurig, er wollte nach Nürnberg gehen, um die zehn führenden Nazis im Kriegsverbrecherprozess zu verteidigen. Er behauptete, für diese Aufgabe als «Spezialist für Internationales Recht» besonders geeignet zu sein, was Leute mit gutem Gedächtnis zu Stirnrunzeln veranlasste. 1949 starb er in London im Alter von 72 Jahren.

Mit Rintelens Abreise aus Amerika war die Geschichte noch nicht zu Ende. Am 4. August, einen Tag nachdem er New York verlassen hatte, veröffentlichte Gaunts Sprachrohr, das *Providence Journal*, unter Verwendung von Material, das Voska beschafft hatte, einen Aufsatz über den deutschen Plan, Huerta wieder in sein Amt einzusetzen und einen Krieg gegen Mexiko zu provozieren. Dieser Aufsatz erwähnte Rintelen nicht, sondern machte Bernstorff und Boy-Ed dafür verantwortlich, deren Diskreditierung mehr im Interesse Englands lag. Bernstorff, der grundsätzlich alles bestritt, was einem seiner Untergebenen zur Last gelegt werden könnte, dementierte den Zeitungsbericht, aber während er sich noch damit beschäftigte, wurde schon eine neue Enthüllung vorbereitet. Dabei ging es um die bekannte Affäre mit der gestohlenen Aktentasche.<sup>42</sup>

Am Nachmittag des 24. Juli um 3.00 Uhr hatten Dr. Albert und George Sylvester Viereck, der amerikanische Propagandist, der für die Deutschen arbeitete, das Büro von Albert am Broadway 45 verlassen, gefolgt von dem amerikanischen Geheimdienstagenten Frank Burke. Burke erkannte nur Viereck, stellte jedoch fest, dass dieser seinen Begleiter sehr höflich behandelte und dieser Mann einer Personenbeschreibung von Albert entsprach, denn er war etwa 50 Jahre alt, etwa 1,80 m gross, hatte Schmisse im Gesicht und trug ausserdem eine vollgestopfte Aktenmappe. In der Rec-torstrasse bestiegen beide die Hochbahn zur 6. Avenue, und als

Viereck in der 23. Strasse allein ausstieg, hängte sich Burke seinem Begleiter an die Fersen. Albert schlief ein und wachte erst auf, als sich die Türen auf der Haltestelle an der 50. Strasse öffneten. Er sprang auf, lief hinaus und vergass seine Aktenmappe, die Burke sofort an sich nahm. Als er Albert zurückkommen sah, verliess er den Wagen am anderen Ende. Während sich Albert aufgeregt nach der Person umsah, die seine Aktenmappe fortgenommen haben könnte, drückte sich Burke auf dem Bahnsteig an die Wand und tat so, als steckte er sich eine Zigarre an. Als Albert zur Strasse hinunterlief, benutzte Burke die Treppe auf der gegenüberliegenden Seite und sprang in dem Augenblick auf eine anfahrende Strassenbahn, als Albert ihn erkannte. Dem Schaffner sagte er, der Mann mit den wilden Augen, der neben der Strassenbahn herlief, sei ein Verrückter, der eben in der Hochbahn einen Tumult verursacht hätte. Der Schaffner sprach mit dem Wagenführer, der daraufhin an der nächsten Haltestelle vorbeifuhr. An der 53. Strasse stieg Burke in Richtung Innenstadt um und fuhr die ganze Strecke bis zur Endhaltestelle. Vor dort rief er sofort seinen Chef Flynn an. Flynn traf sich mit ihm, untersuchte den Inhalt der Aktenmappe, schickte ein Telegramm an Minister McAdoo, der gerade in Maine Urlaub machte, und brachte ihm noch am gleichen Abend die Tasche. Die dort gefundenen Papiere genügten noch nicht als Beweismittel für Gesetzesübertretungen, die eine Strafverfolgung ermöglicht hätten, gaben jedoch interessante Aufschlüsse über die deutsche Wühlarbeit im Untergrund. Die Regierung hielt es für das Beste, den Inhalt der Papiere öffentlich bekanntzugeben, und übergab sie der New Yorker Zeitung *World*, die am 15. August einen über die halbe Titelseite gehenden Bericht abdruckte. Das war die Sensation dieses Hochsommers, und die *World* veröffentlichte in der Folgezeit auch weiterhin alle inkriminierenden Dokumente. Bernstorff, der es geschickt verstand,

allen Skandalen aus dem Weg zu gehen, in die seine Untergebenen verwickelt wurden, zog sich in die Adirondacks zurück, wo er sich, wie das Aussenministerium erfuhr, «während der vergangenen zehn Tage mit seiner Geliebten verschanzt hat».<sup>43</sup> Der unglückliche Albert wurde dagegen überall als der «Minister ohne Portefeuille» bezeichnet. Rintelens Name wurde noch immer nicht erwähnt, aber die Öffentlichkeit, die durch die Papiere von Albert erfahren hatte, dass die Deutschen sich nicht scheuten, auf neutralem amerikanischem Boden Komplote zu schmieden, war durchaus bereit, auch an weitere Enthüllungen zu glauben.

Sie liessen nicht lange auf sich warten. Voskas unbezahlbare Agenten stellten fest, dass ein amerikanischer Bürger einer jener Kuriere war, deren sich die Mittelmächte bedienen mussten, um ihre schlechten Nachrichtenverbindungen zu ergänzen, nachdem die Überseekabel gekappt worden waren. Jedes neutrale Schiff, das aus amerikanischen Häfen auslief, nahm einen durch einen neutralen Pass geschützten Kurier mit, und die in der letzten Augustwoche aus New York auslaufende *Rotterdam* hatte John J. Archibald an Bord.<sup>44</sup> Alarmiert durch die Warnungen, die von Voska über Gaunt zu Hall gelangten, griffen die Briten ihn auf, als das Schiff die englische Küste berührte. Die reiche Beute bestand aus 110 Dokumenten, die man bei Archibald fand. Darunter befanden sich ein Bericht des österreichischen Botschafters Graf Dumba an seine Regierung über einen unter ungarischen Rüstungsarbeitern angezettelten Streik und andere subversive Unternehmungen, 17 Berichte der deutschen Botschaft an das deutsche Aussenministerium, eingelöste Schecks und Zahlungsanweisungen für Saboteure und Propagandisten, Meldungen über erfolgreiche Sabotageakte von Papen und Boy-Ed und ein Privatbrief von Papen an seine Frau, der darin von «diesen idiotischen Yankees» sprach. Die Korrespondenz erwähnte auch die Verhandlungen von Boy-Ed

mit Huerta und Papens Besuche in Mexiko im Jahr zuvor, die er unternommen hatte, um den «Selbstschutz» der deutschen Kolonie dort zu organisieren. Als Anerkennung für diese Leistung war er für einen Orden vorgeschlagen worden.

Als Admiral Hall bei der Durchsicht der Papiere feststellte, welchen Fang er gemacht hatte, empfand er grosses Vergnügen daran, diese Beweismittel dem amerikanischen Botschafter Page mit den besonderen Empfehlungen der britischen Regierung vorzulegen. Page, der ein überzeugter Parteigänger der Alliierten war und den es bitter kränkte, dass Wilson nicht auf ihn hören wollte, war glücklich, die Papiere nach Washington weiterleiten zu können. Da die Briten Wilson nicht ganz trauen wollten und fürchteten, der amerikanische Präsident werde sich noch nicht genug darüber ärgern, veröffentlichten sie vorsichtshalber im September die inkriminierendsten Dokumente in einem Weissbuch des Parlaments.

Der Präsident reagierte nur widerwillig und erklärte den österreichischen Botschafter zur *persona non grata*, verlangte seine Abberufung, unternahm jedoch noch nichts gegen die deutschen Attachés. Doch die Auswirkungen der Archibald-Papiere, die das durch den Inhalt der Aktenmappe Alberts und die Verschwörung zwischen Rintelen und Huerta entstandene Bild vervollständigten, waren schwerwiegender, auch wenn die Öffentlichkeit weniger davon spürte. Zu diesem Zeitpunkt war die Ablehnung Deutschlands durch die öffentliche Meinung wegen des über eine lange Zeit gründlich ausgeschlachteten *Lusitania-Zwischenfalls* so heftig, dass der endgültige Bruch unmittelbar bevorstand. Als das Aussenministerium nun von den Sabotageakten und Komplotten erfuhr, musste es zu seiner Überraschung feststellen, dass die Deutschen in der Tat gefährlicher waren. «Es könnte zu einem



Bruch kommen, bevor Sie diese Zeilen erhalten», schrieb Oberst House Mitte September.<sup>45</sup> Die allgemeine Aufmerksamkeit wendete sich noch einmal Amerikas Sorgenkind, der mexikanischen Grenze zu. Wilsons Mexikopolitik hatte sich in katastrophaler Weise festgefahren und machte jetzt eine Kehrtwendung.

## 6. Viva Villa! – Made in Germany

Seit dem Tage, an dem Carranza Huerta abgelöst hatte, war er für Wilson eine Enttäuschung, der sich beklagte: «Ich kenne keinen Mann, mit dem es schwieriger ist, umzugehen.»<sup>1</sup> Sein früher so sehr bewundertes «Konstitutionalismus» nahm jetzt die Form von Erlassen gegen ausländisches Vermögen an. Carranza beugte sich dem amerikanischen Druck ebensowenig wie Huerta, und man hatte den Eindruck, er unterschiede sich von Huerta nur dadurch, dass er seinen Vorgänger nicht ermordet hatte. (Das machte er aber dadurch wett, dass er einige Jahre später den General Zapata ermorden liess.) Der bitter enttäuschte Wilson glaubte eine Zeitlang, General Obregon könnte «der Mann der Stunde» sein,<sup>2</sup> aber dann liess er sich von Aussenminister Bryan überzeugen, der analphabetische Bandit Pancho Villa mit dem dicken Schnurrbart und den blitzenden Augen, der als Hauptgegner Carranzas das ganze nördliche Mexiko beherrschte, wäre vielleicht der Mann, mit dem man sich noch am ehesten einigen könnte.

Der Antialkoholiker und Grapefruitsaft trinkende Bryan hielt Villa für einen «Idealisten»,<sup>3</sup> weil er weder rauchte noch trank. Nach seiner Auffassung liess sich dieser Idealist von den Gewohnheiten seiner Anhänger, die sich zweimal täglich mit Tequila betranken und Marihuana rauchten, nicht verführen. Aber Bryans Logik stand auf schwachen Füßen.<sup>4</sup> Der von ihm und Wilson unterstützte Kandidat war ein unzuverlässiger Aufschneider, der viel eher bereit war, einen Menschen in den Bauch zu schiessen als ihm die Hand zu reichen. Als er sich während eines Interviews mit einem amerikanischen Journalisten durch das laute

Schreien eines betrunkenen Soldaten gestört fühlte, zog Villa lässig seine Pistole, ging ans Fenster und erschoss den Mann, ohne das Gespräch zu unterbrechen.

Villa war begeistert, den amerikanischen Präsidenten als seinen *amigo* bezeichnen zu können. Auf der amerikanischen Seite empfahl der Nachfolger von Bryan, Aussenminister Lansing, noch am 9. August 1915, Villa zu unterstützen, um zu erreichen, dass der eitle und widerspenstige Carranza durch die gegen ihn «wenigstens nach aussen hin» zur Schau gestellte Opposition zugänglicher würde.<sup>5</sup>

Doch dann kam der Schock, der durch die Papiere von Albert und Archibald ausgelöst wurde, die zeigten, welche deutschen Absichten hinter Huerta standen, und die Krise verschärfte sich zusehends als Folge der Operationen deutscher U-Boote. Während man täglich mit dem Abbruch der Beziehungen zu Deutschland rechnete, wurde auch die Kehrtwendung in der amerikanischen Mexikopolitik vollzogen. Im Oktober 1915 erkannten die Vereinigten Staaten Carranza so unvermittelt als Präsidenten von Mexico an, dass die ganze Welt aufhorchte. Der von seinem *amigo* im Stich gelassene Villa schäumte vor Wut. Die Welt sah sich vor ein Rätsel gestellt, aber der Schritt war wohlbegründet. Lansing notierte dazu in seinem Tagebuch:

«Deutschland will die Unruhen in Mexiko solange weiterschüren, bis die Vereinigten Staaten sich zur Intervention gezwungen sehen; *deshalb dürfen wir nicht intervenieren.*

Deutschland wünscht nicht, dass eine der politischen Gruppen in Mexico die Oberhand gewinnt; *deshalb müssen wir eine dieser Gruppen als die stärkste in Mexiko anerkennen . . .*

Das führt zu folgender Überlegung: In erster Linie müssen wir

an unsere Beziehungen zu Deutschland denken; alles, was im Hinblick auf Mexiko geschieht, muss sich danach richten.»<sup>6</sup>

Die neue Politik wurde sofort in die Tat umgesetzt. Die Amerikaner trafen eine Vereinbarung, nach welcher der Befehlshaber von Carranza im Norden, der mit einem Angriff der Kräfte Villas bei Agua Prieta rechnete, in die Lage versetzt wurde, unter Umgehung der Berge über amerikanische Eisenbahnlinien und durch amerikanisches Gebiet Verstärkungen heranzuführen.<sup>7</sup> Als der ahnungslose Villa Anfang November aus den Bergen heraus angriff, wurden seine Truppen aufgerieben. Die vernichtende Niederlage in der Schlacht von Agua Prieta zwang ihn, sich über die verschneiten Sierras in ein Winterquartier zurückzuziehen, wo ihm jetzt nur noch wenige barfüssige, frierende und halb verhungerte Soldaten zur Verfügung standen und er selbst in rasendem Zorn auf Rache an den Gringos sann, die ihn verraten hatten. Das sollte sich sehr ungünstig auswirken.

Die Torpedierung des Handelsschiffs *Ancona* am 7. November erhöhte die zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten bestehenden Spannungen. Nun wollte Wilson es nicht mehr bei einer Protestnote bewenden lassen, sondern energischere Massnahmen ergreifen, die den amerikanischen Unwillen deutlicher zum Ausdruck brachten. Könnten wir nicht diese «widerwärtigen Kreaturen» nach Hause schicken?<sup>8</sup> Dieser Vorschlag kam von Oberst House. Das war durchaus möglich. Nach Auswertung der Archibald-Papiere ergaben sich so viele Beweise gegen Papen und Boy-Ed, dass ihre Abberufung energisch gefordert wurde.<sup>9</sup> Die Öffentlichkeit empfand dieses Vorgehen als Sensation. Alle Zeitungen begannen, alles zu drucken, was sie über deutsche Komplotte in Erfahrung bringen konnten, während die Regierung einen grossen Teil der Informationen gezielt durchsickern liess, die im vergangenen Sommer von den vier Agentengruppen beschafft worden waren, um die Angelegenheit noch dringlicher erschei-

nen zu lassen. Zum erstenmal wurde die Öffentlichkeit jetzt über alle Einzelheiten der deutschen Verschwörung zur Wiedereinsetzung von Huerta und die führende Rolle unterrichtet, die Rintelen dabei gespielt hatte. Am 8. Dezember verkündete die *Times* wie mit einem Trompetenstoss: DEUTSCHES KOMPLOTT MIT DEM ZIEL, DIE VEREINIGTEN STAATEN IN EINEN KONFLIKT MIT MEXIKO ZU VERWICKELN, AUFGEDECKT. VON RINTELEN KAM, WIE DIE REGIERUNG ERFÄHRT, MIT MILLIONEN IM HINTERGRUND ZU DIESEM ZWECK HIERHER. UNTERSTÜTZTE DIE SACHE VON HUERTA. NEUE REVOLUTION SOLLTE DIE EINSTELLUNG VON WAFFENLIEFERUNGEN AN DIE ALLIIERTEN BEWIRKEN.

Zur Finanzierung der Gegenrevolution von Huerta hatten die Deutschen, wie die *Times* behauptete, 30 Millionen Dollar zur Verfügung gestellt. 12 Millionen waren schon für Waffenkäufe und andere Vorbereitungen ausgegeben worden. Agenten des Justizministeriums hatten festgestellt, wo sich diese Geldbeträge befanden, und so umfangreiche Waffen- und Munitionslager entdeckt, dass «damit starke Expeditionstreitkräfte ausgerüstet werden könnten». Papen und Boy-Ed waren an die Grenze gereist, um die Vorbereitungen zu treffen. Felix Diaz stand bereit, von Süden her gegen die Hauptstadt zu marschieren. Rintelen bezeichnete man als den hinter diesem Unternehmen stehenden Intellekt, und man druckte spaltenlange Berichte über seine Verhandlungen mit Huerta und dem «Wolf der Wall Street».

Im Justizministerium hatte man eine Kartei angelegt, in der jeder erfasst war, mit dem Rintelen Kontakt aufgenommen hatte! Ausserdem wies sie jedes Hotel, das er besucht hatte, jedes seiner Telefongespräche, jedes von ihm abgesendete oder empfangene Telegramm und fast jeden Dollar aus, den er aus der Summe von \$ 500'000 ausgegeben hatte, die von ihm persönlich bei der Trans-

atlantic Trust Company eingezahlt worden war. Er hatte das alles innerhalb von vier Monaten bewerkstelligt, ohne für seine Mühe mehr erreicht zu haben als ein paar in Handelsschiffen gelegte Bomben, die jeder Techniker für \$ 10 pro Stück hätte herstellen können.

Der einzige, der sich in der ganzen Aufregung nicht aus der Ruhe bringen liess, war Bernstorff. Er schickte ein privates Telegramm in die Heimat, in dem es hiess: «Bin überzeugt, Rintelen war der Hauptgrund für die Rückberufung der Attachés. Sein sofortiges Dementi absolut notwendig.»<sup>10</sup> Doch als der amerikanische Aussenminister Lansing den deutschen Botschafter zu sich bat, schien er sehr überrascht und sagte, er wisse nichts darüber. Lansing sagte ihm, er habe sehr stichhaltige Beweise und wäre davon überzeugt, Kapitän Boy-Ed hätte sich im Manhattan Hotel und im Hotel Ansonia mehrmals mit Huerta getroffen. Bernstorff erklärte kühl, er wisse nichts von dieser Affäre, und verlangte, der amerikanische Aussenminister sollte die Anschuldigungen zurücknehmen. In einer öffentlichen Erklärung sagte er, er habe die Anweisung, sich von Rintelen zu distanzieren.<sup>11</sup>

Papen versuchte, sich durch Erklärungen ähnlichen Inhalts aus der Affäre zu ziehen. In einem offiziellen, an den Kriegsminister gerichteten Protest sagte er, das alles sei «völlig falsch», und weder er noch Boy-Ed «haben sich direkt oder indirekt mit irgendeiner mexikanischen Regierung, politischen Gruppe, mit Einzelpersonen oder Gruppen von Einzelpersonen mit solchen Absichten in Verbindung gesetzt.»<sup>12</sup> Doch das nützte ihm nicht viel, und er musste – ebenso wie Boy-Ed gehen. Nur Bernstorff, dem es immer wieder gelang, allen Fallen auszuweichen, blieb, und zwar nicht, weil die Regierung ihm nichts nachweisen konnte, sondern weil Wilson, der immer noch hoffte, einen Verhandlungsfrieden zustande zu bringen, nicht auf ihn verzichten konnte.

Die im Mittelpunkt des ganzen Geschehens stehende Gestalt sollte bald von der Bühne abtreten. General Huerta, der sich noch immer an der mexikanischen Grenze aufhielt, lag im Sterben.<sup>13</sup> Während seines Aufenthalts in Fort Bliss war er an einem geheimnisvollen Leiden erkrankt. Die Ärzte diagnostizierten die Krankheit als Gelbsucht, es mehrten sich jedoch die Gerüchte, man habe ihn vergiftet. Da es einen schlechten Eindruck machen würde, wenn General Huerta in amerikanischem Gewahrsam starb, wurde er im November entlassen und zog zu seiner Familie, die ihm nach El Paso gefolgt war. Aber der unverwüstliche Indianer weigerte sich wieder, das zu tun, was man von ihm erwartete; er starb nicht, sondern genas von seiner Krankheit und wurde sofort wieder nach Fort Bliss zurückgebracht. Hier erkrankte er zum zweitenmal, und wieder entliessen ihn die Amerikaner kurz nach Weihnachten, um sich der Verantwortung für einen sterbenskranken Gefangenen zu entledigen. Indessen verbrachte der Präsident in Hot Springs, Virginia, während der Feiertage seine Flitterwochen mit der neuen Mrs. Wilson. War es ihm bewusst, dass sein alter Gegner im Sterben lag? Es ist nicht überliefert, ob er davon Kenntnis genommen oder sich darum gekümmert hätte. Aber sogar der sterbende Huerta wurde von den Amerikanern nicht in Frieden gelassen. Tag und Nacht bewachten amerikanische Soldaten das Krankenbett und wurden erst abgezogen, als der Todeskampf begann. Am 14. Januar 1916 starb Huerta auf fremdem Boden angesichts einer von Unruhen zerrissenen Heimat.

Weder sein Tod noch die Abberufung von Rintelen hinderten die Deutschen daran, sich auch weiterhin um die Herbeiführung eines Krieges zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko zu bemühen. An die Stelle von Huerta war jetzt Villa getreten, den sich die Vereinigten Staaten selbst zum Feind gemacht hatten. Die

deutsche Regierung hatte den Eindruck, Villa böte ihnen jetzt noch bessere Aussichten, die Vereinigten Staaten in einen Krieg gegen Mexiko zu ziehen. Dieser Anschein erwies sich bald als richtig. Am 10. Januar überfiel eine Bande von Anhängern Villas bei Santa Ysabel in der Provinz Chihuahua einen Eisenbahnzug mit siebzehn amerikanischen Bergbauingenieuren, holte die Männer heraus, riss ihnen die Kleider vom Leib und schoss sie einzeln nieder. Einer von ihnen, Thomas H. Holmes, lag noch schwer atmend am Boden, als die Banditen fortritten.<sup>14</sup> Er schleppte sich schwer verwundet durch die Nacht und erreichte um 7.00 Uhr morgens blutüberströmt Chihuahua City, wo er den Tod all seiner Gefährten meldete.

Das Massaker von Santa Ysabel erzeugte in ganz Amerika eine Welle der Empörung und löste die lautstarke Forderung nach einer Intervention aus. Wütende Protestversammlungen und Bürgerinitiativen forderten Rache für diesen «niederträchtigen und brutalen Mord».<sup>15</sup> In El Paso, wo die Bürger sich bewaffneten und auf die Jagd nach Mexikanern gingen, musste das Kriegsgericht ausgerufen werden. Tausend freiwillige Bergarbeiter und Cowboys drohten, mit einer Strafexpedition über die Grenze gehen zu wollen, um die Banditen aufzuspüren und die Vergeltung selbst in die Hand zu nehmen, falls sich die Regierung nicht entschloss, die Armee einzusetzen. Kongressabgeordnete, besonders die aus Texas stammenden, ereiferten sich über Morde, Vergewaltigungen und Plünderungen, über die Beleidigung amerikanischer Frauen, die ein Schicksal hätten erleiden müssen, das viel schlimmer sei als der Tod, über die Gefährdung des Lebens amerikanischer Bürger und die Verletzung der geheiligten Ehre des Landes. Vor Wut schäumende Senatoren aus den Grenzstaaten behaupteten, der einzige Mord, der Wilson je etwas ausgemacht hätte, wäre der an Madero begangene. Geschäftsleute, die jetzt eine Intervention verlangten, erklärten, kein Amerikaner könnte sich in Mexiko



seines Lebens sicher sein, solange Wilson Präsident blieb. Der ehemalige Präsident Roosevelt, dem man eine Bittschrift der Grenzbevölkerung vorgelegt hatte, forderte den sofortigen Einmarsch regulärer amerikanischer Truppen nach Mexiko.

Der vor wenigen Tagen aus den Flitterwochen nach Hause zurückgekehrte Wilson liess sich zu nichts bewegen. Tief in seinem Inneren schämte er sich als Amerikaner des ersten Krieges gegen Mexiko, und dieses Gefühl verstärkte sich als Folge des von ihm selbst veranlassten Vorgehens gegen Veracruz. Mit zusammengebissenen Zähnen sagte er einem Freund, wenn es sich irgend vermeiden liesse, werde er sich niemals zu einem Krieg gegen Mexiko zwingen lassen.<sup>16</sup> Als die Öffentlichkeit ihm Feigheit vorwarf, hörte er nicht darauf und hielt sich an die Grundsätze der Denkschrift von Lansing: Deutschland will, dass wir gegen Mexiko Krieg führen, und deshalb dürfen wir *keinen* Krieg gegen Mexiko beginnen; was wir in Mexiko unternehmen, muss von unseren Beziehungen zu Deutschland bestimmt werden. Er wusste sehr wohl, wie richtig die Beurteilung der Lage war, die aus einer ganz unerwarteten Richtung kam. Der Gouverneur von Texas hatte gesagt, es wäre die grösste Torheit, voreilig zu handeln, solange die Vereinigten Staaten nicht auf einen Krieg vorbereitet wären, selbst gegen das geschwächte Mexiko.<sup>17</sup>

Villa, der begierig auf die Gelegenheit zum Kampf wartete, während Deutschland ihn im geheimen zu ermutigen suchte, tanzte wie ein erregter Kampfhahn, der versucht, einen grossen Hund zum Angriff zu reizen, hinter der Grenze auf und ab. Nach der Anerkennung Venustiano Carranzas durch die Amerikaner hatte er seinen eigenen Untergang vor Augen. Seine Macht schmolz dahin, seine Anhänger verliessen ihn, und er glaubte, seine einzige Hoffnung läge darin, die Amerikaner zum Vordringen nach Mexiko zu zwingen, damit sich die Bauern in einer anti-

amerikanischen Erhebung wieder hinter ihn stellten.<sup>18</sup> Dann würde er und nicht Carranza der Nationalheld sein. Von Sonora bis nach Yucatan ertönte wieder der alte Schlachtruf «Viva Villa!», mit dem der eitle alte «Don Venus» auf den Kehrlichthaufen gefegt werden sollte – und nichts würde von ihm übrigbleiben als sein langer weisser Schnurrbart, den sich der tapfere Pancho an den Hut stecken wollte.<sup>19</sup> Das war ganz nach dem Geschmack der Deutschen. Deutschland glaubte nicht, dass Carranza gestürzt werden könnte, man konnte aber Villa, der davon träumte, dabei helfen, die Amerikaner mit Mexiko in einen bewaffneten Konflikt zu ziehen. Damit würde die deutsche Strategie von einer grossen Last befreit.

Der deutsche Feldzug begann damit, dass Theodore Roosevelt die Vereinigten Staaten zu den Waffen rief, der nicht ahnte, dass dieser Aufruf von den Deutschen manipuliert worden war. Ein wachsamer Agent entdeckte, dass zwei deutsche Geschäftsleute in El Paso, Edgar Held und Louis Hess, die an Roosevelt gerichtete Petition in Umlauf gebracht und sich am lautesten darüber beschwert hatten, dass Wilson nichts unternahm.<sup>20</sup> Als ausgesprochener Deutschhasser hätte es Roosevelt nicht gefallen, von den Deutschen als Werkzeug benutzt zu werden, aber diese peinliche Entdeckung wurde ihm zum Glück erspart, als sein Aufruf gegen die feste Mauer des Widerstandes von Wilson nichts ausrichten konnte.

Aber sogar diese Mauer brach unter dem nächsten Schlag Villas zusammen, denn Pancho kam zurück. Am Abend des 9. März 1916 wurde die kleine Stadt Columbus in New Mexico von 400 durch die Strassen galoppierenden, schreienden und um sich schiessenden Mexikanern aus dem Schlaf geschreckt, die dabei mehrere Einwohner töteten, Häuser in Brand steckten, Geschäfte plünderten und sich im Morgengrauen über die Grenze zurückzogen.

Diesmal konnten alle Ermahnungen zur Besonnenheit und politische Rücksichten die Vereinigten Staaten nicht mehr daran hindern, zurückzuschlagen. Gegen jede Vernunft sah sich der verbitterte Wilson zum zweitenmal während seiner Regierungszeit gezwungen, einen Angriff gegen Mexiko zu befehlen, die Massnahme zu ergreifen, die er mehr als alles andere zu vermeiden gesucht hatte. Er ging dabei so umsichtig wie möglich vor und rang dem widerwilligen Carranza die Zustimmung zur Überschreitung der mexikanischen Grenze durch amerikanische Truppen ab, und zwar «allein zu dem Zweck, den Banditen Villa dingfest zu machen».<sup>21</sup> Nachdem Wilson vergeblich nach einer Alternative gesucht hatte, die es nicht gab, erteilte er General Pershing schliesslich den Befehl, mit seinen Truppen zu einer Strafexpedition über die Grenze hinweg nach Mexiko vorzustossen.

Es wurde ein langes, stümperhaftes Unternehmen daraus, das traurige Berühmtheit erlangte. Nach einem Monat befand sich Pershing mit 6'600 Mann 480 Kilometer tief auf mexikanischem Boden, wobei die Gefahr eines Zusammenstosses mit Carranza ständig wuchs, während immer weniger Aussicht auf die Ergreifung von Villa bestand. Der Generalstab in Washington bereitete sich auf das Schlimmste vor und stellte Pläne für einen Einmarsch nach Mexiko mit allen verfügbaren Kräften auf. Zahllose Gerüchte behaupteten immer wieder, Villa sei tot, gefangen, in die Enge getrieben, geköpft, von seinen eigenen Männern aufgehängt oder von den Anhängern Carranzas gefangen genommen, bis man den Eindruck hatte, sein Gesicht grinste die in der glühenden Hitze von Durst gepeinigten Amerikaner aus jedem Kaktus an, um dann wie eine Fata Morgana zu verschwinden.

Die Presse in Berlin jubelte und kam auf ein altes Thema zurück; sie behauptete, die Japaner hätten sich im geheimen hinter Villa gestellt.<sup>22</sup> Der amerikanische Botschafter in Berlin, James Ge-

rard, telegraphierte: «Ich bin überzeugt, die Angriffe Villas werden in Deutschland vorbereitet.»<sup>23</sup> Alle Welt fragte sich, was wirklich dahinterstand, denn der Überfall auf Columbus, der offenbar keinem strategischen Ziel gedient hatte, liess sich kaum erklären. Sogar in Mexiko bezeichnete man das Unternehmen als *Panchos delirio de grandeza*. Viele Amerikaner einschliesslich des Präsidenten glaubten, dahinter stünden die Interessen der amerikanischen Öl- und Metallindustrie und ihre Gewinnsucht, während andere wie etwa der Korrespondent der Zeitschrift *Colliers* vermuteten,<sup>24</sup> es wäre eine «gewisse, am gegenwärtigen Kriege beteiligte europäische Nation, in deren Interesse es liegt, die Vereinigten Staaten anderweitig beschäftigt zu halten.»

Zwar gab es immer wieder Hinweise auf eine Beteiligung Deutschlands, aber in Washington wurden solche Nachrichten nach Möglichkeit totgeschwiegen, weil die Regierung, die mit der Torpedierung der *Sussex* in eine neue Krise geraten war, der Öffentlichkeit keinen Anlass dafür liefern wollten, den Kriegseintritt der Vereinigten Staaten zu fordern. Doch im Mai und Juni häuften sich die Berichte des Geheimdienstes auf dem Schreibtisch von Lansing, in dessen Terminkalender wir die folgenden und ähnliche Eintragungen finden: «Bekannter deutscher Offizier in Tampico», «deutsche Komplotte in N. Mexico», «Justizministerium meldet Deutsche an der mexikanischen Grenze». Der immer unternehmungslustige Agent Cobb, der sich mit solchem Eifer an der Verfolgung von Huerta beteiligt hatte, bat Lansing nun telegraphisch um Erlaubnis, weitere Unteragenten einstellen zu dürfen, um «alle Deutschen, die uns in Mexiko Schwierigkeiten zu machen suchen», zu überwachen.<sup>25</sup> Zwar war es dem Aussenministerium sehr peinlich, als es sich herausstellte, dass einige von Cobb verdächtigte Personen Agenten des Kriegsministeriums

waren, die ähnliche Spuren verfolgten, aber im Übrigen machte Cobb manche besorgniserregende Feststellung. Voskas Männer meldeten, dass die Waffen, die Rintelen für Huerta gekauft hatte, jetzt an Villa ausgeliefert wurden. Sie gingen in billigen Särgen über die Grenze oder wurden in verlöteten Blechkisten auf gecharterte Öltanker verladen, deren Tanks dann mit Öl gefüllt wurden. Wenn das Öl in mexikanischen Häfen gelöscht war, kamen diese Waffen- und Munitionssendungen wieder zum Vorschein und konnten ausgeladen werden.

Es zeigte sich, dass es auch andere deutsche Verbindungen gab. Weshalb lächelte der deutsche Konsul Max Weber in Juarez immer so vielsagend, wenn er von neuen Gerüchten über die Gefangennahme Villas hörte und sie aufgrund von Informationen aus privater Quelle bestreiten konnte?<sup>26</sup> Weshalb wurden nur die deutschen Firmen, deren Namen klangen wie preussische Kommandos – Krakauer, Zork & Moye, Ketelson & Degetau – verschont, als die Anhänger von Villa alle anderen Geschäfte und Lagerhäuser in Chihuahua City und dann in Parral plünderten?<sup>27</sup>

Den Deutschen gefiel das halbherzige Unternehmen des Generals Pershing nicht, das sich selbst so enge Grenzen gesetzt hatte, und Gerard berichtete, jeden Abend «weinen sich fünfzig Millionen Deutsche in den Schlaf, weil sich nicht ganz Mexiko gegen uns erhoben hat».<sup>28</sup> Um die Spannungen noch zu verschärfen, unterstützte Deutschland auf der einen Seite den Banditen Villa, bot aber andererseits den im kubanischen Exil lebenden Generälen von Diaz mehrere Millionen Mark an, um damit eine Gegenrevolution zu finanzieren. Zugleich verdoppelte es seine Anstrengungen, die Regierung Carranza in einen offenen Krieg gegen die Vereinigten Staaten zu treiben. Der amerikanische Konsul in Veracruz, wo sich Carranzas Hauptquartier befand, berichtete, dass ein deutscher Agent im persönlichen Gespräch mit Carranza diesem

angeboten habe, der mexikanischen Armee 32 Offiziere zu leihen, wenn Mexiko Deutschland als Gegenleistung die Halbinsel San Antonio Lizardo, 48 Kilometer südlich von Veracruz, zur Verfügung stellte, wo sich ein hervorragender natürlicher Hafen befand.<sup>29</sup> Dieser Umstand und die Möglichkeit, dass die Deutschen dort eine U-Boot-Basis einrichteten, schreckte Washington auf und veranlasste den Präsidenten, eine sofortige Untersuchung des Falles anzuordnen.

Den amerikanischen Befehlshaber an der mexikanischen Grenze, General Funston, beunruhigten gewisse Meldungen aus Monterey, nach denen der deutsche und der österreichische Konsul eine Gruppe von Verschwörern finanzierte, die einen Angriff gegen Texas vorbereiteten.<sup>30</sup> In Monterey entstandene finstere Gerüchte sprachen von einem geheimnisvollen «Plan von San Diego», an dem der deutsche Konsul Pablo Burchard, ein angesehener Kaufmann, beteiligt sein sollte.<sup>31</sup> Er hatte den angeblichen Führer dieses Vorhabens, Oberst Guerrero, einen Gefolgsmann von Carranza, häufig nach Mitternacht besucht. Ausserdem hatte er mit Oberst Maurilio Rodriguez, einem weiteren Führer dieser Gruppe, mehrere Besprechungen abgehalten. Einem dritten mexikanischen Verschwörer, Luis de la Rosa, hatte er einen sehr wertvollen Diamantring geschenkt, den dieser überall in der Stadt herumzeigte. Was hatte das alles zu bedeuten? Als der mexikanische Vizekonsul in Monterey die Einzelheiten des Plans von San Diego erfuhr, war er erschüttert. Das strategische Ziel war ein Umsturz, der mit einem bewaffneten Aufstand, von Manifesten unterstützt, in Texas beginnen und sich von dort über New Mexico, Arizona, Kalifornien, Nevada, Colorado und Oklahoma ausbreiten sollte, um schliesslich in diesem ehemals mexikanischen Gebiet eine selbständige Republik zu errichten, deren Regierung

von Mexikanern, Negern und Indianern übernommen werden sollte. Diese Republik sollte sich an Mexiko anschliessen und, wenn der Plan bis dahin gelungen war, die Neger in sechs weiteren amerikanischen Südstaaten bei einer Revolte unterstützen, deren Ziel die Errichtung eines Negerstaats wäre. So irrsinnig dieser Plan einen auch anmuten mochte, dahinter stand der gegen den weissgesichtigen Gringo gerichtete hundert Jahre als Hass der Mexikaner. Vielleicht hat ein Bericht des Konsuls Burchard an seinen Chef Zimmermann über den Plan von San Diego das deutsche Aussenministerium auf den Gedanken gebracht, Mexiko die deutsche Unterstützung bei der Rückgewinnung der an die Vereinigten Staaten verlorenen Gebiete anzubieten.

Bei der Lektüre solcher Berichte kamen Lansing natürlich gewisse Bedenken, und er fürchtete, die durch den Vorstoss amerikanischer Truppen auf mexikanisches Gebiet geweckten Leidenschaften könnten, besonders wenn die Deutschen die Stimmung weiter aufheizten, zu einem Zwischenfall führen, der die Vereinigten Staaten zwang, mit noch drastischeren Massnahmen gegen Mexiko vorzugehen. Seine Sorge galt jedoch nicht so sehr den Beziehungen zu Mexiko als vielmehr der Notwendigkeit, sich den Weg zu Verhandlungen mit Deutschland offenzuhalten. Er und der neue Kriegsminister, Newton Baker, empfahlen dem Präsidenten Wilson, Pershing und seine Truppen aus Mexiko abzuberufen, auch wenn es nicht gelungen sein sollte, Villa zu ergreifen, bevor eine Lage einträte, in der ein Abzug nicht mehr möglich wäre. Während man noch darüber beriet, wie dieser Truppenabzug bewerkstelligt werden sollte, telegraphierte Konsul Canada am 18. Juni, der deutsche Gesandte von Eckardt bemühte sich nach Kräften darum, Carranza zu einem Krieg gegen die Vereinigten Staaten zu drängen, und er, Canada, fürchtete, Carranzas «hitzköpfige Generäle» könnten ihn in einen Krieg ziehen.<sup>32</sup>

Am folgenden Tag wurde bekannt, dass deutsche Reserveoffiziere und Unteroffiziere in den Vereinigten Staaten die Anweisung erhalten hatten, sich in den mexikanischen Konsulaten registrieren zu lassen.<sup>33</sup> Wenn sie es nicht taten, würde das als Fahnenflucht gewertet werden.

Alle Zeichen standen auf Sturm. Die Generäle Carranzas waren schon zu lange der verführerischen deutschen Propaganda ausgesetzt. Zwei Tage später, am 21. Juni, wurde eine amerikanische Vorausabteilung, welche die mexikanische Warnung unbeachtet gelassen hatte, dass jede amerikanische Truppe, die in einer anderen Richtung vorging als nach Norden, unter Feuer genommen werden würde, bei Carrizal von einem Verband Carranzas angegriffen. Zwölf Amerikaner fielen, und 23 wurden von den Mexikanern gefangen genommen. Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte mit dem Truppenabzug zu lange gewartet. Jetzt wollte die Öffentlichkeit davon nichts mehr wissen. Die Interventionisten verlangten blutige Rache. Der Präsident, dem es nicht gelungen war, die Freundschaft der Mexikaner zu gewinnen, musste jetzt die Nationalgarde mobilmachen, um die Grenze zu schützen, und amerikanische Kriegsschiffe liefen aus, um vor beiden Küsten Mexikos zu patrouillieren.

In Deutschland hatte man den Eindruck, Amerika sei jetzt militärisch stark genug auf dem eigenen Kontinent gebunden. Die Komplote, Manipulationen und finanziellen Opfer der vergangenen Jahre hatten sich gelohnt. Die Deutschen konnten ihre Schadenfreude nicht unterdrücken. Als die *New York Times* erklärte, Deutschland sei dafür verantwortlich, dass sich Carranza gegen die Vereinigten Staaten gewendet hätte,<sup>34</sup> erwiderte eine Berliner Zeitung: «Es lohnt sich nicht, zu bestreiten, dass Deutschland Mexiko zum Kriege drängt, um die Waffenlieferungen an die Alliierten zu unterbinden. Der Umstand, dass Amerikas gewinnbrin-



gender Waffenhandel mit Frankreich und England durch einen Krieg gegen Mexiko leiden wird, ist, offen gesagt, eine Folge dieser Entwicklung, die uns keine Träne entlocken wird.»<sup>35</sup>

Die Deutschen, die ungeduldig darauf warteten, dass die Amerikaner ihre Operationen zu einem Annektionskrieg ausweiteten, konnten nicht verstehen, weshalb die Vereinigten Staaten so lange zögerten. Ebenso ging es den profitorientierten amerikanischen Geschäftsleuten, die ihr Vermögen in Mexiko investiert hatten. Sie hielten einen Krieg gegen Mexiko für viel nützlicher als eine Einmischung in den europäischen Konflikt. Die *Chicago Tribune* schrieb: «Das Schicksal bietet uns in Mexiko einen goldenen Apfel, in Flandern aber nur bittere Früchte an. Wenn wir einen Krieg gegen Mexiko gewinnen, dann wissen wir, welche Vorteile uns das bringen wird – die Sicherheit auf diesem Kontinent. Und es ist praktisch unmöglich, einen solchen Krieg zu verlieren.»<sup>36</sup> Das war ganz im Sinne der Deutschen. Ihre Propaganda hatte den Lateinamerikanern die Vorstellung eingehämmert, Amerika werde versuchen, das ganze zwischen Texas und dem Panamakanal liegende Gebiet zu annektieren, und für die Deutschen war nichts logischer als das. Nun wollten sie nicht begreifen, weshalb die Vereinigten Staaten diese Gelegenheit nicht nutzten.

Major Herwarth von Bitterfeld, der sich schon lange damit beschäftigt hatte, die Gegensätze zwischen den Vereinigten Staaten von Mexiko zu vertiefen und einen Krieg zwischen beiden Ländern herbeizuführen, sagte in einem Gespräch mit einer Amerikanerin in Berlin: «Es ist sehr töricht, wenn die Amerikaner glauben, sie könnten einen Kanal kontrollieren, ohne das zwischen ihnen und dem Kanal liegende Gebiet zu beherrschen. Der Kanal ist strategisch wertlos. Die Vereinigten Staaten verfügen nicht über

das dem Kanal vorgelagerte Gebiet. Stellen Sie sich vor, wir sollten den Nord-Ostsee-Kanal ohne Schleswig-Holstein halten!»<sup>37</sup>

Und doch durften sich Major Herwarth und die anderen Herren in Berlin, die sich damit beschäftigten, die Lage in Lateinamerika zu manipulieren, dazu beglückwünschen, dass der deutsche Einfluss auf das Carranza-Regime immer stärker wurde. Don Venus war trotz seiner imponierenden äusseren Erscheinung brutal und eitel, ehrgeizig, aber empfindlich, und verfügte über nur bescheidene Geistesgaben.<sup>38</sup> Das von den Deutschen ausgelegte Netz zog sich immer enger um ihn zusammen, und jetzt konnte er kaum noch entkommen. Wenn man ihm die Sache in der richtigen Weise schmackhaft machte, würde er vielleicht seine Neutralität aufgeben und sich ganz offen auf die Seite der Mittelmächte stellen. Das würde sehr günstige Möglichkeiten für die Deutschen eröffnen. Grossbritannien müsste auf die Öllieferungen aus Tampico verzichten, deutsche U-Boote könnten sich im Golf von Mexiko sicher fühlen, die Vereinigten Staaten blieben jenseits des Atlantik gebunden und hätten keine Möglichkeit mehr, sich in den europäischen Konflikt einzumischen, geschweige denn sich aktiv am Kriege zu beteiligen.

Der neue mexikanische Gesandte, Senor Zubaran, der im gleichen Sommer seinen Posten in Berlin antrat, führte lange Gespräche mit Zimmermann, unterliess es jedoch unter Missachtung aller diplomatischen Gepflogenheiten, dem amerikanischen Botschafter seinen Antrittsbesuch zu machen.<sup>39</sup> Aus Mexiko meldete der Verband deutscher Bürger stolz, er verfügte jetzt über 29 örtliche Propagandaausschüsse, die bei ihrer Werbung für die deutsche Kultur einen so grossen Eifer entwickelten, dass «zahlreiche Mexikaner davon überzeugt sind, die Methoden unserer Kriegführung seien die richtigen, und sie unsere Frontberichte für zutreffend halten.» Ebenso stolz meldete der Verein «Eisernes Kreuz», er ver-

fügte über 75 Ortsgruppen, deren Mitglieder überall im öffentlichen Leben teilnahmen, so etwa als Angestellte und Bürochefs in den Regierungsbehörden, zehn Männer als Offiziere in der mexikanischen Armee, zwei davon als Divisionskommandeure und zwei im Gefolge von Villa. Bestimmte Presseorgane wurden mit deutschen Mitteln subventioniert, unter anderen eine illustrierte Zeitung für die analphabetischen Bauern mit Kriegsberichten. Deutsche Agenten organisierten Streiks bei den Hafentarbeitern in Tampico und machten bei den mexikanischen Arbeitern in Arizona und Kalifornien Stimmung gegen die Vereinigten Staaten.<sup>40</sup> Deutsche Banken bekamen die Finanzen der Regierung Carranza immer fester in den Griff. Deutsche Bergbauunternehmen bestachen die Regierung, die Verordnungen erliess, durch die es den Deutschen ermöglicht wurde, Bergwerke aufzukaufen, die von ihren amerikanischen Eigentümern als Folge der gespannten Lage im Stich gelassen worden waren. Bei diesen Unternehmungen hatten die Deutschen so grosse Erfolge, dass das Unglaubliche geschah und die deutsche Firma *Compania Metallurgica de Torreón* einen grösseren Prozentsatz von Anteilen erwerben konnte als Guggenheims' *American Smelting and Refining Company*. Zwischen den Zeilen des Berichts eines amerikanischen Agenten, der diese katastrophale Entwicklung schildert, spürt man die nackte Angst.<sup>41</sup>

Noch gefährlicher war es jedoch, dass sich zwischen Carranza und dem deutschen Gesandten von Eckhardt eine immer engere Beziehung entwickelte.<sup>42</sup> Beide Männer führten lange Gespräche unter vier Augen. Die häufigen Besuche Eckhardts, der in seinem Automobil zum Nationalpalast kam, um sich dort mit dem Präsidenten zu treffen, gehörten schon zur täglichen Routine. Die negative Einstellung Carranzas gegenüber den Vereinigten Staaten entsprach seinem Lieblingstraum von einer pan-hispanischen Union lateinamerikanischer Nationen, die stark genug war, sich

gegenüber den Yankees zu behaupten. Hier fand Eckhardt frucht-  
baren Boden für die Förderung seiner politischen Ziele, und ge-  
meinsam mit Carranza schmiedete er Pläne für Gegenrevolutionen  
in verschiedenen Zentralamerikanischen Staaten, deren Ziel  
es sein sollte, promexikanische (oder pro-deutsche) Regierungen  
einzusetzen.

Als Eckhardt nach Mexiko kam, um den bisherigen Gesandten  
von Hintze abzulösen, hatte er zunächst gewisse Schwierigkeiten,  
weil es keine direkte telegraphische Verbindung mit Berlin gab.  
Die Funkstationen in Mexiko waren nicht stark genug, den Atlan-  
tik zu überbrücken.<sup>43</sup> Zwar konnte man deutsche Funksprüche in  
Mexiko empfangen, aber es war nicht sicher, ob damit etwas zu  
erreichen war, denn nach den mexikanischen Gesetzen war es  
Ausländern verboten, Kodes zu verwenden. Als Eckhardt sich bei  
Carranza darüber beschwerte, liess sich der mexikanische Postmi-  
nister, Senor Marion Mendez, gern bestechen.<sup>44</sup> Der Verband  
deutscher Bürger zahlte ihm dafür, dass er beide Augen zudrückte,  
\$ 600 monatlich. Damit verfügte Eckhardt auch über gute  
Nachrichtenverbindungen zu anderen deutschen Gesandtschaften  
und Geheimagenten auf dem amerikanischen Kontinent, die  
transatlantischen Nachrichtenverbindungen wurden jedoch nicht  
besser.

Die Deutschen fanden schliesslich aber doch eine Möglichkeit,  
diese Lücke zu schliessen. Der Funkverkehr mit den amerikani-  
schen Staaten, der zum grössten Teil über das Büro von Bernstorff  
lief, wurde auf einem Wege abgewickelt, den ausfindig zu ma-  
chen dem Zimmer 40 bis dahin nicht gelungen war. Zwischen  
Washington und Berlin gab es eine rätselhafte tote Zone, die ein  
Mithören unmöglich machte. Die britischen Funkspezialisten hat-  
ten bisher nicht feststellen können, auf welchem Wege die Funk-  
sprüche weitergeleitet wurden.

Ursprünglich waren diese Funksprüche auf der sogenannten

«Hauptlinie» zwischen dem deutschen Sender Nauen bei Berlin und der Station Sayville auf Long Island hin- und hergegangen.<sup>45</sup> Im Sommer 1915 hatte die Regierung der Vereinigten Staaten den Sender Sayville der Zensurbehörde der Flotte unterstellt, weil die Deutschen ihre U-Boote über diesen Sender von den Positionen neutraler Handelsschiffe unterrichteten. Damit wurde die Funkstation zu einer Einrichtung der Seekriegführung auf neutralem Boden.<sup>46</sup> In Zukunft durften die Deutschen bei ihrem Funkverkehr von Sayville aus nur bei der amerikanischen Regierung angemeldete Chiffren verwenden. In der Praxis blieb die Zensur jedoch wirkungslos, weil die Deutschen die Bestimmungen dadurch umgingen, dass sie ihre Sprüche von deutschen Schiffahrtsgesellschaften oder anderen Handelsfirmen unterzeichnen liessen, während sie in Wirklichkeit im Kode Bernstorffs abgefasst waren.

Die von den Amerikanern erlassenen einschränkenden Bestimmungen behinderten sie aber doch so sehr, dass sie sich immer wieder beschwerten und behaupteten, sie könnten den direkten Funkverkehr mit Berlin nicht aufrecht erhalten. Bernstorff sagte dem amerikanischen Aussenministerium, das seien sehr unfaire Methoden, und Reichskanzler Bethmann-Hollweg und Zimmermann trugen dem amerikanischen Botschafter Gerard die gleichen Klagen vor. Mit all diesen Beschwerden wollten die Deutschen mit Hilfe eines neutralen Staates ihre Funkverbindungen sichern, was ihnen schliesslich auch gelang.

Admiral Hall stand vor einem Rätsel. Er schrieb an Captain Gaunt: «Wir haben fast jede mögliche Verbindung überprüft, und jetzt bleibt praktisch nur noch die folgende Möglichkeit: Er schickt sie nach Buenos Aires, und von dort gehen sie weiter nach Valparaiso.»<sup>47</sup> Bis dahin hatte Hall recht, aber nach Argentinien und Chile verlor sich die Spur. Er erklärte: «Ich kann nicht feststel-

len, wohin sie von dort aus gehen; ob über China oder Russland mit Hilfe einer neutralen Gesandtschaft oder nicht.» Nun im letzten Viertel des Jahres 1916 brachte ein aus Mexiko kommender Hinweis die Lösung.

Eines der deutschfreundlichsten Mitglieder des diplomatischen Korps in Mexiko City war der schwedische Geschäftsträger Folke Cronholm. Ein besonders neugieriger Engländer hatte vor einiger Zeit bemerkt, dass Herr Cronholm das Telegraphenamt viel häufiger in Anspruch nahm, als es die nicht sehr intensiven Beziehungen zwischen Mexiko und Schweden hätten erwarten lassen. Der Engländer hatte einen bestimmten Grund für seine Neugier, denn er war ein Agent von Admiral Hall. Wir kennen ihn nur unter der Bezeichnung H., und sein wirklicher Name verbirgt sich immer noch in den Geheimakten des Zimmers 40.

Hätte Cronholm sich gewissenhafter darum bemüht, seine Neutralität zu wahren, dann wären seine Besuche im Telegraphenamt vielleicht nicht aufgefallen. Da er aber die Deutschen so offen bewunderte, machte er sich verdächtig. Er fiel dem Beamten auf, der seine Beobachtungen an Admiral Hall weitergab und ihm mitteilte, er werde die Sache im Auge behalten.<sup>48</sup>

Einige Zeit später lag auf dem Schreibtisch von Admiral Hall ein abgefangener Funkspruch von Eckhardt an das Aussenministerium in Berlin, in dem dieser um Beantwortung einer früheren Anfrage bat, mit der er seinen schwedischen Kollegen Cronholm für eine Auszeichnung vorgeschlagen hatte. Obwohl man damals in ganz Europa die deutsche Vorliebe für das Sammeln und Verteilen von Orden kannte, reagierte Halls empfindliche Antenne sofort bei der Lektüre der Anfrage Eckhardts. Aus welchem Grunde konnte ein schwedischer Geschäftsträger in Mexiko eine deutsche Auszeichnung wünschen oder verdient haben? Admiral Hall war ein Mann, den unbeantwortete Fragen beunruhigten. Er

nahm sich den Bericht von H. vor und las noch einmal die Passage, in der von den ungewöhnlich häufigen Besuchen Cronholms im Telegraphenamte die Rede war. Nachdem H. mit einigem Geschick in Erfahrung gebracht hatte, dass die Telegrammrechnungen Cronholms den in seinem Etat dafür vorgesehenen Betrag erheblich überschritten, kam er zu einer beunruhigenden Vermutung. War es möglich, dass Schweden, das offensichtlich eine deutschfreundliche Haltung einnahm, seine offizielle Neutralität soweit verletzt hatte, dass es im geheimen deutsche Funksprüche weiterleitete?

Bis jetzt war das nur ein Verdacht, aber die Indizien bestätigten ihn. Ein Brief Eckhardts an Reichskanzler von Bethmann-Hollweg mit dem ersten Vorschlag, Cronholm einen Orden zu verleihen, kam in den Besitz des Zimmers 40. Er sagte deutlich, aus welchem Grund die Deutschen dem schwedischen Gesandten zu Dank verpflichtet waren. «Er schafft die Voraussetzungen», schrieb Eckhardt, «für die offizielle telegraphische Verbindung mit Eurer Exzellenz.» Jedesmal «geht er persönlich, oft noch spät in der Nacht, zum Telegraphenamte, um die Telegramme aufzugeben.» Herr Cronholm besaß noch keinen schwedischen, sondern nur einen chilenischen Orden. (Wie nackt muss er seine schwedische Brust empfunden haben, wenn er sie zum Beispiel mit der des Generals Maximilian Kloss, des höchsten deutschen Offiziers in der mexikanischen Armee, verglich, der voller Stolz an seine Eltern schrieb: «Jetzf habe ich neun Auszeichnungen und drei hohe Orden, die ich an meinen Waffenrock heften kann, dazu das Ehrenkreuz als Halsorden.»<sup>49</sup>) Sollte Deutschland nicht dadurch seiner Anerkennung Ausdruck verleihen, fragte Eckhardt, dass es Cronholm – natürlich privat – mit dem Kronenorden 2. Klasse auszeichnete? Offiziell könnte das allerdings erst nach dem Kriege bekanntgegeben werden, um nicht den Verdacht des Feindes zu erregen.

Hier hatte man endlich die Lösung des Problems gefunden, nach der man im Zimmer 40 schon so lange suchte. Die deutschen überseeischen Nachrichtenverbindungen wurden durch Schweden hergestellt! Nun liess sich das leicht beweisen, denn die über Kabel von den Vereinigten Staaten nach Schweden übermittelten Telegramme liefen durch englische Vermittlungen. Hall musste sich jetzt nur noch Kopien der verschlüsselten schwedischen Regierungstelegramme beschaffen, und nach einer kurzen Überprüfung war der Zusammenhang klar. Nach wenigen schwedischen Kodegruppen ging der Text in den charakteristischen deutschen Kode über. Der Rest dieser freundschaftlichen Vereinbarung war nicht schwierig zu rekonstruieren. Deutsche Diplomaten im Ausland übergaben ihre Telegramme im deutschen Kode ihren schwedischen Kollegen, wie das im Fall von Eckhardt und Cronholm geschah, und die Schweden übermittelten sie zusammen mit ihren eigenen Depeschen an das Aussenministerium in Stockholm. Von hier gingen sie an den deutschen Botschafter in Stockholm, der sie dann nach Berlin schickte. Die von Berlin nach Amerika geschickten Telegramme nahmen den gleichen Weg in umgekehrter Richtung. Sie gingen von Berlin über Stockholm an die schwedischen Gesandtschaften in den ausländischen Hauptstädten, die sie ihren deutschen Kollegen übergaben. Der grösste Teil des Telegrammverkehrs mit Washington und Mexiko ging über Buenos Aires.<sup>50</sup>

Im Zimmer 40 bezeichnete man dieses Verfahren als das schwedische Karussell. Nachdem Hall diese Zusammenhänge erkundet hatte, konnte er nicht nur Eckhardt, sondern auch Bernstorff abhören, dessen Nachrichtendienst ihn zutreffender über die Absichten, die politische Linie und die Friedensbemühungen Wilsons unterrichtete als irgendwelche anderen Quellen in Washington wie etwa die verschwommenen Kommuniqués des ständig



herumreisenden Oberst House. Berstorff benutzte die Nachrichtenverbindung über Sayville und Nauen, was jedoch ein gewisses Risiko bedeutete, weil hier die Zensur der amerikanischen Flotte eingeschaltet war, die dazu noch sehr langsam arbeitete. Als er sich auch weiterhin bei Oberst House darüber beklagte, dass es so schwierig sei, die Nachrichtenverbindungen zu seiner Regierung aufrecht zu erhalten, machte man ihm ein Zugeständnis. Das war eine einfache, grosszügige Geste, die jedoch von den Amerikanern verlangte, das eigene Misstrauen bis zu einem gewissen Grade auszuschalten. Auf die Einzelheiten der Absprache mit Oberst House werden wir an anderer Stelle zurückkommen.

Man schrieb jetzt den November 1916. Die Fronten hatten sich versteift, und die allgemeine Entmutigung belastete die Atmosphäre wie von Kohlenrauch durchsetzter Nebel. Die halbe Menschheit hungerte, litt unter Entbehrungen oder starb in den Schützengräben. Auf das amerikanische Anerbieten, den Polen, den Belgiern und den von einer Typhusepidemie heimgesuchten Serben mit Lebensmittellieferungen zu helfen, reagierte Reichskanzler von Bethmann-Hollweg mit der hilflosen Bemerkung: «Was bedeutet das verglichen mit den Hekatomben von Menschenopfern an der Front?»<sup>51</sup>

Unaufhörlich fielen die Kopien abgefangener Funksprüche im Abstand von wenigen Minuten in den Drahtkorb im Zimmer 40. Hall konnte daraus entnehmen, dass der schon seit Langem gefürchtete uneingeschränkte Einsatz deutscher U-Boote immer näher rückte. Eckhardt war mit seinem Werben um die Freundschaft der Mexikaner indessen soweit gekommen, dass er im Oktober melden konnte: «Carranza, der seine Freundschaft gegenüber Deutschland jetzt ganz offen zeigt, ist bereit, wenn es notwendig werden sollte, deutsche U-Boote in mexikanischen Gewässern nach besten Kräften zu unterstützen.»<sup>52</sup> Nachdem Hall diesen

Funkspruch abgefangen hatte, gab er ihn sofort an die Vereinigten Staaten weiter. Darauf hatte Lansing Carranza in ernstem Ton mitgeteilt, eine derartige Verletzung der mexikanischen Neutralität könnte, wenn sie sich als wahr erwiese, «die katastrophalsten Folgen» haben und Grossbritannien zu «drastischen Massnahmen» zwingen.<sup>53</sup> Nun hatte Carranza gezögert. Doch Berlin verstärkte seinen Druck. Am 12. November unterrichtete das Oberkommando den Gesandten Eckhardt in unmissverständlichem Ton davon, dass die kaiserliche Regierung demnächst den uneingeschränkten U-Boot-Krieg beginnen werde, da dies «die wirksamste Methode zur Vernichtung ihres Hauptgegners» sei. Das würde auch Operationen in amerikanischen Gewässern einschliessen, und «es wäre sehr wertvoll, wenn wir in Südamerika und Mexiko über Flottenbasen verfügten, um den Einsatz der U-Boote zu unterstützen.» Eckhardt wurde angewiesen, bei seinen Sondierungsgesprächen mit Mexiko über die Möglichkeit eines Bündnisses sich danach zu erkundigen, welche Zugeständnisse Deutschland als Gegenleistung für die Erlaubnis machen müsste, auf mexikanischem Territorium U-Boot-Basen einzurichten.<sup>54</sup>

Was würde Carranza tun? Je länger amerikanische Truppen auf mexikanischem Boden standen und damit den Stolz der Mexikaner verletzten, desto mehr musste man damit rechnen, dass er dem Drängen Deutschlands nachgab. Von mexikanischen Basen aus operierende U-Boote konnten die amerikanischen Versorgungslinien unterbrechen. Noch schlimmer war es jedoch, dass die Öllieferungen aus Tampico dadurch gefährdet würden. Nun kam es vor allem darauf an, was Wilson tun würde.

In Amerika waren vier Fünftel aller regulären Verbände der Armee in Mexiko oder an der mexikanischen Grenze gebunden. Pershings 12'000 Soldaten verfolgten Villa noch immer vergeblich im Bergland von Chihuahua. In Washington sorgte man sich dar-

um, dass Japan die Verstimmung Mexikos dazu benutzen könnte, die Mexikaner zu einer Vereinbarung zu bewegen, die sich gegen die Vereinigten Staaten richtete. Die amerikanischen Behörden waren beunruhigt, weil sich die Meldungen amerikanischer Agenten häuften und besorgte Bürger von japanischen Kolonisten und japanischen Fischereifloten, japanischen Funkstationen und japanischen Beziehungen zu Villa berichteten, und man sah sich gezwungen, jedem dieser Hinweise nachzugehen.<sup>55</sup> Vermutungen über einen japanischen Geheimvertrag klangen immer glaubhafter und wurden nicht, wie man hätte erwarten können, durch die ständige Wiederholung fadenscheiniger.

Als sich die Aussichten auf eine Beteiligung der Vereinigten Staaten am Krieg in Europa im November immer mehr verdichteten, liess sich zunehmend deutlicher erkennen, dass sich die Beziehungen zwischen Carranza und den Japanern immer enger gestalteten.<sup>56</sup> Der japanische Botschafter in Mexiko lud Regierungsbeamte zu rauschenden Festen ein, und die mexikanische Regierung gab zu seinen Ehren ein glänzendes Diner im Nationalpalast, um damit den herzlichen Beziehungen beider Länder Ausdruck zu verleihen. Schliesslich reiste im November der mexikanische Major Carpio an Bord der *Empress of Asia* nach Tokio mit dem Auftrag, Waffen zu kaufen.<sup>57</sup> Aufmerksame Amerikaner beobachteten ihn und meldeten nach seinem Eintreffen, er habe mit zahlreichen hohen Vertretern der japanischen Flotte Gespräche geführt und japanische Flottenbasen in Kure, Sasebo und Yokosuka besucht. Obwohl sich Japan verpflichtet hatte, ausser an alliierte Nationen keine Waffen zu exportieren, gelang es Major Carpio, Maschinengewehre, Gewehre und die gesamte Ausrüstung für eine in Mexiko zu errichtende Munitionsfabrik zu kaufen. Es bereitete ihm auch keine Schwierigkeiten, eine ganze Anzahl japanischer Rüstungsexperten anzuwerben, die die Leitung dieser Fabrik über-

nehmen sollten, und ein japanisches Schiff zu chartern, mit dem all dieses Material nach Mexiko gebracht werden konnte. Die Reise des Mexikaners und ihre Auswirkungen waren Anlass für die wildesten Gerüchte über eine japanische Infiltration, und man hatte jetzt wirklich den Eindruck, als habe sich die gelbe Gefahr schliesslich doch als reale Tatsache erwiesen.

In Berlin hoffte man mit aller Leidenschaft darauf. Im gleichen Augenblick traf das deutsche Oberkommando die Entscheidung, mit dem Beginn des uneingeschränkten U-Boot-Krieges den Kriegseintritt der Vereinigten Staaten zu riskieren. Deutsche Admiräle und Generäle versicherten ihrer Regierung mit zuversichtlicher Arroganz, man brauchte nicht mit den Amerikanern zu rechnen, weil Japan den Vereinigten Staaten in die Flanke stossen werde. Sie seien überzeugt, die Japaner würden sich nicht die Gelegenheit entgehen lassen, Niederkalifornien oder den Panamakanal anzugreifen.<sup>58</sup> Solche Argumente kamen der deutschen Regierung gerade recht. Aber wer wusste am Ende des Jahres 1916 wirklich, was Japan tun würde? Wilson bemühte sich währenddessen verzweifelt, den kriegführenden Mächten ein Zeichen der Bereitwilligkeit abzurufen, zu einer Vereinbarung zu kommen, bevor Deutschland den Angriffsbefehl für seine U-Boote gegeben hatte und damit die Vereinigten Staaten selbst gezwungen wurden, sich aktiv am Kriege zu beteiligen. Es war ein verbissenes Wettrennen zwischen Wilson und der Wilhelmstrasse, aber es gab keine Zuschauer, die es mit ihren aufmunternden Zurufen begleiteten.

## 7. «Unser Freund Zimmermann»

Im November 1916 glaubte man angesichts der Kriegsmüdigkeit und der Friedenssehnsucht in Europa in den Vereinigten Staaten, die Ernennung eines sehr «freundlichen und weitherzigen Deutschen» (das war der Eindruck von Botschafter Gerard) zum Außenminister gäbe Anlass zu neuen Hoffnungen.<sup>1</sup> Die Amerikaner verabscheuten den Krieg, fürchteten aber immer mehr, doch hineingezogen zu werden. Deshalb waren sie bereit, sich an alles zu klammern, was den Anschein erweckte, man könnte die in ihrem verzweifelten, aber noch immer unentschiedenen Ringen ineinander verbissenen kriegführenden Parteien trennen. In der Ernennung des Unterstaatssekretärs Arthur Zimmermann glaubten Sie ein Zeichen des Stärkerwerdens liberaler Kräfte zu sehen, die Deutschland aus der eisernen Umklammerung der militärischen Autokratie befreien, den Weg zum Frieden ebnen und damit die Welt retten würden. Sie begrüßten den neuen Außenminister mit einer solchen Begeisterung, als sei der die Sonne, die den Schnee schmelzen lassen werde. Hätten sie weniger Illusionen gehabt, dann hätten sie in dieser Ernennung ein Signal dafür erkennen können, dass man jetzt mit einem noch härteren Kurs rechnen musste.

Zimmermann gefiel den Amerikanern, weil er, wie die *Times* übertrieben leichtgläubig schrieb, «ein Mann des Volkes» war, der erste Vertreter seines Standes, der im deutschen Auswärtigen Amt einen so hohen und bis dahin dem Adel vorbehaltenen Posten übernahm.<sup>2</sup> Er war ein kräftig gebauter, gesunder, gutmütiger, dickschädeltiger, fünfzigjähriger Junggeselle mit blauen Augen,

rotblondem Haar und kräftigem Schnurrbart, der typische Vertreter des deutschen Mittelstandes; und als äusseres Zeichen dafür, dass er die gesellschaftliche Kluft überwunden hatte, die zwischen ihm und den privilegierten Adeligen lag, trug er stolz den von einer studentischen Mensur herrührenden Schmiss auf der Wange. Er gehörte nicht der Aristokratie an und hatte seine berufliche Laufbahn im Konsulatsdienst auf einer Ebene begonnen, die seinem bürgerlichen Stand entsprach. Der ehemalige Reichskanzler Fürst von Bülow schreibt in seinen 1930 posthum erschienenen vierbändigen Memoiren, die in allen Ministerialbehörden Europas solches Entsetzen ausgelöst haben, wenn Zimmermann auf dieser Ebene geblieben oder Provinzialbeamter geworden wäre, dann hätte er das Leben eines angesehenen Bürgers geführt und wäre beim Frühschoppen auf der Terrasse des ersten Hotels der Stadt mit einem herzlichen «Guten Morgen, sehr zum Wohle, Herr Rat», begrüsst worden.<sup>3</sup>

Diesem Schicksal ist Zimmermann allein durch seinen grossen Fleiss und Diensteifer entgangen. 1902 wurde er ins Auswärtige Amt versetzt und 1911 zum Unterstaatssekretär befördert. In Berlin erzählte man sich eine von dem damaligen holländischen Botschafter in Umlauf gebrachte Geschichte, nach der Zimmermann und nicht Gottlieb von Jagow schon 1913 hätte Aussenminister werden können. Doch angeblich wollte keiner von beiden die Verantwortung übernehmen, weil sich der Kaiser zu sehr in die auswärtigen Angelegenheiten einmischte und dieser Posten daher mit grossen Unannehmlichkeiten verbunden war. Sie beide lehnten die Ehre zugunsten des jeweils anderen ab, aber Zimmermann gewann, weil er erklärte, er leide unter Gallensteinen. So «musste Herr von Jagow die Verantwortung übernehmen, obwohl er zehnmal so viele Gallensteine hatte.»<sup>4</sup>

Vielleicht hat sich Zimmermann auch deshalb gescheut, den Posten zu übernehmen, weil er ein Aussenseiter war, jemand, der

aufgrund seiner persönlichen Tüchtigkeit einen Platz im Auswärtigen Amt einnahm, der normalerweise einem Aristokraten vorbehalten war. Dieser Umstand nahm alle Amerikaner für ihn ein, denn sie sind dazu erzogen, automatisch anzunehmen, dass ein Selfmademan auch über besondere Qualitäten verfügt. Im kaiserlichen Deutschland hatte es zur Folge, wie das oft in Gesellschaftssystemen geschieht, in denen die Klassenunterschiede eine sehr grosse Rolle spielen, dass Zimmermann ein noch begeisterterer Anhänger des Hauses Hohenzollern war als der Kaiser selbst.

Weil er «dazugehören» wollte, bemühte er sich, besonders konservativ zu sein, um als vollwertiges Mitglied der herrschenden Klasse zu gelten. Man hat Zimmermann nicht zum Aussenminister ernannt, weil man liberale Kräfte in die Regierung aufnehmen wollte und dafür einen «Mann aus dem Volk» brauchte, wie es sich die Amerikaner einbildeten, sondern weil man wusste, dass er sich der bevorstehenden Entscheidung, den uneingeschränkten U-Boot-Krieg aufzunehmen, eher beugen würde als sein Vorgänger Jagow, der von Geburt zum «inneren Kreis» gehörte, aber ebenso wie Bernstorff an die Notwendigkeit eines Verständigungsfriedens glaubte. Als Jagow von Zimmermann abgelöst wurde, nahm man in Amerika an, die deutsche Aussenpolitik werde von jetzt an eine weichere Linie verfolgen. In Wirklichkeit war es umgekehrt; es war die logische Fortsetzung der unerwarteten Umbesetzungen im deutschen Oberkommando, die zwei Monate früher erfolgt waren. Am 29. August 1916, einen Tag nachdem sich Rumänien den Feinden Deutschlands angeschlossen hatte, hatten die beiden Helden der Ostfront, Generalfeldmarschall von Hindenburg und General Ludendorff, den Oberbefehl übernommen. Der siebzigjährige Sieger von Tannenberg, Hindenburg, wurde Chef des deutschen Generalstabs, während Ludendorff als der geistige Führer in diesem Team den Posten des Gene-

ralquartiermeisters und damit praktisch den Oberbefehl übernahm. Die beiden Offiziere verfügten in diesen Stellungen über diktatorische Vollmachten. Sie hatten bei allen Entscheidungen das letzte Wort, wenngleich man in der damals sehr unübersichtlichen Lage diesen Umstand noch nicht so deutlich erkannte, wie wir es heute sehen. Während des ganzen Jahres 1916 kam es ständig zu Kontroversen mit der Zivilregierung. Die Generäle waren finster entschlossen, den Krieg bis zum Endsieg fortzusetzen, um die pan-germanischen Träume der Expansion und Annexionen zu verwirklichen. Die Zivilisten wussten im Gegensatz dazu genau, dass Deutschland, um auch nur den *status quo ante* zu bewahren, so rasch wie möglich Frieden schliessen musste.<sup>5</sup> Aber nach dem 29. August schwand der Einfluss der Zivilregierung immer mehr dahin. Nominell führte Kaiser Wilhelm noch immer den Vorsitz bei den Beratungen im Grossen Hauptquartier. Er wurde zwar konsultiert, aber man folgte seinen Ratschlägen nicht mehr; er war nur noch der Schatten eines Monarchen. Die Arbeit in den Ministerien funktionierte allerdings reibungslos, und die parlamentarische Opposition gewann sogar an Einfluss. Die Autorität des Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg war unbestritten, aber das hohe Ansehen der Generäle machte sie unentbehrlich, und sie wussten das. Zwar wäre der Kaiser den «hässlichen Feldwebel», wie er Ludendorff nannte, gern losgeworden, aber er wagte nicht, sich von ihm zu trennen.<sup>6</sup> Immer wieder konnten sich die Generäle mit Rücktrittsdrohungen durchsetzen.

Zimmermann stellte sich auf die Seite der Militärs. Er traf diese Entscheidung aber erst, als er wusste, dass sie bereit waren, sich mit Gewalt zu behaupten. Im März 1916 war die Forderung der Kriegspartei, mit dem uneingeschränkten U-Boot-Krieg zu beginnen, abgelehnt worden, worauf der weissbärtige alte Grossadmi-



ral von Tirpitz verzweifelt zurücktrat. In der Seekriegführung entspannte sich die Lage, weil der neue Oberbefehlshaber der Kriegsflotte warten wollte, bis er über genügend U-Boote verfügte, um den Erfolg ihres Einsatzes garantieren zu können. Im Herbst war es dann soweit. Wieder ging es um die schicksalschwere Frage, ob man durch den rücksichtslosen Einsatz der U-Boote den Kriegseintritt der Vereinigten Staaten riskieren oder versuchen sollte, Frieden zu schliessen, solange dafür noch eine Möglichkeit bestand. Die Militärs waren bereit, das Risiko einzugehen; der Reichskanzler war es nicht. Bis jetzt hatte Zimmermann die gleiche Auffassung vertreten wie der Reichskanzler, weil, wie er Anfang des Jahres auf einer Geheimsitzung des Reichstages gesagt hatte, «wir es uns in unserer Lage nicht leisten können, Amerika zum Feinde zu haben.»<sup>7</sup> Im tiefsten Inneren wusste er, dass dies auch noch jetzt so war, aber andererseits verlangte es ihn danach, in einer Reihe mit den grossen Kriegshelden zu stehen, deren Symbole Blut und Eisen waren. Darüber hinaus teilte er die allgemeine Meinung, der Reichskanzler werde nicht mehr lange im Amt bleiben, und er wollte nicht mit Bethmann-Hollweg in der Versenkung verschwinden.

Bethmann-Hollweg gehörte nicht zu den Leuten, für die Macht vor Recht geht, auch wenn ihn seine bekannteste Äusserung als einen «Eisenfresser» zu kennzeichnen scheint. Als er sagte, die belgische Neutralität sei nur noch «ein Fetzen Papier», war das nicht so sehr eine zynische Bestätigung der Wertlosigkeit von Verträgen, sondern vielmehr Ausdruck seiner Verzweiflung darüber, dass England wegen dieser Frage tatsächlich in den Krieg eintreten würde. Niemand hatte weniger einen Krieg gewünscht – und schon gar keinen Zweifrontenkrieg – als der hochgewachsene, melancholische Reichskanzler, der den amerikanischen Botschafter vor dem Kriege sogar an Abraham Lincoln erinnert hatte.<sup>8</sup> Die

Ähnlichkeit war allerdings nicht sehr gross. Wohl war Bethmann-Hollweg wie Lincoln ein grosser, etwas nach vorn gebeugter Mann mit traurigen Augen, aber geistig und charakterlich glich er eher dem späteren englischen Premierminister Neville Chamberlain. Man sagte von ihm, er sei aufrichtig und wohlmeinend, aber nicht sehr willensstark. Wo es um grundsätzliche Überzeugungen ging, neigte er zum Kompromiss, und man fürchtete, wenn er sich mit den Engländern an den Verhandlungstisch setzte, würde er sich damit zufriedengeben, wenn sie ihm nur die Hauptstadt Berlin überliessen.

Zwei Jahre hatte sich der Reichskanzler erfolgreich gegen den uneingeschränkten U-Boot-Krieg gewehrt, und zwar mit der Behauptung, das werde die Vereinigten Staaten mit Sicherheit veranlassen, sich auf die Seite der Feinde Deutschlands zu stellen.<sup>9</sup> Ausserdem würde Amerika die Alliierten mit gewaltigen Geldmitteln unterstützen, ihre Kampfmoral würde gestärkt, den Amerikanern stünden alle in ihren Häfen internierten deutschen Schiffe zur Verfügung, und auch andere neutrale Staaten würden durch das Beispiel Amerikas beeinflusst werden. Der Streit um den U-Boot-Krieg wurde zum Streit um den Kopf Bethmann-Hollwegs. Die Militärs wussten schon seit 1915 sehr gut, dass Deutschland den Krieg zu Lande nicht gewinnen konnte. Die einzige Chance für einen Sieg bot den Deutschen ihre stärkste Waffe, das U-Boot. Um es jedoch voll zur Wirkung zu bringen, musste es ohne Einschränkungen eingesetzt werden können, und zwar bis an die Grenze seiner verheerende Wirkungen auslösenden Leistungsfähigkeit. Während der Krieg zu Lande an den Kräften der Alliierten zehrte, würde das U-Boot sie dann in den Würgegriff der Unterwassertorpedos nehmen und die Entscheidung erzwingen.

Der politische Druck verstärkte sich zusehends. Es wurde berichtet, dass Bethmann-Hollweg während einer einen ganzen Tag

dauernden Besprechung eine Zigarette nach der anderen geraucht hätte und er täglich fünf oder sechs Dutzend rauchte. Sein Haar war weiss geworden, sein Gesicht blass und von tiefen Sorgenfalten durchzogen. Ein Beobachter meinte, er sähe aus wie «die personifizierte Verzweiflung».<sup>10</sup> Die politische Rechte, das waren die Militärs, die Grossdeutschen und die Konservativen, verlangte die Entlassung von Bethmann-Hollweg. Aber ein Umstand rettete ihn; niemand wusste, wer ihn hätte ablösen können, und der Kaiser klammerte sich an ihn, weil er fürchtete, wenn der Kanzler ginge, müsste er wieder den geschliffenen und geschickten Fürsten Bülow zum Reichskanzler ernennen, der ihn vor langer Zeit so tief gekränkt hatte.<sup>11</sup> So hielt sich Bethmann-Hollweg an seinem Posten und hoffte, die Ereignisse würden ihm recht geben. Dabei folgte er dem Rat Bismarcks: «Wir können nur warten, bis wir die Fussstapfen Gottes in der Geschichte vernehmen, um dann hervorzu springen und zu versuchen, uns an seine Rockschösse zu hängen.»<sup>12</sup>

Der unerbittliche Ludendorff, der finster entschlossen war, die U-Boot-Waffe um jeden Preis einzusetzen, hatte keine Zeit, auf Gott zu warten, aber er konnte das Gleichgewicht in der Zivilregierung zu seinen Gunsten verlagern. Wenn es ihm schon nicht gelang, Bethmann-Hollweg loszuwerden, konnte er wenigstens dafür sorgen, dass der zweite Gegner des U-Boot-Krieges, Aussenminister von Jagow, entlassen wurde. Mit Jagow hatte Ludendorff ein leichtes Spiel, denn dieser kleine, etwas ängstlich wirkende Mann mit dem Chaplin-Schnurrbart und dem scheuen Blick eines Kaninchens wurde von jedermann, ja sogar von sich selbst, für ungeeignet gehalten, den Posten des Aussenministers zu bekleiden.<sup>13</sup> Aber er hatte auf die Empfehlungen von Bernstorff gehört, der als Botschafter in den Vereinigten Staaten die stärksten Argumente gegen die Verwendung des U-Boots ins Feld führte

und um Zeitgewinn kämpfte, damit Wilson im Fall seiner Wiederwahl die Möglichkeit erhielt, bei den Alliierten annehmbare Friedensbedingungen für Deutschland auszuhandeln. Die Militärs, die entschlossen waren, alles zu riskieren, um mit Hilfe des U-Boots den deutschen Sieg zu erkämpfen, wollten den Namen Wilson nicht mehr hören. Aussenminister von Jagow, der sich zum Sprachrohr Bernstorffs gemacht hatte, musste gehen. An seine Stelle sollte nun der tüchtige, ehrliche, fleissige, in jeder Weise zuverlässige Unterstaatssekretär Zimmermann treten. Bethmann-Hollweg, dem es immer darauf ankam, das Gleichgewicht zu erhalten und Konfrontationen zu vermeiden, erklärte sich bereit, dieses Opfer zu bringen, denn er glaubte, Zimmermann werde besser mit Ludendorff auskommen. Nach dem Krieg schrieb der ehemalige Aussenminister von Jagow betrübt: «Die fanatischen U-Boot-Krieger glaubten, mit Zimmermann freie Hand zu haben. Im Herzen war er schon immer für das U-Boot gewesen; das heisst, er ist immer mit dem Strom geschwommen und hat denen zugestimmt, die am lautesten schrien. Und deshalb galt er auch als ‚stark‘.»<sup>14</sup> Neben seinen anderen Vorzügen war Zimmermann angeblich ein guter Kenner der Vereinigten Staaten.<sup>15</sup> Vor fast zwanzig Jahren war er über San Francisco und New York von einer Konsulatsstellung in China zurückgekehrt, und nachdem er die amerikanische Wesensart bei der Überquerung des Kontinents mit der Eisenbahn genau kennengelernt zu haben glaubte, bildete er sich ein, ein Amerikafachmann zu sein. Aussenminister von Jagow hatte ihm die Leitung der Öffentlichkeitsarbeit im Auswärtigen Amt übertragen, und dabei hatte Zimmermann persönliche Kontakte mit Oberst House und Botschafter Gerard gepflegt sowie eng mit Papen und Boy-Ed zusammengearbeitet. Der Generalkonsul in New York hatte ihn darüber hinaus unter Umgehung des deutschen Botschafters, Graf Bernstorff, mit direkten

Berichten versorgt und sich dabei abwertend über Bernstorffs Auffassung geäußert, die Friedensbemühungen Wilsons seien aufrichtig gemeint.<sup>16</sup> Im Gegensatz dazu behauptete der Konsul, Wilson käme es nur darauf an, in einem Friedensvertrag die günstigsten Bedingungen für die Alliierten auszuhandeln. Er lieferte Zimmermann ständig übertriebene Berichte über den angeblichen Erfolg der deutschen Propaganda und die Furcht vor einer Revolte der Deutsch-Amerikaner, die die Regierung der Vereinigten Staaten davon abhielte, einen Krieg zu riskieren. Das wurde zur Lieblingstheorie Zimmermanns.<sup>17</sup>

Als es zu einem erregten Streitgespräch mit Gerard wegen der amerikanischen Waffenverkäufe an die Alliierten kam, warnte Zimmermann den amerikanischen Botschafter und sagte: «Falls es zu Schwierigkeiten kommen sollte, gibt es eine halbe Million gut ausgebildeter Deutscher in Amerika, die sich den Iren anschließen und eine Revolution beginnen werden.» Da der deutsche Botschafter selbst viel Humor hatte, glaubte er zunächst, Zimmermann erlaube sich einen Scherz; als er jedoch feststellen musste, dass sein Gesprächspartner es ernst meinte, gab er ihm die später berühmt gewordene Antwort: «Für diesen Fall gibt es eine halbe Million Laternenpfähle, um sie aufzuhängen.»<sup>18</sup>

Gerard mochte den im Allgemeinen liebenswürdigen Unterstaatssekretär, bewunderte dessen Trinkfestigkeit, denn Zimmermann konnte beim Essen zwei Flaschen Mosel trinken, ohne dass man ihm etwas anmerkte – aber er schrieb dem Präsidenten, die Äußerungen von Zimmermann seien «zum grossen Teil lächerlich». Doch Zimmermann, auf dessen Schreibtisch die Ergebnisse der amerikanischen Volkszählung von 1910 lagen, die zeigten, dass es in Amerika 1'334'000 in Deutschland geborene Personen und schätzungsweise zehn Millionen Amerikaner deutscher Ab-

stammung gab, tröstete sich mit der Überzeugung, dieser sehr starke Bevölkerungsteil werde Amerika davon abhalten, etwas Törichtes zu tun. Als der amerikanische Botschafter in der Türkei, Henry Morgenthau, 1916 über Berlin in die Vereinigten Staaten zurückreiste, trug Zimmermann auch ihm seine Lieblingstheorie vor und sagte, dass sich die Deutschamerikaner im Fall eines Kriegseintritts der Vereinigten Staaten «erheben» würden.<sup>19</sup>

Bis zum Frühjahr 1916 hatte er die im Auswärtigen Amt vertretene Meinung geteilt, der Beginn des uneingeschränkten U-Boot-Krieges werde Amerika veranlassen, sich den Alliierten anzuschliessen, und Grossbritannien könnte nicht besiegt werden, wenn Amerika am Kriege teilnähme.<sup>20</sup> Mit Ausnahme des feuerfressenden Konsuls in New York war jeder, der die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten einigermaßen zutreffend beurteilen konnte, dieser Auffassung. Das sagten auch der Chef der Amerikaabteilung im Auswärtigen Amt, von Stumm, das Büro für die Analyse ausländischer Nachrichten und natürlich auch Bernstorff, der diese These Tag und Nacht wiederholte. Aber allmählich begann Zimmermann, nachdem es um die Versenkung der *Lusitania* und der *Sussex* eine so grosse Aufregung gegeben hatte, die Geduld gegenüber den Vereinigten Staaten zu verlieren und schien sich schon fast auf den Ausbruch der Feindseligkeiten zu freuen. Er zeigte immer häufiger das von Gerard so bezeichnete «Imponiergehabe» der deutschen Beamten, die, wenn sie ihr Gegenüber einschüchtern wollten, die Stimme um zwei Oktaven senkten und «einen anstarrten wie ein wütender Ochsenfrosch».<sup>21</sup> Als Oberst House zu ihm kam, um mit ihm über die Voraussetzungen für Friedensgespräche zu reden, berichtete Gerard abschliessend: «Ich glaube, Zimmermann hat den Oberst angebrüllt. Jedenfalls hat er versucht, mich einzuschüchtern.»<sup>22</sup>

Nach dem Sussex-Zwischenfall im Mai, als Wilson erklärte, er

werde die Beziehungen abbrechen, wenn sich Deutschland nicht verpflichten sollte, Handelsschiffe nicht ohne vorherige Warnung anzugreifen, erhob Zimmermann – diesmal inoffiziell – wieder seine Stimme auf einer Pressekonferenz für deutsche Journalisten: «Meine Herren, es hat keinen Zweck, über die Schamlosigkeit und Unverschämtheit von Mr. Wilson viele Worte zu machen, aber wir haben ihm die Maske vom Gesicht gerissen.»<sup>23</sup> Zimmermann hielt den Präsidenten Wilson für einen Heuchler, der «englisch fühlt und denkt».<sup>24</sup> Er teilte jetzt die Auffassungen der Kriegspartei und meinte, das militärische Potential der Vereinigten Staaten sei so gering, dass man es nicht in Betracht ziehen müsste. Er zeigte jetzt auch mehr Verständnis für die Forderungen der deutschen Flotte, die, in ihrer Entscheidungsfreiheit eingeschränkt, zornig nach einem erweiterten Betätigungsfeld verlangte. Das Argument der Armee war, Amerika könnte nicht rechtzeitig genügend Soldaten ausbilden oder transportieren, um den Kriegsausgang entscheidend zu beeinflussen, und bevor solche Truppen in grösserer Zahl in Europa eintreffen würden, werde die deutsche U-Boot-Waffe, wenn man ihr freie Hand liesse, die Briten so hart treffen, dass sie kapitulieren müssten.

Nun marschierte Zimmermann im Gleichschritt mit den Militärs und liess sich von ihnen überzeugen. Bethmann-Hollweg und Jagow widersetzten sich noch immer, und der Kaiser, den die Argumente des Reichskanzlers langweilten, der seine Generäle jedoch ein wenig fürchtete, zögerte.<sup>25</sup> Immer wieder kam die Angelegenheit bei Konferenzen auf höchster Ebene zur Sprache und wurde in allen Einzelheiten erörtert. Die Admiräle rollten ihre Karten und Tabellen auf, um zu zeigen, wie viele Tonnen Schiffsraum die U-Boote in einer bestimmten Zeit versenken könnten, bis die Briten, wie einer von ihnen sich ausdrückte, «im Netz zappeln und nach Luft schnappen werden wie gefangene Fische».<sup>26</sup>

Der Streit nahm leidenschaftliche Formen an. Im Reichstag empörten sich die Liberalen und die Sozialdemokraten. «Das Volk will keinen U-Boot-Krieg, sondern Brot und Frieden!»<sup>27</sup> Die Abgeordneten führten in den Wandelgängen erregte Gespräche, tauschten ihre Sorgen aus und waren sich darin einig, dass ein neuer Winterfeldzug nicht mehr in Frage käme. Bis zum Herbst müsste Frieden geschlossen werden. Doch niemand fragte nach den Ansichten des Parlaments oder des Volks, denn so gross der Hunger auch war, jeder gehorchte. Ein Abgeordneter sagte: «Hier in Deutschland gibt es keine Revolutionen, solange die Verhältnisse nicht so schlecht sind, dass die Revolution durch offizielle Plakate verkündet werden muss, die von der Polizei an allen Strassenecken angebracht werden.»<sup>28</sup>

Im November konnte das Auslaufen der U-Boote nur um Haarsbreite vermieden werden. Die Opposition konnte kaum noch etwas gegen die lautstarken Forderungen der Militärs unternehmen. Zimmermann hatte sich schon auf ihre Seite gestellt. Am 12. November, 10 Tage bevor er die Stelle von Jagow einnahm, schickte er jenes Telegramm an Eckhardt nach Mexiko, in dem er davon sprach, dass Mexiko als Gegenleistung für ein Bündnis mit Deutschland den Mittelmächten U-Boot-Basen zur Verfügung stellen sollte. Vielleicht hat seine Ernennung zum Aussenminister sogar etwas damit zu tun gehabt, dass er behauptete, eine Absprache mit Mexiko und Japan werde Amerika aus dem Kriege heraushalten. Am 22. November wurde seine Ernennung zum Aussenminister bekanntgegeben.

Ohne zu wissen, was dahinterstand, begrüsst den neuen deutschen Aussenminister mit einer Herzlichkeit, die dem aufrichtigen Wunsch entsprach, in Deutschland einen Freund zu finden. «Unser Freund Zimmermann» war die Überschrift eines Artikels in der *New Yorker Evening Post*, die dieses



Ereignis freudig begrüßte.<sup>29</sup> Im *Literary Digest* hiess es: «Liberalisierung Deutschlands!» Die *Post* meinte, dies sei «eines der günstigsten Vorzeichen für die positive Fortentwicklung deutsch-amerikanischer Beziehungen seit Ausbruch des Krieges».

Der Verfasser des Artikels schrieb: «Alle Amerikaner mögen ihn», und das war nicht einmal übertrieben. «Ich habe mit Zimmermann ein Gespräch geführt, und er war ungewöhnlich liebenswürdig und freundlich», schrieb Oberst House Anfang 1915 an den Präsidenten. «Ich habe ihn schon immer gern gemocht und bin froh, dass wir unsere freundschaftlichen Beziehungen wieder aufgenommen haben.»<sup>30</sup> In einer öffentlichen Erklärung bezeichnete er Zimmermann als «einen der grössten Männer im Kaiserreich». Botschafter Gerard nahm seine Ernennung ebenfalls sehr positiv auf. «Ich komme mit Zimmermann sehr gut aus», sagte er und bezeichnete ihn später als «einen ausgezeichneten Mann . . . Uns verbindet eine herzliche Freundschaft, seine Einstellung gegenüber Amerika ist gerecht und freundlich, und er ist heute einer der tüchtigsten Männer in Deutschland.»<sup>31</sup>

Die Deutschlandspezialisten unter den amerikanischen Journalisten veröffentlichten begeisterte Artikel. Sie verglichen die sympathischen Eigenschaften Zimmermanns mit der kühlen Zurückhaltung und der hochmütigen Art des Junkers von Jagow, wie sie ihn nannten, doch das war bei ihm in Wirklichkeit nichts anderes als eine gewisse Menschenscheu, der ein Minderwertigkeitskomplex zugrundelag und die dazu führte, dass er es seinem extrovertierten Unterstaatssekretär überliess, die persönlichen Kontakte mit ausländischen Diplomaten zu pflegen. Die amerikanische Presse bezeichnete Zimmermann als «freimütig, direkt und jovial» und behauptete, er hätte «die Aussenpolitik besser im Griff als jeder andere Angehörige des Auswärtigen Amtes». Er sei bei der Presse, in der Öffentlichkeit und im Parlament ausser ordent-

lich beliebt und erinnere einen darin «sehr stark an einen realistischen amerikanischen Politiker». Dazu sei er «wachsam, intelligent, ein klarer Denker und hervorragend unterrichtet». Er habe als erster Deutscher die amerikanische Gewohnheit übernommen, freimütig mit Journalisten zu sprechen, er begrüßte sie dabei mit einem verbindlichen Lächeln, sei zuvorkommend, hilfsbereit und herzlich, verstehe das amerikanische Temperament und benutzte nie das Lieblingswort des preussischen Beamten «ausgeschlossen». Ganz besonders wiesen diese Berichte auf seine bürgerliche Herkunft hin und bezeichneten es als ermutigend, dass er im Konsulardienst gearbeitet habe und dabei häufig mit Geschäftsleuten zusammengekommen sei. Man «nimmt an», er gehöre zu der Gruppe von liberalen Männern, die eine Demokratisierung der deutschen Regierung anstrebten, und alle diese Stimmen liessen sich in eigenartiger Weise davon beeindrucken, dass er angeblich «ein Mann des Volkes» sei.<sup>32</sup>

Diese Leute hätten es wissen können, aber niemand sagte es – dass es gerade auf solche Leute eine katastrophale Wirkung haben kann, wenn sie plötzlich auf eine Ebene gehoben werden, die ihrer Herkunft eigentlich nicht entspricht, und über ungewohnte Machtbefugnisse verfügen. Der Zimmermann, der immer nach Pless reiste, wo sich ihm alle Türen öffneten und die Offiziere die Hacken zusammenschlugen, wenn er auftauchte, der sich dort unter behelmteten Generälen und Hoheiten bewegte, dem Allerhöchsten Kriegsherrn Vortrag hielt und mit Ludendorff konferierte, war nicht der Mann, auch weiterhin eine Politik zu verfolgen, die in irgendeiner Weise dem extremen Patriotismus der Militärs widersprach.

Nachdem sich Zimmermann auf die Seite der Befürworter des uneingeschränkten U-Boot-Krieges gestellt hatte, erkannte er, dass es jetzt darauf ankam, sich so rasch wie möglich auf den nun

zu erwartenden Eintritt Amerikas in den Krieg vorzubereiten. Man musste jeden Augenblick mit diesem Ereignis rechnen, und da er auf dem zivilen Sektor die Verantwortung trug, gab er die frivole Vorstellung auf, es könnte zu einer deutsch-amerikanischen Revolte kommen. Dafür hatte er ein viel leuchtenderes Ziel im Auge, und das war nicht weniger als ein deutsches Bündnis mit Mexiko und Japan. Zwei Jahre hatte der geschliffene Diplomat Hintze als intimer Freund von Admirälen und Königen versucht, Japan auf die Seite der Mittelmächte zu ziehen, aber es war ihm nicht gelungen. Jetzt würde er, der Aussenseiter Zimmermann, es tun. Dann wäre er der erste Deutsche, dem es geglückt war, Deutschland neue Verbündete zuzuführen. Seit Jahren hatte man den Junkern im auswärtigen Dienst bittere Vorwürfe gemacht, weil sie es nicht vermocht hatten, im Ausland Freunde für Deutschland zu gewinnen, und weil durch ihre Schuld bisherige Freunde abgesprungen waren. Die Möglichkeit, hier einen persönlichen Triumph zu erleben, erregte Zimmermann. Er interpretierte bestimmte Äusserungen des japanischen Botschafters in Stockholm wie folgt: «Es besteht die Möglichkeit, zu einer Verständigung (mit den Deutschen) zu kommen.»<sup>33</sup> Dazu versicherte Eckhardt, dass die engen Beziehungen zwischen Mexiko und Japan fortbeständen. Sein Optimismus wurde durch einen blumenreichen Brief des Präsidenten Carranza bestärkt, der darin seine Sympathien für Deutschland und den Wunsch zum Ausdruck brachte, engere wirtschaftliche und politische Bande mit dem Deutschen Reich zu knüpfen, seine Flotte mit deutscher Hilfe auszubauen und weitere Rüstungsgüter in Deutschland zu kaufen.<sup>34</sup> In einem Begleitschreiben schrieb Eckhardt, obwohl die Briten ihm mit Vergeltungsmassnahmen gedroht hätten, werde Carranza «unseren U-Booten helfen und uns in absehbarer Zeit eine feste Basis an der mexikanischen Küste zur Verfügung stellen».<sup>35</sup>

Der so ermutigte Zimmermann schmiedete nun Pläne für ein militärisches Bündnis, in dessen Rahmen sich Mexiko verpflichten sollte, die Vereinigten Staaten im Fall eines Krieges zwischen Amerika und Deutschland anzugreifen. Er überlegte sich, wie er den Mexikanern seinen Vorschlag schmackhaft machen könnte, und dachte dabei auch an Alamo. Er wollte Mexiko die Rückgewinnung verlorener Gebiete in Aussicht stellen. Er glaubte keinen Augenblick daran, dass Mexiko Texas und die anderen amerikanischen Südstaaten zurückerobern könnte, er war aber davon überzeugt, dass Carranza einem solchen Köder nicht würde widerstehen können. Wenn Mexiko annähme, es könnte seine alten Grenzen wiederherstellen, dann würde es, und davon war er überzeugt, alles tun, um sich des Beistands von Japan zu versichern. Er glaubte auch, wenn den Japanern Mexiko als Sprungbrett für eine Invasion der Vereinigten Staaten zur Verfügung stünde, würden sie ein solches Angebot begeistert annehmen.<sup>36</sup>

Doch eine kleine, aber möglicherweise ernste Schwierigkeit bereitete ihm noch Sorgen. Wie liess sich ein so delikates Vorhaben mit der gebotenen Diskretion aushandeln? Unglücklicherweise befand sich der mexikanische Botschafter gegenwärtig in der Schweiz, und deshalb mussten die Verhandlungen über Eckhardt geführt werden, und zwar mit über den Atlantik gehenden Telegrammen.<sup>37</sup> Um die Geheimhaltung dieser Korrespondenz zusätzlich zu gewährleisten, beschloss Zimmermann, eine ganz bestimmte Nachrichtenverbindung zu benutzen, die Bernstorff nur zu dem Zweck zur Verfügung gestellt worden war, die Weitergabe der Friedensvorschläge Wilsons zu erleichtern. Benutzte man diese Nachrichtenverbindung, dann musste man bedauerlicherweise ein gegebenes Wort brechen; aber in dieser Lage waren Skrupel nicht angebracht. «Im diplomatischen Lexikon des Ministers Zimmermann gibt es die Worte Doppelzüngigkeit oder Ge-

heimnistuerei nicht»,<sup>38</sup> hatte ein amerikanischer Kommentator begeistert geschrieben, und ähnlich beurteilte ihn auch Fürst von Bülow, der meinte, «Zimmermann verstand nichts von der Kunst der Diplomatie». <sup>39</sup> Das sollte heissen, er wäre in seiner Plumpheit zu ehrlich, um jemanden zu täuschen. Damit wurde Zimmermann unterschätzt. Er konnte ebenso verschlagen sein wie Bülow selbst, aber wahrscheinlich wäre er glücklicher gewesen, und die Geschichte hätte einen anderen Verlauf genommen, wenn er es nicht versucht hätte.

## 8. Die Falle

«Die Lage verändert sich sehr rasch», schrieb Wilson Anfang November an Oberst House.<sup>1</sup> Er fürchtete, wenn es ihm nicht bald gelänge, einen Frieden zustandezubringen, «müssen wir wegen der U-Boot-Frage unweigerlich in einen Krieg gegen Deutschland treiben.»<sup>2</sup>

Auch Botschafter Graf Bernstorff vernahm deutlich das Rollen des Schicksalsrades im Rücken seines Landes. Von Amerika aus konnte er die voraussichtlichen Folgen der Entfesselung des U-Boot-Krieges deutlicher erkennen als seine Vorgesetzten, die in Berlin die Entscheidungen trafen. Sein Temperament half ihm dabei. Da er als Folge seiner Geburt und Erziehung im Ausland nicht die arrogante und grossspurige, illusionistische Haltung einnahm, die viele seiner preussischen Landsleute auszeichnete, glaubte er nicht daran, dass Deutschland die Alliierten mit dem uneingeschränkten Einsatz der U-Boote vernichtend schlagen könnte. Der Mann, der nach dem Kriege alle seine Kräfte in den Dienst des Völkerbundes gestellt hat und Deutschland nach der Machtergreifung durch Hitler für immer verliess, rang jetzt mit seiner Regierung um das Schicksal seines Vaterlandes. Ein Jahr zuvor hatte er sich in der nach der Versenkung der *Arabic* entstandenen Krise wegen der Überschreitung seiner Befugnisse eine Zurechtweisung zugezogen, aber Amerika dazu bewegen können, die Beziehungen zu Deutschland nicht abubrechen.<sup>3</sup> Jetzt, da eine neue U-Boot-Flotte bereitstand und die Befürworter des U-Boot-Krieges in Berlin zum Handeln drängten, tat Bernstorff wieder alles, um Deutschland von dem Wege abzubringen, der nach seiner Auffassung mit Sicherheit zur Niederlage führen würde.<sup>4</sup>

Er war überzeugt, man könnte den Militaristen nur Einhalt gebieten, wenn es gelang, den Krieg zu beenden.

Darin lag auch der Ehrgeiz des Präsidenten Wilson, und er hatte ebenso gute und zwingende Gründe dafür wie Bernstorff. Der Krieg erstickt alle Bemühungen um Reformen, und wenn die Vereinigten Staaten in das Völkerringen hineingezogen wurden, musste er alle Pläne für die «Neue Freiheit» aufgeben. Er hatte sich selbst durch die Vorstellungen von einer neuen Welt begeistern lassen und sah es als seine Aufgabe an, der alten Welt den Frieden und einen Völkerbund zu beschere, der den Frieden garantieren konnte, eine alte Idee im neuen Gewand, die sich Wilson jetzt zu eigen gemacht hatte. Wenn es ihm gelang, den Krieg zu beenden, dann konnte er sein Reformprogramm retten und Europa vor sich selbst bewahren. Seit Kriegsbeginn hatte er mit Ermahnungen und der Androhung von Druck versucht, die kriegführenden Parteien dazu zu bewegen, dass sie ihre Friedensbedingungen formulierten, aber ohne Erfolg. Ende 1916 wurden zwei dynamische Entwicklungen, die Amerika in den Krieg zu ziehen drohten – die wirtschaftliche Verflechtung mit den Alliierten und die Kontroverse wegen des U-Boot-Krieges mit den Deutschen – so deutlich spürbar, dass es fast unmöglich wurde, dagegen anzukämpfen. Wilson war entschlossen, Widerstand zu leisten; niemand hat jemals die gleiche Bereitschaft gezeigt, das Opfer der weltpolitischen Ereignisse zu werden. Wenn er durch die Wahlen im November in seinem Amt bestätigt werden sollte, dann wollte er seinen ganzen Einfluss und alle Kräfte dafür einsetzen, an die Stelle des mörderischen Konflikts die friedliche Beilegung der kriegerischen Auseinandersetzung zu erreichen. Bernstorff wusste, dass der amerikanische Präsident das Gefühl hatte, er habe jetzt nur noch wenig Zeit und wenig Raum zum Manövrieren.

Der deutsche Botschafter in den Vereinigten Staaten beschwor seine Regierung, die Entscheidung über den Einsatz der U-Boote bis nach den Wahlen zu vertagen und Wilson die Gelegenheit zu geben, seinen Friedensappell zu artikulieren. Zu diesem Zeitpunkt war die deutsche Regierung noch bereit, Wilson als Friedensvermittler zu akzeptieren.<sup>5</sup> Die führenden Kreise in Deutschland wussten schon seit einiger Zeit, dass sich eine Entscheidung zugunsten Deutschlands im Landkrieg nicht herbeiführen liess, und sie waren bereit, den Krieg zu beenden, falls man ihnen ihre Eroberungen liess.<sup>6</sup> Sie beherrschten ganz Europa vom Englischen Kanal bis zu den Grenzen Russlands und von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer. Die Deutschen hatten Polen, Rumänien, Belgien, Elsass-Lothringen und die französischen Industriegebiete bis nach Reims im Besitz. Auch ihre Verbündeten hatten keine Gebietsverluste erlitten. Österreich-Ungarn beherrschte den Balkan von der italienischen Grenze bis Griechenland. Das Osmanische Reich umfasste die Gebiete von Bagdad bis Jerusalem. Nach einem damals im Reichstag zirkulierenden Vertragsentwurf hatte die deutsche Regierung die Vorstellung, «mit dem Friedensschluss Russland aufzuteilen, drei Viertel des belgischen Staatsgebiets zu annektieren und Deutschland die französische Küste von Dünkirchen bis Boulogne einzu verleiben».<sup>7</sup> Und dieses bescheidene Dokument war der Entwurf der fortschrittlichen Volkspartei! Die Deutschen erwarteten nun von Wilson keinen Frieden, wie er ihn verstand, sondern er sollte die Alliierten zur Einstellung der Kampfhandlungen veranlassen, den *status quo* konsolidieren und Deutschland darüber hinaus noch einige andere kleine Vorteile verschaffen. Sollte Wilson ihnen diesen Gefallen nicht tun wollen, dann waren die Militärs entschlossen, alles auf eine Karte zu setzen und den Sieg durch die entscheidenden Schläge der U-Boot-Waffe zu erringen.



Aber Deutschland war nicht geeint. Bethmann-Hollweg, Jagow und andere Mitglieder der Zivilregierung hatten ihre ganze Hoffnung darauf gesetzt, dass Wilson die Beendigung des Krieges durchsetzen könnte, bevor die Militärs die U-Boote einsetzten. Sie glaubten, Deutschland könnte nie wieder einen so günstigen Frieden schliessen wie jetzt. Sie hatten erkannt, dass Amerika kurz vor der Entscheidung stand, sich aktiv am Kriege zu beteiligen. Für sie war das U-Boot eine Selbstmordwaffe. Aber der laute Ruf nach dem Einsatz dieser Waffe klang wie das Geheul eines nach Blut schreienden Pöbelhaufens vor dem Fenster des Reichskanzlers. Zu dieser Menge gehörten die militärischen Führer, der Hof, die Junker, die Rechtsparteien und die Mehrheit des Volkes, das man davon überzeugt hatte, das U-Boot sei die einzige Waffe, mit der sich die Nahrungsmittelblockade brechen und England vernichtend schlagen liess. Der Reichskanzler zitterte, als er dieses Geheul hörte. Bei den täglichen Geheimsitzungen des Reichstags ging es immer wieder um das gleiche Thema. Der Admiralstab traf seine Vorbereitungen in fieberhafter Eile.<sup>8</sup> Bernstorff hatte den Reichskanzler während des ganzen Sommers immer wieder angefleht, bis nach den Präsidentschaftswahlen in Amerika fest zu bleiben. Der in harte Bedrängnis geratene Bethmann-Hollweg fürchtete, nicht mehr so lange warten zu können. Wenn sich Wilson nicht rasch zum Handeln entschloss, beklagte er sich im September bei Bernstorff, würden die Militärs den U-Boot-Krieg mit aller Härte entfesseln. Eine Woche darauf bat Jagow den amerikanischen Botschafter Gerard, in die Vereinigten Staaten zu reisen und Wilson persönlich zu bitten, er möge sich beeilen.<sup>9</sup>

Gerard traf am 10. Oktober in Amerika ein, und kurz darauf wurde Wilson eine angeblich vom Kaiser selbst verfasste Denkschrift zugestellt, die ihn aufforderte, für Frieden zu sorgen oder die Konsequenzen zu tragen.<sup>10</sup>

Mit seiner eigenartigen Abneigung gegen Berichte aus erster Hand weigerte sich Wilson zehn Tage, Gerard zu empfangen. Als er es schliesslich, gedrängt von Lansing, tat, erwähnte er die Friedensvorschläge nicht, sondern wies seinen Botschafter nur an, die Deutschen freundlich zu behandeln und davon zu überzeugen, dass es ein schwerer Fehler sei, ohne Warnung auf bewaffnete Handelsschiffe zu schiessen.<sup>11</sup> Als Gerard ihm versicherte, er werde es versuchen, schlug der Präsident mit der Faust auf den Tisch und fuhr den Botschafter an: «Ich wünsche nicht, dass Sie meine Auffassungen nur unterstützen; Sie sollen sie sich zu eigen machen.»

Der Präsident hielt nicht sehr viel von Gerard<sup>12</sup> und behandelte seine Botschafter im Allgemeinen wie Laufburschen, die nur die Aufgabe hatten, seine Anweisungen zu befolgen, ohne über die dahinterstehende Politik informiert zu sein.<sup>13</sup> Ausserdem wollte er sich, was seine Friedensvorschläge betraf, nicht zur Eile drängen lassen.<sup>14</sup> Er glaubte, er könnte einen so wichtigen Schritt nicht mitten im Wahlkampf tun, und seine Stimme würde, wenn er die Wahlen gewonnen hätte, mehr Gewicht haben.

Als der Ausgang der Wahlen während der ersten beiden Tage wegen der in Kalifornien sehr ungünstigen Stimmenverhältnisse durchaus ungewiss erschien, verlor Wilson fast jede Initiative, aber endlich wendete sich das Blatt doch noch zu seinen Gunsten. Aber auch dann zögerte er noch. Er wusste nicht, wie rasch die Galgenfrist, die die deutsche Regierung Bethmann-Hollweg zugestanden hatte, auslaufen würde. Am 7. November telegraphierte der in der amerikanischen Botschaft in Berlin zurückgebliebene amtierende Geschäftsträger, Joseph C. Grew, eine unbekannte Zahl von U-Booten sei plötzlich mit für drei Monate ausreichendem Treibstoff und Proviant aus Kiel ausgelaufen.<sup>15</sup> Das war eine Vorwarnung, aber Wilson zögerte noch immer. Am 22. November

wurde Grew zum Reichskanzler gebeten, der ihm augenscheinlich sagen wollte, jetzt müsse Amerika handeln. Bethmann-Hollweg machte einen sehr erschöpften und entmutigten Eindruck. «Er wirkte wie ein gebrochener Mann. Er hatte tiefe Sorgenfalten im Gesicht und sah unbeschreiblich traurig aus.»<sup>16</sup> Er hatte seine Gründe dafür, denn am 22. November war Jagow entlassen und von Zimmermann abgelöst worden, und auch das bedeutete eine Gefährdung der deutschen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten, wenn man intelligent genug war, es zu erkennen. Das Ereignis wurde jedoch als «Liberalisierung» interpretiert, und Wilson liess sich noch mehr Zeit. Auch Bernstorff versuchte, ihn zum Handeln zu drängen. Wilson schickte dem deutschen Botschafter eine Mitteilung, in der es hiess, er beabsichtige «bei der nächsten Gelegenheit» Schritte für den Frieden zu unternehmen.<sup>17</sup> Der deutsche Botschafter antwortete, der Friede läge vor uns auf dem Boden und wartete nur darauf, aufgehoben zu werden.<sup>18</sup> Aber das war Wunschdenken und wirkte auf Wilson ebenso wenig wie jeder andere Versuch, ihn zum Handeln zu bewegen.

In Wirklichkeit fürchtete sich Wilson, die Probe aufs Exempel zu machen. Seine Bemühungen sollten auf keinen Fall scheitern, und deshalb wartete er auf ein ermutigendes Zeichen aus dem Lager der Alliierten. Aber er wartete vergebens. Im Gegenteil, es gab nur Hinweise darauf, dass sich ihre Unnachgiebigkeit verhärtete. Lloyd George hatte der Welt schon im September verkündet, Grossbritannien werde eine Einmischung neutraler Staaten nicht «dulden», sondern so lange kämpfen, bis es dem preussischen militärischen Despotismus den entscheidenden Schlag versetzen könnte, vom dem sich dieser nicht mehr erholen würde.<sup>19</sup> Briand hatte gesagt, es wäre eine Verhöhnung des Andenkens der gefallenen Helden Frankreichs, an einen Verhandlungsfrieden auch

nur zu denken.<sup>20</sup> Das war vor den Wahlen gewesen. Jetzt schrieb der Beherrscher der Fleet Street und Zeitungsmagnat, Lord Northcliffe, «die Vorstellung, Grossbritannien sollte einen Frieden in Erwägung ziehen, kann nur als feindlich angesehen werden . . . Solange Deutschland noch einen Teil alliierter Gebiets besetzt hält, wird es keine Friedensgespräche geben».<sup>21</sup>

In Wirklichkeit war die Lage der Alliierten zu ungünstig, um zu verhandeln. Ihre Strategie an der Westfront hatte sich als vollkommen wirkungslos erwiesen. Tausende alliierter Soldaten waren an der Somme hingeopfert worden, während General Haig im regnerischen Herbstwetter, das man in die Planungen nicht einbezogen hatte, immer wieder zu Angriffen aufrief, bei denen seine Männer im Schlamm steckenblieben und vom Trommelfeuer der Granaten zerrissen wurden. Ende November war die Offensive zu Ende und hatte den Alliierten nur einen Geländegewinn von wenigen Kilometern gebracht. Aber auf beiden Seiten waren insgesamt eine Million Soldaten gefallen. Im Januar 1916 war die Expedition gegen die Dardanellen endgültig gescheitert. Im Dezember hatte der neu hinzugewonnene Verbündete, Rumänien, kapituliert; der Thron des Zaren begann zu wanken, und die Gerüchte mehrten sich, dass Russland bereit sei, einen Separatfrieden zu schliessen. Am 5. Dezember wurde die schwache Regierung Asquit von der des militanten Lloyd George abgelöst, der ebenso wenig verhandeln wie kapitulieren wollte.

Jeder andere hätte die Zeichen der Zeit verstanden, aber Wilson liess sich von seinem einmal gefassten Entschluss durch nichts abbringen. Seine beiden Hauptziele waren, die Neutralität Amerikas zu wahren und für Europa einen Verhandlungsfrieden zustande zu bringen, und keine politische Realität konnte ihn veranlassen, diese Ziele aufzugeben. Er las nun nicht mehr die lan-

gen, ausführlichen Briefe, die ihm Botschafter Page Woche um Woche aus London schrieb, der Schaltstelle des Krieges, weil er der Auffassung war, Page sei ein hoffnungslos einseitiger Parteigänger der Alliierten. Wenngleich es in der Geschichte keine zwei Männer gegeben hat, die einander unähnlicher waren, hatten Wilson und der Kaiser doch eine gemeinsame Charaktereigenschaft; sie brachten es nicht fertig, sich eine der ihren widersprechende Meinung anzuhören. Kaiser Wilhelm fürchtete sich vor jedem Widerspruch, aber Wilson hielt das Anhören einer anderen Meinung einfach für Zeitverschwendung. Er wollte Europa retten, liess jedoch die Haltung der Europäer ausser Acht. Ebenso wie er entschlossen war, die Mexikaner mit einer demokratischen Regierungsform zu beglücken, ob sie es wollten oder nicht, so war er auch entschlossen, Europa den Frieden zu bringen, und zwar ohne Rücksicht darauf, was die Europäer selbst darüber dachten. Er hatte keine Ahnung, dass er mit dieser Haltung unangenehm herablassend auf sie wirkte.<sup>22</sup> Er hörte nur auf sich selbst und nicht auf sie. Er schien sich der Tatsache nicht bewusst zu sein, dass die kriegführenden Parteien nach zweieinhalb Kriegsjahren, die das Leben der besten Männer dieser Nationen gekostet hatten, eine Haltung einnahmen, die es ihnen nicht erlaubte, auf einen Kompromiss einzugehen. Er weigerte sich, zu erkennen, dass jede Seite jetzt handgreifliche Vorteile für sich herauschlagen wollte, um zu zeigen, dass alles Leid und alle Opfer sich gelohnt hatten; und jede Seite hatte ihre eigenen und für sie unverzichtbaren Ziele – Elsass-Lothringen gehörte dazu, war aber nicht der einzige Streitpunkt.

Wilson sah nur, dass sich Gewalt und Grausamkeit steigerten. Die Türken schlachteten die Armenier mit einer so wilden Leidenschaft ab, dass, wie der amerikanische Botschafter berichtete, «Männer und Frauen weinen mussten», wenn sie die Wirklichkeit kennen würden.<sup>23</sup>

Das beim Aufeinanderprallen riesiger Heeresmassen zertretene Polen war zum Ödland geworden, in dem die Menschen, zu Skeletten abgemagert, umherirrten, während der Schnee die Landschaft zudeckte, es kein Stück Vieh mehr gab und man kein Holzscheit mehr bekommen konnte, um den Ofen zu heizen. Belgier wurden in Massen zur Sklavenarbeit nach Deutschland verschleppt. Nach der Schlacht an der Somme waren beide Seiten mit solcher Gewalt in den Strudel des Krieges gerissen worden, dass sie keinen Ausweg mehr finden konnten. Wilson hatte den Eindruck, die Welt sei in ein wütendes Gemetzel verstrickt, das endlos weitergehen müsste, wenn nicht ein unparteilicher Aussenseiter wie er dem Grauen ein Ende bereitere. Über Recht oder Unrecht wollte er jetzt nicht nachdenken oder hielt es, wie er erklärte, für unwesentlich. Er erkannte, dass ein Sieg des deutschen Militarismus «der kulturellen Entwicklung eine andere Richtung geben und aus den Vereinigten Staaten eine militärische Nation machen würde»,<sup>24</sup> aber er glaubte, um diese Katastrophe zu verhüten, müssten sich die Alliierten nicht zusammentun, sondern sie müssten den Krieg beenden. Er fühlte sich verpflichtet, unparteilich zu sein oder wenigstens unparteiisch zu handeln, wenn er beide Seiten dazu bringen wollte, ihm zuzuhören. Er war überzeugt, dass nur ein Verhandlungsfrieden Bestand haben könnte, dass ein Diktatfrieden, der dem Verlierer aufgezwungen würde, «nur als Demütigung, unter Zwang, unter unerträglichen Opfern hingenommen werden könnte und so schmerzliche Erinnerungen hinterlassen müsste, dass die ausgehandelten Friedensbedingungen auf die Dauer nicht eingehalten werden könnten, weil das Ganze auf Sand gebaut wäre.»

«Nur ein Frieden zwischen Gleichberechtigten kann von Dauer sein», ein Friede ohne Sieg – und diese Weisheit machte ihn zum grossen Mann. Aber es war eine Weisheit, die zwar auf lange Sicht

Gültigkeit hatte, aber die drängenden Probleme der Gegenwart ausser Acht liess. Die kriegführenden Parteien waren nicht in der Stimmung, auf sie zu hören. Die Soldaten froren in dem stinkenden, blutgetränkten Schlamm der Schützengräben, und ihre Führer wollten sich nicht von einem Mann in einem fernen weissen Herrenhaus belehren lassen, der gesagt hatte, er wäre «zu stolz, um zu kämpfen». Wilson glaubte, den besseren Weg gefunden zu haben, aber Europa wollte ihn nicht gehen. Wäre die ganze Welt eine Schule gewesen und Wilson ihr Direktor, dann könnte man ihn als den grössten Staatsmann der Geschichte bezeichnen. Aber die Regierungen und Völker der Welt waren keine Kinder, die ihm hätten gehorchen müssen. Diese Welt bestand aus einer kleinen Gruppe eigenwilliger Männer, die sich nicht so verhalten wollten und konnten, wie Wilson es von ihnen verlangte. Er war ein Visionär, dessen eigene Leistungen seinen eigenen Ansprüchen nicht entsprachen. In den wenigen Jahren, die ihm noch blieben, sollte er zum Symbol der Hoffnungen der Welt und ihrer Enttäuschung werden. Er gehörte zu den wenigen, die die Ziele der Menschheit formulieren, aber er befand sich in der unmöglichen Lage, zugleich die Rolle des Propheten und des Ausführenden spielen zu wollen. Er hatte ein politisches Amt inne und wollte nicht erkennen, dass die Politik die Kunst des Möglichen ist. Er gehorchte der moralischen Forderung, dass der Mensch Höheres anstreben müsste als ihm zu verwirklichen möglich ist. Seine Tragödie ist es gewesen, dass er sich seine Ziele zu hoch gesteckt hatte.

Am 9. Dezember, einen Monat nach den Wahlen, erhielt Bernstorff, während Wilson immer noch zögerte, vom Auswärtigen Amt eine Warnung: «Wir können nicht mehr länger warten.»<sup>25</sup> Er versuchte, dem Präsidenten die Dringlichkeit der Lage klarzumachen, der jedoch «weder an seine Zuverlässigkeit noch an seine Aufrichtigkeit» glaubte<sup>26</sup> und ihn für einen «durchtriebenen und

skrupellosen Mann» hielt.<sup>27</sup> Oberst House auf der anderen Seite bewunderte Bernstorff als den einzigen Diplomaten in Washington, der einen Sinn für die richtigen Proportionen hatte.<sup>28</sup> Lansing konnte ihn nicht ausstehen.<sup>29</sup> Er hatte den Verdacht, Bernstorff lancierte Gerüchte gegen ihn in die Zeitungen, um seine Ablösung zu erreichen. Die Diplomaten in Washington zeichneten sich im Allgemeinen nicht dadurch aus, dass sie sich gegenseitig besonders schätzten. Gegen den geschliffenen und gebildeten französischen Botschafter Jusserand hatte man Vorbehalte, weil er zum inneren Kreis des «Tennis-Kabinetts» von Theodore Roosevelt gehört hatte. Der russische Botschafter Bachmetjew galt als «Reaktionär der schlimmsten Sorte»<sup>30</sup> und nicht ganz normal, während der Brite Spring-Rice für zu empfindsam und emotional gehalten wurde und viele glaubten, er eigne sich nicht für diesen Posten und müsste abgelöst werden.<sup>31</sup> Wilson kümmerte sich um die ausländischen Diplomaten ebenso wenig wie um seine eigenen Botschafter. Er bezog seine Informationen lieber von Oberst House, und House war nicht immer so gut unterrichtet, wie er es selbst glaubte.

Bernstorff gelang es nicht, Wilson zur Eile anzutreiben, und er konnte auch seine Regierung nicht dazu bewegen, noch länger zu warten. Nach der Ablösung von Jagow und als Folge der immer schwächer werdenden Stellung von Bethmann-Hollweg schwand auch sein Einfluss in Deutschland dahin. Und gerade in diesem Augenblick kam es zu der Episode mit den «Badenixen», die Bernstorffs Stellung noch mehr erschütterte. Bei einem Wochenende in der Adirondacks im Hause einer Dame, die ihn schon häufiger eingeladen hatte, war Bernstorff im Badeanzug fotografiert worden, während er zwei ebenfalls mit Badeanzügen bekleideten Damen vertraulich die Arme um die Hüften legte.<sup>32</sup> Einer der anderen Gäste besorgte sich einen Abzug dieses Fotos und



zeigte ihn auf einer Wochenendparty auf Long Island herum, an der auch ein britischer Agent teilnahm. Nach dem Essen steckte irgendjemand dem Agenten das Foto zu. Dieser folgte der Anregung und schickte es mit seinem Fahrer nach New York, wo es kopiert wurde; das Original erhielt der Besitzer noch vor Tagesanbruch zurück. Bald darauf bekam der russische Botschafter, Graf Bachmetjew, eine Vergrößerung davon und schien sich «sehr darüber zu freuen». Er stellte sie in einem eleganten Rahmen auf seinen Kaminsims, wo das ganze diplomatische Korps in Washington das Foto bewundern konnte und von wo aus es sehr bald seinen Weg in die Zeitungen fand.

Diese Affäre schwächte den Einfluss Bernstorffs in Deutschland während einer entscheidenden Periode. Der Kaiser hatte nur amüsiert gelacht, als der Chef des Militärkabinetts, General Graf von Hülsen-Haeseler,<sup>33</sup> als Ballerina verkleidet in einem Tüllrock mit einem Kranz Rosen auf dem Kopf ihm etwas vortanzte. (Zu diesem Vorfall kam es 1909. Der Hofmarschall des Kaisers berichtet: «Alle fanden es sehr unterhaltsam, denn der Graf tanzte sehr schön.» Am Schluss dieser Vorstellung erlitt der Graf vor Erschöpfung einen Herzanfall und stürzte tot zu Boden.) Aber der *faux pas* des Grafen Bernstorff verletzte seine Gefühle zutiefst.

Die U-Boot-Krieger, die Bernstorff hassten, weil er den Einsatz der von ihnen so sehr geliebten Waffe verhindern wollte, ergriffen jetzt die Gelegenheit und erklärten, solche Eskapaden bewiesen irgendwie, dass man sich auf das politische Urteil des deutschen Botschafters in den Vereinigten Staaten nicht verlassen könnte.

Den herrschenden Kreisen in Deutschland war es zwar gelungen, den Einfluss des Grafen Bernstorff auszuschalten, sie konnten es aber noch nicht wagen, mit dem U-Boot-Krieg zu beginnen, ohne der deutschen Öffentlichkeit und der ganzen Welt glaubhaft

zu machen, dass sie keine andere Wahl hätten. Von dem lange erwarteten Friedensangebot Wilsons wollten sie nichts mehr hören, denn sie waren überzeugt, der amerikanische Präsident verfolgte im Interesse der Alliierten eine Verzögerungstaktik.<sup>34</sup> Es war ihnen klargeworden, dass sie auf die von ihm vorgeschlagenen Friedensbedingungen nicht würden eingehen können. Die Alliierten würden nur einen Frieden akzeptieren, bei dem die Deutschen auf die von ihnen eroberten Gebiete verzichteten und Reparationen zahlten, und das musste das Ende der Hohenzollernmonarchie und die Ablösung der herrschenden Klasse bedeuten.<sup>35</sup> Aber sie brauchten die im Kriege gemachten Gewinne, denn irgendjemand musste diesen Krieg bezahlen. Im anderen Falle wäre Deutschland bankrott. Ein Verständigungsfrieden, der den Deutschen keine Gewinne brächte, würde dem deutschen Volk in den Nachkriegsjahren gewaltige Steuerlasten aufbürden, mit denen ein militärisches Unternehmen bezahlt werden müsste, das nichts eingebracht hatte. Und das musste zur Revolution führen. «Das deutsche Volk will keinen Verzichtfrieden», ereiferte sich Ludendorff, als die erschöpften Österreicher ihn zum Frieden drängten, «und ich habe nicht die Absicht, mich mit Steinen bewerfen zu lassen. Die Monarchie würde einen solchen Frieden niemals überleben.»<sup>36</sup> Je länger der Krieg dauerte, desto deutlicher erkannten der Hof und die hinter ihm stehenden Kreise wie die Grossgrundbesitzer, die Industrie und das Militär, dass sie nur an der Macht bleiben könnten, wenn der Krieg dem Deutschen Reich Gewinne brächte. Auch Wilson hätte das wissen können, hätte er sich weniger mit seinen eigenen Motiven und mehr mit dem Regime beschäftigt, mit dem er es hier zu tun hatte. Zimmermann hatte sich gegenüber Oberst House recht freimütig geäussert, als er sagte, wenn die Friedensverhandlungen «über Bedingungen geführt würden, die eine Chance hätten, angenommen zu werden», dann

bedeutete das den Sturz der Regierung und des Kaisers.<sup>37</sup> An einem solchen Frieden, einem «amerikanischen» Frieden, hatte die herrschende Schicht in Deutschland kein Interesse. Sie verlangte von Wilson nur, dass er die Alliierten zur Einstellung des Kampfes veranlasste, nicht aber irgendwelche Bedingungen aushandelte. Um die Weltmeinung zu beeinflussen und den Präsidenten als Vermittler auszuschalten, entschlossen sie sich nun selbst zu einer dramatischen Geste.

Ganz unerwartet wurde der Reichstag zu einer Sitzung am 12. Dezember einberufen, und niemand wusste, warum. In Berlin kursierten die wildesten Vermutungen. Am 12. wurden die diplomatischen Vertreter aller neutralen Länder in die Reichskanzlei gebeten, aber nur einzeln vorgelassen. Während Grew als Stellvertreter von Gerard und amerikanischer Geschäftsträger im Vorzimmer wartete, flüsterte ihm der Schweizer Gesandte beim Hinausgehen zu: «Friedensantrag», und der dänische Gesandte, der ihm folgte, sagte: «Wenn es nicht gelingt, kümmern Sie sich um unsere Schiffe.»<sup>38</sup>

Um die gleiche Stunde hielt der Aussenminister Zimmermann eine ausserordentliche Pressekonferenz ab, in deren Verlauf er in sehr verbindlichem Ton sagte, da Deutschland «durch eine Friedensinitiative von Mr. Wilson bedroht wird, müssen wir dafür sorgen, dass dieser Mensch nicht auch die Hand im Spiel hat».<sup>39</sup>

Die sensationelle Nachricht, dass die Mittelmächte einen Friedensvorschlag gemacht hatten, wurde in ihrer Wirkung dadurch beeinträchtigt, dass in diesem Vorschlag keine Bedingungen genannt wurden. Das Angebot war natürlich in einer Form vorgebracht worden, die abgelehnt werden musste. Die Vorschläge begannen mit einer übertriebenen Darstellung der Unbesiegbarkeit Deutschlands und schlossen mit der Drohung, für den Fall einer Ablehnung werde Deutschland den Krieg bis zum Endsieg fortsetzen, aber «feierlich jede Verantwortung dafür vor der Mensch-

heit und der Geschichte ablehnen». Als der Kaiser seinen Soldaten das Friedensangebot erläuterte, fügte er taktvoll hinzu, er wollte mit dem Gegner verhandeln «mit der Überzeugung, dass wir absolut überlegen sind».<sup>40</sup> Auch im Gewand der Friedenstaube konnte er das Säbelrasseln nicht seinlassen.

Wie nicht anders zu erwarten, waren die Alliierten empört. Wilson, dem man auf diese Weise den Wind aus den Segeln genommen hatte, wusste nicht, ob er sich über den deutschen Schritt ärgern oder ermutigt fühlen sollte, aber eines war sicher; es hatte keinen Sinn, noch länger auf den psychologisch richtigen Augenblick zu warten, seinen eigenen Friedensvorschlag zu machen. Er musste jetzt erfolgen, oder es war endgültig zu spät dafür.

Eine Woche vor Weihnachten, am 18. Dezember, erklärte er, als «Freund aller am gegenwärtigen Ringen beteiligten Nationen» fordere er sie auf, ihre Kriegsziele zu formulieren, damit davon ausgehend eine Beilegung des Konflikts vorbereitet werden könnte, um schliesslich den Frieden durch «die vernünftige Organisation der gemeinsamen Interessen der Menschheit» zu sichern. Dieses Dokument zeigte Wilson von seiner besten Seite; es war überzeugend, aufrichtig, unwiderlegbar in seiner Logik – und wurde von niemandem positiv aufgenommen, an den es gerichtet war. Ein Satz, in dem Wilson behauptete, die Ziele beider Seiten wären «praktisch die gleichen», entlockte dem englischen König George die Tränen und veranlassten Clemenceau zu der Bemerkung, das Kriegsziel Frankreichs wäre der Sieg.<sup>41</sup>

Aber Wilson hatte sich schliesslich doch dazu durchgerungen, diesen Schritt zu tun. Die deutsche Antwort traf als erste ein und war eine Ablehnung. Aber Wilson weigerte sich, den Versuch aufzugeben, bevor er die Antworten der Alliierten in Händen hatte. Sie konnten die Tür zuschlagen oder noch einen gewissen Spiel-

raum für Verhandlungen lassen, aber bis zu ihrer Stellungnahme fühlte sich der Präsident verpflichtet, alle Möglichkeiten für Verhandlungen offenzulassen. Kein Mitglied der betroffenen Regierungen hegte noch die geringste Hoffnung für die Möglichkeit, die kriegführenden Parteien – unter welchen Bedingungen auch immer – an den Verhandlungstisch zu bringen. Nur Bernstorff setzte seine Bemühungen fort. Er leistete sich zwar nicht mehr den Luxus, mit einem positiven Ergebnis zu rechnen, war aber dennoch entschlossen, bis zum letzten Augenblick zu kämpfen, um sein Land vor einer selbstmörderischen Entscheidung zu bewahren. Für ihn war, ebenso wie für Wilson – das wesentliche, die Gespräche mit Berlin in Gang zu halten, weil er meinte, solange sich noch irgendjemand um den Frieden bemühte, werde Deutschland die U-Boot-Flotte nicht einsetzen. Bei ihren gemeinsamen Bemühungen benutzten der Präsident und der Botschafter eine Nachrichtenverbindung, die sich als Falle erweisen sollte, die alle Beteiligten noch tiefer in den Konflikt verstrickte. Der Plan für diese Taktik stammte von Oberst House.

Am Morgen des 27. Dezember 1916 suchte Bernstorff den Oberst House auf, um mit ihm über ein neues Angebot des Präsidenten zu sprechen.<sup>42</sup> Es lautete: Wenn Deutschland ihm vertraulich mitteilte, welche Kriegsziele es verfolge, werde er sich darauf beschränken, die kriegführenden Parteien gemeinsam an den Verhandlungstisch zu bringen, und nicht darauf bestehen, selbst an den Verhandlungen teilzunehmen, sondern sich nur an der Gründung eines Völkerbundes beteiligen. House hatte am gleichen Morgen telefonisch mit Wilson über diese Frage gesprochen. Als Bernstorff davon erfuhr, war er stark daran interessiert, diese Vorschläge in die Tat umzusetzen, sagte jedoch House, er glaube nicht, dass seine Regierung bereit sein werde, dem amerikanischen Außenministerium vertraulich seine Friedensbedingungen

mitzuteilen, «weil es dort so viele undichte Stellen gibt». Damit wollte Bernstorff sagen, dass er Lansing nicht einzuschalten wünschte, der, wie er wusste, mit den Friedensplänen des Präsidenten nicht einverstanden war. Er sagte deshalb, wenn es möglich wäre, direkte Gespräche seiner Regierung mit Wilson durch die Vermittlung von House zustande zu bringen, dann wären die Voraussetzungen für ausführliche und freimütige Konsultationen eher gegeben. House stimmte dem zu. Persönlich glaubte er nicht, dass sich der Friedensplan verwirklichen liess, und er meinte ebenso wie Lansing, dass man den Alliierten keinen Gefallen damit täte. Aber andererseits war er der Auffassung, die er auch dem Präsidenten mitteilte, dass gegenwärtig «die Gefahr eines Abbruchs der Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten wegen des Einsatzes der U-Boote umso geringer sein wird, je mehr die Amerikaner mit den Deutschen sprechen.»<sup>43</sup>

Die Methode, an die House gedacht hatte, um Bernstorff zu helfen, war schon vorher mit Zustimmung des Präsidenten angewendet worden. Nun sagte House dem Botschafter, er werde mit dem Präsidenten sprechen und ihm nach der Entscheidung Wilsons mitteilen, ob er so verfahren dürfte oder nicht. Am folgenden Tag, den 28. Dezember, war der sechzigste Geburtstag des Präsidenten. Nachdem House eine verschlüsselte Mitteilung von Wilson bekommen hatte, teilte er Bernstorff mit, die Antwort lautete «ja».<sup>44</sup>

Was er arrangiert und der Präsident autorisiert hatten, war die Erlaubnis für die deutsche Regierung, einen Telegrammverkehr zwischen Bernstorff und Berlin in beiden Richtungen über das Kabel des amerikanischen Aussenministeriums aufzunehmen.<sup>45</sup> Das war die amerikanische Version des «schwedischen Karussells», es ging aber schneller, denn auf dem Weg über Schweden dauerte es eine Woche, bis ein Funkspruch seinen Empfänger erreicht hatte

und dann wieder beantwortet worden war. Das für neutrale Staaten allgemein vorgesehene Verfahren hätte es erfordert, dass eine kriegführende Partei ihre Botschaften den amerikanischen Behörden im Klartext vorlegte, die sie dann mit ihrem Kode verschlüsseln mussten. Nun veranlasste House mit Zustimmung des Präsidenten die amerikanische Regierung, etwas zu tun, was gegen die allgemein anerkannten Regeln verstieß, gar nicht davon zu reden, wie töricht es war, die Telegramme einer kriegführenden Partei in einem Kode zu befördern, den man selbst nicht kannte.

Minister Lansing, der von dieser Absprache unterrichtet werden musste, weil sein Ministerium die Rolle des Postamtes übernahm, war als Jurist zutiefst betroffen, ja empört, und jedesmal, wenn diese Methode praktiziert wurde, musste der Präsident ihm den persönlichen Befehl geben, es zuzulassen.<sup>46</sup> Wilson war sich nur der Tatsache bewusst, dass seine politischen Ziele die richtigen waren, machte sich aber zu wenig Gedanken über die Methoden. Vielleicht hatte Wilson ein weniger feines Empfinden, wenn es um die Pflichten eines neutralen Staates ging, als um dessen Rechte. Er hielt es für gerechtfertigt, wenn er die Verpflichtungen missachtete, die ihm als Neutralem auferlegt waren, weil er nur daran dachte, den Krieg zu beenden. Er war sich bewusst, ein edles Ziel zu verfolgen, und stellte sich nicht vor, dass irgendjemand in Deutschland die Mittel, die er den Deutschen zur Verfügung stellte, «für etwas Unlauteres missbrauchen» könnte. Die Einwände Lansings, der dieses Verfahren als mit der Neutralität unvereinbar bezeichnete, wischte er als kleinlich und legalistisch vom Tisch. Ausserdem hatte er sich von Bernstorff die bindende Zusage geben lassen, dass sich der Inhalt der Telegramme nur auf die Friedensbedingungen beziehen werde. Da der Präsident den gleichen Eindruck von dem neuen Chef Bernstorffs, Zimmermann, hatte wie die amerikanische Öffentlichkeit, dass er nämlich

ein liberaler Politiker, «ehrlicher Makler» und Freund Amerikas sei, hat er augenscheinlich angenommen, die Verpflichtung Bernstorffs gelte auch für die Antworten Zimmermanns. In diesem Eindruck wurde er von Oberst House bestärkt, der ihm versicherte, die deutsche Regierung sei gegenwärtig «vollständig in den Händen der Liberalen». <sup>47</sup> Irren mag menschlich sein, aber ein so schwerer Irrtum war gefährlich.

House hatte die Idee für diese Methode der Nachrichtenübermittlung schon im September 1914 entwickelt. Bei früheren Bemühungen um einen Verhandlungsfrieden hatte er den Vorschlag gemacht, den deutschen und den britischen Botschafter, Bernstorff und Spring-Rice, zu einem privaten Abendessen in sein Haus einzuladen und, wie er selbst in seinem Tagebuch schreibt, Bernstorff versprochen, wenn aus dem Gespräch etwas Positives herauskäme, «wird ihm unsere Regierung erlauben, verschlüsselte Botschaften direkt an seine Regierung zu schicken». <sup>48</sup> Aus dieser Sache wurde nichts, denn Spring-Rice weigerte sich, mit Bernstorff zusammenzutreffen. Aber das Angebot zeigte deutlich, dass der Oberst sich der Illusion hingab, er könnte die Geschichte dadurch beeinflussen, dass er einzelnen Persönlichkeiten die Gelegenheit für einen höflichen Meinungs austausch gab. Mit anderen Worten, er glaubte an den besonderen Wert einer Hintertreppendiplomatie mit Diplomaten der ersten Garnitur. Vor dem Kriege hatte er zweimal europäische Hauptstädte bereist, um Abrüstungsvorschläge zu machen und zur Entspannung der Beziehungen zwischen den Mächten beizutragen. Oberst House glaubte damals, alle schwierigen Probleme durch Kamingespräche von Staatsmännern aus dem Weg räumen zu können, und dazu gehörten jahrhundertealte Rivalitäten und Fragen wie die komplexen Hintergründe der Balkankrise, die Marokkokrisen, der Pan-



slawismus, die Vergrößerung der Kriegsflotten, die Rückversicherungsverträge, das Gleichgewicht der Kräfte, Bündnisse zwischen zwei Staaten und der Dreibund, die «schwarze Hand» in Serbien und die schwarz umflorten Statuen von Elsass und Lothringen auf dem Place de la Concorde in Paris. Alle diese Schwierigkeiten glaubte Oberst House durch vertrauliche Kamingespräche der führenden Staatsmänner beseitigen zu können. Der Idealist Wilson hielt diesen Mann für einen intelligenten und klarblickenden Politiker, aber in Wirklichkeit waren seine Vorstellungen von den Verhältnissen in Europa noch unrealistischer als die des Präsidenten. Am 3. Juli 1914, eine Woche *nach* der Ermordung des österreichischen Thronfolgers in Sarajevo, berichtete House von Europa aus in einem Brief an Wilson von seinen ermutigenden Gesprächen mit Souveränen und Ministern und kam dabei zu dem Schluss: «Sie sehen also, die Dinge entwickeln sich so rasch in die richtige Richtung, wie wir es nur hoffen können.»<sup>49</sup>

Solche Fehlteile waren ihm nicht einmal peinlich. Er lebte wie in einem Film, dessen Hauptdarsteller er war und in dem er als elegant herausstaffierter Weltmann im Panamahut zwischen seinem von Zigarrenrauch erfüllten Amtszimmer und den heiligen Hallen des Weissen Hauses hin- und herhuschte. Er war es gewohnt, mit dem Kaiser in dem, wie Gerard meinte, «hässlichsten Zimmer Europas» zu speisen,<sup>50</sup> von König George zum Abendessen eingeladen zu werden oder sich in der gemütlichen Atmosphäre des Hauses von Sir Edward Grey mit diesem auszusprechen. Dabei befand er sich täglich im persönlichen Kontakt mit dem wichtigsten Mann der Welt, den er nur «Dear Governor» anredete, womit er auf seine Weise dokumentieren wollte, ein wie intimes Verhältnis ihn mit Wilson verband, dessen Gefolgsmann er schon vor Baltimore gewesen war. Er war der Inbegriff der «grauen Eminenz» und gefiel sich auch selbst in dieser Rolle. Sein

Charakter und sein Verhalten passten so gut dazu, dass er es verdiente, als der moderne Prototyp dieser Art von Politikern zu gelten. Er verwechselte ein intimes persönliches Verhältnis zu den herrschenden Männern mit dem Einfluss, den er auf sie hatte, und überschätzte diesen Einfluss bei Weitem. Er meinte, weil Sir Edward Grey Stunden dafür opferte, sich privat mit ihm zu unterhalten, könnte er den britischen Aussenminister zu seinen Auffassungen bekehren, und hat nie begriffen, dass er nur hingehalten wurde. Es wird immer ein Rätsel bleiben, weshalb der Präsident so lange auf diesen eingebildeten, wenn auch naiven Macchiavelli gehört und sich auf ihn verlassen hat. Aber in der Einsamkeit der Macht braucht man einen Vertrauten, und House hat es glänzend verstanden, diese Rolle zu spielen. Er redete dem Präsidenten ein, er könnte in seiner Stellung «die wichtigste Aufgabe erfüllen, die es auf der Welt gibt».<sup>51</sup> «Gott hat Ihnen die Fähigkeit verliehen, die Dinge so zu sehen, wie sie sind.»<sup>52</sup> Jede Rede des Präsidenten werde «weiterleben», als seien alle Äusserungen Wilsons so profund wie die «Gettysburg Address». Er beriet den Präsidenten in weltlichen Dingen und stellte als dessen Sonderbotschafter und Vertrauter all jene inoffiziellen Kontakte her, die Wilson selbst nicht auf nehmen konnte und die er scheute.

Oberflächlich könnte man den Eindruck haben, dass ein Mann wie House, der sich so gern mit den Einzelheiten der Probleme und Persönlichkeiten beschäftigte, für Wilson, dem es in erster Linie um Grundsätze ging und der Details verabscheute, genau der richtige war. Das stimmte aber nicht. Wenn Wilson ein zu grosser Menschenverächter war, dann hatte House einen zu geringen Respekt vor den Grundsätzen. Das Drahtziehen, das Ausspielen einzelner Personen gegeneinander und sein Bemühen, jeden möglichen Gegner zu beschwichtigen und alle Räder laufen zu lassen,

nahmen ihm soviel Zeit, dass diese Tätigkeit zum Selbstzweck wurde. Das Verhandlungsziel ging im Netz des Verfahrens verloren. (Am Schluss hat Wilson das erkannt, als er nach einer kurzen Zeit der Abwesenheit in Paris feststellen musste, dass House in seinem Bemühen um Ausgleich alle Prinzipien geopfert hatte, für die der Präsident kämpfte. Das war eine der Ursachen dafür, dass es zwischen den beiden Männern schliesslich doch zum Bruch kam.)<sup>53</sup>

Dass House den Deutschen die Möglichkeit verschaffte, das Kabel des Aussenministeriums zu benutzen, entsprach seiner Vorliebe für die persönliche Diplomatie. Während einer Dienstreise nach Europa im Jahr 1915 liess er sich unter Umgehung des Aussenministeriums mit chiffrierten Telegrammen Berichte amerikanischer Auslandsvertretungen geben. Dieses Verfahren wurde nun im augenscheinlich geeigneten Moment auf Bernstorff ausgedehnt. Während der *Lusitania-Krise* im Hochsommer 1914, als sich die Kriegsgefahr zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland verstärkte, gewährte er dem deutschen Botschafter zum erstenmal dieses Privileg. Bernstorff schreibt darüber in seinen Erinnerungen: «Seit jenem Tage erlaubte mir die amerikanische Regierung, meiner Regierung in Berlin über das amerikanische Aussenministerium und die amerikanische Botschaft chiffrierte Telegramme zu schicken.»<sup>54</sup> Aber das ist vielleicht nur die übertriebene Darstellung einer vorläufigen Regelung.

Bei einem Verfahren in umgekehrter Richtung wurden auch die guten Dienste der Amerikaner in Anspruch genommen. An Bernstorff gerichtete Telegramme wurden vom deutschen Auswärtigen Amt an die amerikanische Botschaft gegeben und von ihr, ohne dass sie den Inhalt kannte, an das amerikanische Aussenministerium geschickt, das sie, wenn auch widerwillig, an Bernstorff weiterbeförderte. Grew erwähnt ein langes chiffriertes Telegramm, das zwei Monate vor dem Friedensangebot «über

uns» von den Deutschen abgeschickt wurde.<sup>55</sup> Nach dem Kriege hat Bethmann-Hollweg bestätigt, dass die amerikanische Regierung «uns erlaubte, ihre Botschaft hier für die Beförderung chiffrierter Korrespondenz zu benutzen».<sup>56</sup> Zur gleichen Zeit hat Zimmermann erklärt, man habe sich dieser Möglichkeit nur selten bedient, um die Briten nicht darauf aufmerksam zu machen.<sup>57</sup> Aber das hat kaum etwas genützt, denn sobald die Briten feststellten, dass ein deutscher Kode über das Kabel lief, beobachteten sie alle Nachrichten, die auf diesem Wege übermittelt wurden, mit besonderem Interesse. Die Briten hätten zwar Einspruch dagegen erheben können, dass das neutrale Amerika verschlüsselte Botschaften einer kriegführenden Macht beförderte, sie verzichteten jedoch darauf, weil es ihnen wichtiger war, den Feind abzuhören, als auf der Wahrung ihrer Rechte zu bestehen.

Bis zum Dezember 1916 erwähnt Oberst House in seinem Tagebuch aus verständlichen Gründen nichts von diesem Verfahren. Unter Berücksichtigung möglicher Folgen hat er seiner Sekretärin allabendlich seine Version von den Ereignissen des vergangenen Tages diktiert, das Manuskript korrigiert und es dann mit der Maschine schreiben lassen. Dass darin kein Wort über die den Deutschen erteilte Erlaubnis für die Benutzung des Kabels zu finden ist, kann kein Zufall sein. House hatte aber nicht damit gerechnet, dass auch noch jemand anderes ein Tagebuch führte, dem es ebenso wie ihm darauf ankam, der Nachwelt einen bestimmten Eindruck zu vermitteln. In Washington machte der amerikanische Aussenminister Lansing fast stündlich sorgfältige Eintragungen in seinem Terminkalender, sobald sich seine Tür hinter einem Besucher schloss. Aus dem Jahr 1916 gibt es für den Januar und den Mai zweimal die folgende Eintragung: «W.W.S. (das sind die Anfangsbuchstaben des Namens eines Chiffrierbeamten) mit chiff-

riertem Text für den deutschen Botschafter.» Beim zweiten Mal hat Lansing eine kurze Notiz angefügt, die seinen Protest zum Ausdruck bringt: «Habe ihn angewiesen, die Auslieferung zu verweigern.» Diese Notizen bestätigten, was House zu verschweigen versucht hat.

Um sein Missfallen zu zeigen, erwähnt House einmal eine kleine Geschichte, die in Washington die Runde machte:

«Wissen Sie, wie man Lansing buchstabiert?»

«Nein, wie denn?»

«H-O-U-S-E.»

Als Lansing nun jedesmal gewissenhaft aufzeichnete, wann W.W.S. einen neuen Auftrag erhielt, rächte er sich, ohne sich dessen bewusst zu sein, an House. Aber House konnte sich zunächst durchsetzen, denn der kleine Scherz über die Schreibweise des Namens von Lansing hatte in gewisser Weise seine Berechtigung. Während der letzten Tage, in denen sich die amerikanische Regierung um den Frieden bemühte, und sich die blutigste Phase in der Geschichte Europas ihrem Ende näherte, während niemand wusste, was das nächste Jahr oder sogar der nächste Tag bringen würden, setzte sich House mit seiner Forderung durch, den Deutschen die Benutzung des amerikanischen Kabels zu erlauben, ohne dass ihre Telegramme zensiert wurden. Allerdings wehrte sich Lansing immer wieder dagegen, diese Anordnung zu befolgen, und brachte den Oberst damit fast zur Verzweiflung. Am 30. Dezember beschwerte sich Bernstorff bei House darüber, dass sich Lansing wieder geweigert hatte, sein chiffriertes Telegramm zu befördern.<sup>58</sup> Wenige Tage darauf geschah das gleiche und Bernstorff sah sich zu der Erklärung veranlasst, er wüsste nicht, wie er die Friedensvorschläge des Präsidenten weitergeben sollte, «wenn das Aussenministerium diese Haltung einnimmt». Lansing verweigerte ihm jedesmal die Annahme seiner Telegramme und be-

förderte sie nur, wenn der Präsident ihn ausdrücklich dazu auf forderte. Der Aussenminister konnte nicht wissen, welches der Inhalt dieser umfangreichen deutschen Korrespondenz war. Er wendete sich aber grundsätzlich gegen dieses Verfahren, und weil er persönlich glaubte, es läge im Interesse der Vereinigten Staaten, sich den Alliierten in einem Krieg anzuschliessen, in dem demokratische gegen autokratische Staaten kämpften, anstatt einen Frieden zu schliessen, aus dem das Deutsche Reich ungeschlagen hervorging.

Am 12. Januar traf die Antwort der Alliierten auf das Friedensangebot von Wilson ein, die jeden Kompromiss mit dem Feind entschieden ablehnte. Die Verbündeten erklärten darin ihre Kriegsziele und bestätigten den unbeugsamen Entschluss, weiterkämpfen zu wollen, bis ein klarer Sieg errungen wäre; mit weniger würden sie sich auf keinen Fall zufriedengeben. In der Erklärung gab es nicht eine Zeile und keinen Satz, aus denen sich eine Verhandlungsbereitschaft hätte ablesen lassen. Die Weigerung, Wilson eine Vermittlerrolle zuzugestehen, beeindruckte ihn nicht mehr als ein menschlicher Seufzer einen olympischen Gott beeindruckt hätte. Er liess sie ganz einfach unbeachtet. Welche Überlegungen es ihm erlaubten, das zu tun, war sein Geheimnis. Vielleicht glaubte er, keine andere Alternative zu haben als mit seinen Versuchen fortzufahren. Er setzte die Gespräche mit Bernstorff fort, aber Lansing, dem ein neues und diesmal besonders langes Telegramm zur Weiterbeförderung vorgelegt wurde, weigerte sich wieder und verlangte, darüber unterrichtet zu werden, aus welchem Grund er das Telegramm durchlassen sollte. Der stellvertretende Aussenminister, William Phillips, dessen undankbare Aufgabe es war, die Vermittlerrolle zu übernehmen, rief House an, um ihn zu fragen, was geschehen sollte.<sup>59</sup> Er erhielt die reservierte Antwort, die deutsche Regierung spräche mit Zustimmung

des Präsidenten «inoffiziell durch mich» mit Wilson.<sup>60</sup> House sagte, selbstverständlich müsste das Telegramm befördert werden, und er hätte auch hinzufügen können, «und sollte der Himmel einstürzen», denn das stand in der Tat kurz bevor.

Während der nächsten Tage bemühten sich der Präsident standhaft und Bernstorff verzweifelt darum, die Friedensgespräche doch noch in Gang zu bringen. Die Telegramme gingen hin und her, Lansing versuchte, die Weiterleitung zu verhindern, und Phillips setzte sich immer wieder telefonisch mit House in Verbindung. Der Oberst seinerseits war so fasziniert von seinem Wirken hinter den Kulissen und dem persönlichen Einfluss, den er damit ausübte, dass ihm das Offenhalten dieser privaten Nachrichtenverbindungen, die er so klug eingefädelt hatte, wichtiger war als der Zweck, dem das Verfahren dienen sollte. Ihm persönlich lag offenbar gar nicht so viel an den Friedensbemühungen Wilsons; weil er es jedoch gewohnt war, dem Präsidenten immer das zu sagen, was er hören wollte, wiederholte er ständig das gleiche: «Wenn wir Deutschland in Gespräche verwickeln und es so daran hindern, den uneingeschränkten U-Boot-Krieg zu beginnen, dann haben wir schon viel erreicht.»<sup>61</sup> Als er das schrieb, war es schon zu spät, aber House hatte keine Ahnung, was in Deutschland wirklich geschah. Er war so sehr damit beschäftigt, mit den Deutschen sein Spiel zu treiben, dass er nicht merkte, wie sie mit ihm spielten. Seine ganze Aufmerksamkeit war durch das von ihm entwickelte Verfahren so sehr in Anspruch genommen, dass er sich nicht darum kümmerte, ob die Verwendung dieses Systems vielleicht auch einen anderen Zweck haben könnte als das Zustandekommen eines Verhandlungsfriedens.

So war es schliesslich nicht House, sondern Lansing, dem es gelang, in Wilson gewisse Zweifel zu wecken. Durch einen neuen Anruf von Phillips verärgert, der sagte, Lansing habe sich wieder

geweigert, ein langes Telegramm von Bernstorff zu befördern, machte House den Vorschlag, Lansing möge persönlich mit dem Präsidenten sprechen und die Angelegenheit ein für allemal klären.<sup>62</sup> Darauf ging Lansing sofort ins Weisse Haus, und sein tiefes Misstrauen hat Wilson vielleicht überzeugt, denn am folgenden Tag, dem 24. Januar, schrieb Wilson an House, wenn das Aussenministerium die Telegramme Bernstorffs weiterhin befördern sollte, «dann müssen wir wissen, dass er sich um diese Sache (den Frieden) bemüht, und er sollte uns in jedem Fall die offizielle Zusage machen, dass in seinen Depeschen nichts enthalten ist, was einer Weitergabe durch uns als Neutrale im Wege stehen könnte».<sup>63</sup>

Doch diese Zweifel des Präsidenten richteten sich gegen die falsche Person. Weder er noch sonst jemand hat offensichtlich irgendwann eine Zusage dafür verlangt, dass auch die *an* Bernstorff gerichteten Telegramme nur die Friedensbedingungen zum Inhalt haben dürften. Wilson nahm von vornherein an, dass das deutsche Auswärtige Amt nur ehrliche Absichten verfolgte. Jetzt, da das Barometer auf Sturm stand und die Kriegsgefahr immer grösser wurde, war das recht unvorsichtig. Aber Wilson war sein eigenes Barometer. «Es wird keinen Krieg geben», sagte er Anfang Januar in einem Gespräch mit House. «Dieses Land hat nicht die Absicht, sich in den Krieg verwickeln zu lassen. Es wäre ein Verbrechen gegen die Zivilisation, wenn wir uns beteiligten.»<sup>64</sup> Wilson glaubte, dann gäbe es kein Land mehr, das genügend Einfluss hätte, um einen Frieden herbeizuführen.



## 9. Das Telegramm geht ab

Am 9. Januar 1917 wurde in Pless, nahe der polnischen Grenze, wo sich das Grosse Hauptquartier in 300 Zimmern eingerichtet hatte und sich die Offiziere von livrierten Lakaien bedienen liessen, eine Besprechung einberufen, und zwar nicht um einen Entschluss zu fassen, sondern um eine schon getroffene Entscheidung bekanntzumachen. Schon vor einem Monat hatte das Oberkommando beschlossen, die U-Boot-Waffe auch dann einzusetzen, wenn Amerika durch diesen Schritt zum Kriegseintritt auf der Seite der Alliierten veranlasst werden sollte. Man rechnete damit, dass das U-Boot Deutschland innerhalb von sechs Monaten den Sieg bringen werde, und glaubte, die Vereinigten Staaten würden nicht in der Lage sein, innerhalb dieser Zeitspanne eine Expeditionarmee auszuheben, zu organisieren, auszubilden und nach Europa zu bringen.<sup>1</sup> Der deutsche Marineminister, Admiral von Capelle, hatte dieser Überzeugung mit den folgenden Worten Ausdruck verliehen: «Vom militärischen Standpunkt wird die Hilfe, die sich aus dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg (für die Alliierten) ergibt, keine Bedeutung haben.»<sup>2</sup> Dass die moralische Auswirkung des amerikanischen Kriegseintritts darin bestehen würde, die Alliierten zu einem entschlossenen Durchhalten anzuregen, das lange genug dauerte, um den deutschen Zeitplan durcheinanderzubringen, war eine Möglichkeit, deren sich jeder bewusst war, von der aber niemand sprach.

Entgegen gewissen Zweifeln an der Richtigkeit dieser Strategie hatte sich Generalfeldmarschall von Hindenburg von seinem dämonischen Generalquartiermeister Ludendorff überzeugen las-

sen, und gemeinsam brachten beide den Kaiser auf ihre Seite, der trotz seiner eigenen Unsicherheit nicht den Mut hatte, weniger entschlossen zu scheinen als seine Befehlshaber. Jetzt brauchte man nur noch die Zustimmung des Reichskanzlers, der sich in diesem Augenblick auf dem Wege nach Pless befand. Gespannt erwarteten ihn der General, der Feldmarschall und der Chef des Admiralstabs, Admiral von Holtzendorff, und führten ihre Beratungen, während ein Oberst des Generalstabs als Protokollführer in einer Ecke des Zimmers sass.<sup>3</sup>

*Holtzendorff:* Der Reichskanzler wird morgen eintreffen.

*Hindenburg:* Welche Schwierigkeiten sieht er jetzt noch?

*Holtzendorff:* Er will die Erklärung möglichst diplomatisch abfassen, um die Vereinigten Staaten herauszuhalten . . . Das Auswärtige Amt sorgt sich um die Reaktionen in Südamerika und um unsere Beziehungen zu den südamerikanischen Staaten nach dem Kriege.

*Hindenburg:* Zuerst müssen wir siegen . . .

*Holtzendorff:* Ich werde meine Denkschrift noch heute Seiner Majestät vorlegen. Der Kaiser hatte die Lage auch heute Morgen noch nicht richtig eingeschätzt.

*Hindenburg:* Das ist richtig.

*Holtzendorff:* Was sollen wir tun, wenn sich der Reichskanzler nicht auf unsere Seite stellt?

*Hindenburg:* Das beunruhigt mich auch.

*Holtzendorff:* Dann müssen Sie Reichskanzler werden.

*Hindenburg:* Nein, nein! Das kann ich nicht tun und das werde ich nicht tun. Und ich kann im Reichstag keine Reden halten. Ich lehne das ab.

*Ludendorff:* Ich würde nicht versuchen, den Feldmarschall zu überreden . . .

*Hindenburg:* Auf jeden Fall werden wir zusammenhalten. Wir müssen das tun. Wir rechnen mit der Wahrscheinlichkeit eines

Krieges gegen die Vereinigten Staaten, und wir haben alle Vorbereitungen getroffen, dem zu begegnen. Die Lage kann sich nicht noch mehr zuspitzen. Der Krieg muss unter allen Umständen so bald wie möglich beendet werden.

*Holtzendorff:* Seine Majestät hat kein Verständnis für die Lage.

*Ludendorff:* Absolut kein Verständnis.

*Holtzendorff:* Das Volk und die Armee verlangen dringend nach dem uneingeschränkten U-Boot-Krieg.

*Ludendorff:* Ganz richtig.

*Holtzendorff:* Staatssekretär Helfferich hat mir gesagt: «Ihr Plan wird zur Katastrophe führen.» Ich habe ihm gesagt: «Sie lassen uns in die Katastrophe schlittern.»

*Hindenburg:* Das ist wahr.

In so glänzender Stimmung versammelten sich die Herren am folgenden Tag zu einer Besprechung mit Seiner Majestät, an der auch das Triumvirat von Valentini, Baron von Lyckner und Admiral von Müller teilnahm, das in eingeweihten Kreisen als die «Hydra» bezeichnet wurde.<sup>4</sup> Es waren die Chefs des Zivilkabinetts, der Militärkabinetts und des Marinekabinetts. Ihre Aufgabe war es, den Allerhöchsten Kriegsherrn bei Laune zu halten. Heute war ihnen das nicht gelungen; Seine Majestät waren blass, nervös und erregt.<sup>5</sup> Admiral von Müller wirkte «melancholisch wie eine Eule». Valentini, der dem Kaiser die Lage erläutern sollte, war gedrückter Stimmung.

Als Bethmann-Hollweg, fest in seinen Mantel gehüllt, die lange Allee zwischen kahlen Bäumen zum Schloss Pless hinauffuhr, rauchte er nervös eine Zigarette nach der anderen. Auf dem gepflegten englischen Rasen lag der Schnee, und der Himmel war bleigrau. Der Reichskanzler betrat die riesige Halle, deren Wände mit Jagdtrophäen geschmückt waren, stieg langsam die Marmortreppe hinauf und wurde in das Konferenzzimmer geführt. Es

war der Speisesaal, wo der Kaiser vor langer Zeit einmal der Fürstin Daisy das Herz ausgeschüttet und eine Träne auf seine Zigarre hatte fallenlassen.

Admiral von Holtzendorff hatte sich erhoben und erklärte, dass seine U-Boote im uneingeschränkten Einsatz, «bei dem jedes feindliche und neutrale Schiff im Kriegsgebiet ohne Warnung zu versenken ist», monatlich 600'000 Tonnen versenken und England noch vor der nächsten Ernte zur Kapitulation zwingen könnten. Das alles ergab sich aus der vor ihm auf dem Tisch liegenden, 200 Seiten starken Denkschrift der Admiralität mit ihren Tabellen über die Tonnage von Schiffen, die britische Häfen anliefen und wieder verliessen. Andere Tabellen zeigten die Frachtraten, das Fassungsvermögen der Lagerräume, die Rationierungssysteme, die Ernteerträge, Statistiken über den Käsepreis und die Kalorien, die ein britisches Frühstück enthielt, bis zur Menge der für die Herstellung von Damenröcken importierten Wolle. Mit mathematischer Genauigkeit hatte der deutsche Admiralstab errechnet, in welchem Monat, ja schon fast bis zu welchem Tage England gezwungen sein werde, die Waffen zu strecken. Für den Beginn des U-Boot-Krieges war der 1. Februar vorgesehen.

«Wenn wir diese Gelegenheit, die, soweit es sich erkennen lässt, unsere letzte ist, nicht nutzen», schloss der Admiral, «dann sehe ich keine Möglichkeit, den Krieg so zu beenden, dass wir dabei in Zukunft unsere Stellung als Weltmacht behaupten. Was nun das U-Boot betrifft, so garantiere ich dafür, dass es uns zum Siege führen wird.» Er sah sich in der Runde um. «Für die letzten Vorbereitungen brauche ich drei Wochen», sagte er und setzte sich. Bis zum 1. Februar waren es noch genau drei Wochen.

Bethmann-Hollweg erhob sich mühsam und sprach eine Stunde. Es war erschütternd zu sehen, wie dieser Mann unter der Last seiner Verantwortung fast zusammenbrach. Er wiederholte, was

er schon während des ganzen vergangenen Jahres gesagt hatte: Der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg werde für die Feinde Deutschlands eine gewaltige moralische Unterstützung bedeuten und ihnen unbegrenzte finanzielle Mittel zur Verfügung stellen. Ihre Siegeszuversicht und ihr Durchhaltevermögen würden erheblich gestärkt werden. Er zitierte alle deutschen Diplomaten, die die Vereinigten Staaten aus eigener Anschauung kannten wie Bernstorff, Dr. Albert, Geheimrat Haniel und den Major von Papen. Sie erklärten einstimmig und mit Nachdruck, der Kriegseintritt Amerikas werde die Niederlage Deutschlands herbeiführen, und die dieser These widersprechenden, in der Heimat vorgebrachten Argumente hätten kein Gewicht. Die Deutsch-Amerikaner würden sich *nicht* erheben, amerikanische Schiffe und Truppen *würden* den Atlantik überqueren, und das amerikanische Volk würde den Krieg *geschlossen* unterstützen. Er bekräftigte seine Überzeugung, mit der er jetzt allein dastand, dass Präsident Wilsons Angebot, eine Beilegung des Konflikts zustande zu bringen, aufrichtig gemeint sei und nach Kräften unterstützt werden sollte, bevor man eine Entscheidung trafe, die jede Möglichkeit für einen Friedensschluss ausschliesse und, wenn sie nicht zum Sieg Deutschlands führte, die sichere Niederlage bringen werde.<sup>6</sup>

Er machte eine Pause. Er wusste, die Entscheidung war schon gefallen. Der Kaiser, der es hasste, einem anderen länger als zehn Minuten zuzuhören, zeigte deutlich seine Ungeduld und liess erkennen, dass er die Auffassungen Bethmann-Hollwegs nicht teilte.<sup>7</sup> Der Reichskanzler stand vor einer für ihn schicksalschweren Entscheidung. Er konnte sich entweder einem Beschluss beugen, dessen Folgen nach seiner Überzeugung zur Katastrophe führen mussten, oder seiner Auffassung treubleiben und zurücktreten. Langsam näherte er sich diesem kritischen Punkt. Ja, die Alliierten

hatten im vergangenen Jahr unter den Folgen einer Missernte leiden müssen. Die stärkere U-Bootflotte berechtigte zu Hoffnungen auf grössere Erfolge als im vergangenen Sommer (damals hatte sich der Kanzler widersetzt). Die Aussichten mochten im grossen und ganzen günstig erscheinen. Man musste aber natürlich zugeben, dass sich der Erfolg nicht garantieren liess. Die Lage war auch günstiger als im September, aber man musste sich seiner Sache sicher sein . . . Das U-Boot war die «letzte Karte» . . . Eine sehr ernste Entscheidung. «Aber wenn die militärische Führung den U-Boot-Krieg für entscheidend hält, dann bin ich nicht in der Lage, ihr zu widersprechen.» Andererseits, Amerika . . .

Nun sprang Admiral von Holtzendorff auf. «Ich gebe Ihnen mein Wort als deutscher Marineoffizier, dass kein Amerikaner seinen Fuss auf das europäische Festland setzen wird!» Auch der Feldmarschall erhob sich. «Wir können mit den Amerikanern fertigwerden», sagte er. «Die Voraussetzungen für den Einsatz der U-Boote werden nie wieder so günstig sein.» Die drei Befehlshaber, die drei Kabinettschefs und der Kaiser sahen den Reichskanzler an. Bethmann-Hollweg blickte aus dem hohen Fenster auf den gefrorenen Teich im Park. Nervös fuhr er sich mit der Hand über das kurzgeschnittene graue Haar und räusperte sich.

«Natürlich,» sagte er, «wenn der Erfolg winkt, müssen wir entsprechend handeln.»

Die Sitzung war zuende. Der Kaiser setzte seine Unterschrift unter das schon vorbereitete Dokument: «Ich befehle für den 1. Februar den Beginn des uneingeschränkten und mit äusserster Energie geführten U-Boot-Krieges . . . Wilhelm I. R.»<sup>8</sup> Gefolgt von den Offizieren des Oberkommandos verliess er das Zimmer und begab sich zum Mittagessen. Wenige Augenblicke darauf betrat Herr von Reischach, ein Hofbeamter, der schon dem Vater und

dem Grossvater des Kaisers gedient hatte, den Raum und sah den vollkommen entmutigten Bethmann-Hollweg auf einem vergoldeten Sessel sitzen. Erschreckt fragte er: «Was ist geschehen? Haben wir eine Schlacht verloren?»

«Nein», antwortete Bethmann-Hollweg, «aber dies ist das *finis Germaniae*. Die Entscheidung ist gefallen.» Dann berichtete er, was sich hier zugetragen hatte. Herr von Reischach sagte: «Sie sollten zurücktreten.» Bethmann-Hollweg schüttelte den Kopf. In dieser das Schicksal Deutschlands entscheidenden Stunde dürfte er seinen Posten nicht verlassen, denn das werde in der Heimat zur Uneinigkeit führen und der Welt zeigen, dass er an die Niederlage Deutschlands glaubte. In der Nacktheit seiner verlorenen Würde suchte er sich in den Mantel der Pflichterfüllung zu hüllen. Er sagte, ein Offizier müsse, auch wenn er selbst anderer Meinung sei, den Befehl eines Vorgesetzten befolgen, und als Reichskanzler müsste er das gleiche tun. Nach diesem Gespräch hatte auch Herr von Reischach seinen Glauben an den Sieg verloren.<sup>9</sup> Herr von Valentini, der es mitgehört hatte, ging in sein Zimmer nach oben und schrieb die Voraussage des *finis Germaniae* von Bethmann-Hollweg in sein Tagebuch.<sup>10</sup> Der Reichskanzler selbst kehrte nach Berlin zurück, um dort die letzte Demütigung auf sich zu nehmen und den Beschluss dem Reichstag zu erläutern, für den er die politische Verantwortung trug. Sein Stellvertreter Helfferich meinte, nachdem er erfahren hatte, dass in Pless die «letzte Karte» ausgespielt worden war: «Wenn es keine Trumpfkarte ist, dann ist Deutschland für die nächsten Jahrhunderte verloren.»<sup>11</sup> Auch er rang mit seinem Gewissen und blieb ebenso loyal an seinem Posten wie Bethmann-Hollweg. Wieder einmal zeigte sich die für die Deutschen so typische und irgendwie bewundernswerte militärische Disziplin; kein Mitglied der Zivilregierung trat zurück.

Die drei Wochen, die ihm bis zum Einsatz der U-Boote noch blieben, waren für Zimmermann eine arbeitsreiche Zeit. Die Neutralen sollten erst am Abend des 31. Januar im letzten Augenblick vor dem Abschuss des ersten Torpedos vom Beginn des uneingeschränkten U-Boot-Krieges in Kenntnis gesetzt werden. Bis dahin musste er es verhindern, dass die Amerikaner Verdacht schöpften, und mit ihnen über ihre Friedensbemühungen reden, während er sich gleichzeitig auf den Kriegseintritt der Vereinigten Staaten vorbereitete. Vor zehn Tagen war er nach Pless gerufen worden, um mit Hindenburg und Ludendorff über diese Massnahmen zu beraten, mit denen er sehr gut auskam. Als Amerikaner hatte er ihnen die beruhigende Versicherung geben können, dass die Vereinigten Staaten keine Gefahr für Deutschland darstellten. Jetzt sprach er nicht mehr so viel von einer Erhebung der Deutsch-Amerikaner, denn er hatte eine neue Idee und glaubte, Amerika werde in noch grössere Schwierigkeiten geraten, und zwar durch Mexiko und Japan. Um seine These zu untermauern, hatte er eine Theorie entwickelt, die sich logisch nicht erschüttern liess. Mit Ausnahme der an der Ostküste Amerikas gelegenen Staaten, so behauptete er, wäre dieses Land gegen den Krieg. Wilson wollte sein Land nicht in den Krieg führen; er hatte die Wahlen gewonnen, weil er sich gegen den Krieg gewendet hatte, und verdankte seine Wiederwahl den amerikanischen Weststaaten. Ohne Zustimmung des Kongresses konnte er den Krieg nicht erklären, und dort bildeten, wie Zimmermann behauptete, die Staaten im Westen und im Mittleren Westen die Mehrheit. Die Weststaaten würden, wie er sagte, wegen Japan nicht gegen uns Krieg führen wollen.<sup>12</sup> Zimmermann hatte die Amerikaner schon so lange vor der gelben Gefahr gewarnt, dass er selbst inzwischen von der Wirksamkeit seiner Propaganda überzeugt war.<sup>13</sup> Mit allen Mitteln hatte er versucht, das Ausmass dieser Gefahr in den



schwärzesten Farben darzustellen und zu sagen, wie dringend notwendig «die Solidarität der weissen Rasse gegenüber der gelben» sei. Davon hatte er, wie er meinte, Gerard überzeugt, und erklärte im Reichstag, in dieser Angelegenheit wisse er genau, «in welchem Ton man mit dem amerikanischen Botschafter sprechen muss, um ihn für sich zu gewinnen».

Seither hatte er sich viel mit der Möglichkeit beschäftigt, Mexiko und Japan zum Angriff gegen die Vereinigten Staaten zu bewegen.<sup>14</sup> Er war überzeugt, Amerika könnte niemals entscheidend aktiv in den europäischen Krieg eingreifen, wenn sich die bestehenden Schwierigkeiten mit Mexiko zu einem regelrechten Krieg ausweiteten und die Amerikaner fürchten mussten, im Rücken von Japan angegriffen zu werden. Seine Absicht war es nun, dafür zu sorgen, dass sich diese Gefahr vergrösserte. Jetzt legte er seinen Plan für ein Bündnis mit Japan und Mexiko den anderen Kabinettsmitgliedern und dem Oberkommando in Pless vor. Er sagte ihnen, er sei sicher, dass Mexiko, wenn es mit der Rückgewinnung seiner an die Vereinigten Staaten verlorenen Gebiete rechnen könnte, alles tun werde, um Hilfe von aussen zu bekommen und Japan zum Beitritt zu einem solchen Bündnis zu bewegen. Nachdem Japan alle ihm im Fernen Osten gebotenen Gelegenheiten genutzt hätte, werde es sich darum bemühen, seine Eroberungszüge noch weiter auszudehnen. Zimmermanns Ausführungen klangen sehr überzeugend, und man sagte ihm, er sollte in seinen Bemühungen fortfahren.

Während er einerseits die Bedingungen ausarbeitete, die er Mexiko anbieten wollte, bemühte er sich darum, die Entscheidung über den Einsatz der U-Boote nicht an das mit Deutschland verbündete Österreich-Ungarn oder Amerika durchsickern zu lassen. Die Österreicher drängten auf den Frieden und fürchteten das U-Boot noch mehr als Bethmann-Hollweg. Deshalb schickten sie ei-

nen Sonderbotschafter nach Berlin, der versuchen sollte, der deutschen Regierung diesen Entschluss auszureden. Zimmermann sagte dem Österreicher, die Beratungen über diese Frage seien noch nicht abgeschlossen, obwohl die Entscheidung schon vor sechs Tagen gefallen war. Es gäbe keinen Anlass zur Sorge, denn Amerika werde nicht über den Abbruch der diplomatischen Beziehungen hinausgehen. Die Vereinigten Staaten seien auf den Krieg nicht vorbereitet, hätten in Mexiko zu grosse Schwierigkeiten und fürchteten zu sehr das Eingreifen der Japaner. Japan werde, wenn die Vereinigten Staaten in den Krieg einträten, Amerika mit Sicherheit angreifen; im Übrigen brauchte Amerika mindestens noch eine Vorbereitungszeit von sechs oder acht Monaten, und bis dahin würde England geschlagen sein. Später sagte Zimmermann dem Österreicher, nach seinen Informationen sei er immer mehr davon überzeugt, dass «Amerika es höchstwahrscheinlich *nicht* zu einem Bruch mit den Mittelmächten kommen lassen wird».<sup>15</sup>

Während er versuchte, Österreich und Mexiko hinzuhalten, musste er auch dafür sorgen, dass die Friedensgespräche mit Amerika weitergingen, wenn auch nicht in einem zu raschen Tempo. An Bernstorff telegraphierte er: «Wir sind überzeugt, dass wir siegen können. Sie müssen deshalb bei der Bekanntgabe unserer Bedingungen Zurückhaltung üben.»<sup>16</sup> In dieser letzten Phase musste man sehr umsichtig vorgehen, aber Zimmermann war überzeugt, dass er mit den naiven Amerikanern fertigwerden könnte. Die Deutsch-Amerikanische Handelsgesellschaft veranstaltete im Hotel Adlon ein grossartiges Diner, zu dem sich Zimmermann, der Vizekanzler Helfferich und zahlreiche Persönlichkeiten aus Industrie, Regierung und Armee zu Ehren der Rückkehr des Botschafters Gerard versammelten.<sup>17</sup> Es wurden Trinksprüche ausgebracht und lange Tischreden gehalten, in denen man sich des gegenseitigen Vertrauens und der Freundschaft ver-

sicherte. Hier übertrafen sich Zimmermann und Gerard gegenseitig darin, einander mit freundlichen Worten in Sicherheit zu wiegen.

«Unsere persönliche Freundschaft gibt mir den Mut, Ihnen zu versichern, dass wir fortfahren können, freimütig und offen zusammenzuarbeiten, die Karten auf den Tisch zu legen und gemeinsam alle eventuellen Differenzen auszuräumen», sagte der deutsche Aussenminister.<sup>18</sup>

Solange seine Freunde Bethmann-Hollweg, Helfferich und vor allem sein guter Freund Zimmermann die Zügel in der Hand hätten, «sind die Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern nicht gefährdet», antwortete der Botschafter mit ausgesuchter Höflichkeit.<sup>19</sup> Nach dem Essen sprach er mit Grew und sagte ihm, mit dieser Rede habe er die ihm in Washington erteilten Anweisungen befolgt und die Deutschen bis an die Grenze des Möglichen zu beschwichtigen versucht.

Von dieser, nur als Farce zu bezeichnenden Veranstaltung der Freundschaft und des guten Willens<sup>20</sup> ging Zimmermann direkt in sein Büro, um die Anweisungen an Eckhardt zu entwerfen, nach denen er Mexiko und Japan ein Bündnis vorschlagen sollte, das zu einem Angriff gegen die Vereinigten Staaten führen könnte.

Zunächst beabsichtigte er, diese Anweisungen in einem Brief über Washington an Bord des Handels-U-Boots *Deutschland* nach Mexiko zu schicken.<sup>21</sup> Dasselbe Schiff hatte im vergangenen Juli eine aufsehenerregende Reise in die Vereinigten Staaten unternommen und sollte nun am 15. Januar wieder auslaufen. Doch im letzten Augenblick wurde die Reise abgesagt, und die Anweisungen mussten telegraphisch übermittelt werden. Zimmermann beschloss, die Depesche auf dem direktesten Wege zu schicken, und das war natürlich die ihm von den Amerikanern selbst zur Verfügung gestellte Nachrichtenverbindung. Die «idiotischen Yankees», wie Papen sie nannte, hatten ihm die Benutzung dieser Ka-

belverbindung erlaubt, um damit die Friedensverhandlungen zu beschleunigen, aber das war nichts weiter als ein Teil des «plumpen Versteckspiels» von Wilson. Deutschland würde sich durch solche Manöver nicht hinters Licht führen lassen. Wenn der amerikanische Präsident den Deutschen einen solchen Schlüssel in die Hand gab, dann hatte er es nicht besser verdient, wenn sie den Schlüssel der Yankees benutzten, um den Hühnerstall der Yankees auszurauben – und Zimmermann hielt das für ganz richtig.

Als sich der deutsche Aussenminister zu diesem Verfahren entschloss, war Amerika noch kein Feindstaat. Mit der Entscheidung, den U-Boot-Krieg zu beginnen, gingen die Deutschen zwar das Risiko ein, sich Amerika zum Feinde zu machen, aber Zimmermann glaubte ebenso wie viele Angehörige des deutschen Oberkommandos, Wilson werde diese Herausforderung vielleicht schlucken und sie nur mit ein paar verärgerten Noten quittieren, wie er es schon früher getan hatte. In diesem Augenblick war es für Deutschland ungeheuer wichtig, Amerika nicht noch weiter zu provozieren. Deshalb war es sehr ungeschickt, dass Zimmermann das Telegramm ausgerechnet auf diesem Wege übermitteln wollte, doch vielleicht lag das irgendwie im Charakter der Deutschen. Die Überzeugung, die Deutschen seien allen anderen auf jedem Gebiet überlegen, sie befänden sich im Recht und überträfen mit ihrer Intelligenz sowohl die Feindstaaten als auch die Neutralen, führte ihn zu diesem Schritt. Der Klügere darf den Narren Übervorteilen; das ist nicht unfair, sondern man erwartet es von ihm; es ist ein Naturgesetz. Ein deutscher U-Boot-Kommandant hat dem Kapitän eines englischen Handelsschiffs, das in seinem Lagerraum keine Waffen versteckt hatte, nach der Torpedierung gesagt: «Ihr Briten werdet immer Narren bleiben, und wir Deutschen werden niemals Gentlemen sein.»<sup>22</sup>

Zimmermann wusste nicht, dass der deutsche Kode im Zimmer 40 entschlüsselt worden war. Hätten die Deutschen aber ihre Gegner nicht gewohnheitsmässig unterschätzt, dann hätte er wahrscheinlich gewisse Bedenken gehabt, die amerikanische Kabelverbindung für einen gegen Amerika gerichteten militärischen Bündnisvorschlag zu benutzen – denn es bestand immerhin die Möglichkeit, dass der Feind mithörte. Die Telegramme der amerikanischen Botschaft in Berlin gingen auf Überlandleitungen nach Kopenhagen und von dort über das atlantische Kabel, das England berührte, weiter nach Amerika. Aber Zimmermann hatte keine Bedenken.

Am 16. Januar schickte er Bernstorff das Telegramm zur Kenntnisnahme und Weitergabe an Eckhardt in Mexiko. Er fügte es einer längeren Depesche von Bethmann-Hollweg an Bernstorff an, in der die endgültige Entscheidung über den Einsatz der U-Boote mitgeteilt wurde. Das Telegramm von Bethmann-Hollweg trug die Nummer 157. Die folgende Anweisung Zimmermanns an Bernstorff war die Nummer 158: «Streng geheim. Nur zur persönlichen Unterrichtung Eurer Exzellenz und zur Weitergabe an den kaiserlichen Geschäftsträger in Mexiko auf sicherem Wege.» Es folgte die an Eckhardt gerichtete Depesche. Sie trug die Nummer 1, und der vollständige Text lautete:

WIR BEABSICHTIGEN AM ERSTEN FEBRUAR UNEINGESCHRÄNKTEN U-BOOT-KRIEG ZU BEGINNEN. ES WIRD VERSUCHT WERDEN VEREINIGTE STAATEN TROTZDEM NEUTRAL ZU ERHALTEN. FÜR DEN FALL DASS DIES NICHT GELINGEN SOLLTE, SCHLAGEN WIR MEXIKO AUF FOLGENDER GRUNDLAGE BÜNDNIS VOR. GEMEINSAM KRIEG FÜHREN. GEMEINSAM FRIEDENSCHLUSS. REICHLICH FINANZIELLE UNTERSTÜTZUNG UND EINVERSTÄNDNIS UNSERERSEITS DASS MEXIKO IN TEXAS, NEW MEXICO, ARIZONA

FRÜHER VERLORENES GEBIET ZURÜCKEROBERTE. REGELUNG IM EINZELNEN EUER HOCHWOHLGEBOREN ÜBERLASSEN. SIE WOLLEN VORSTEHENDES DEM PRÄSIDENTEN STRENG GEHEIM ERÖFFNEN, SOBald KRIEGSAUSBRUCH MIT VEREINIGTEN STAATEN FESTSTEHT, UND ANREGUNG HINZUFÜGEN, JAPAN VON SICH AUS ZU SOFORTIGEM BEITRITT EINZULADEN UND GLEICHZEITIG ZWISCHEN UNS UND JAPAN ZU VERMITTELN.

BITTE DEN PRÄSIDENTEN DARAUf HINWEISEN, DASS RÜCKSICHTSLOSE ANWENDUNG UNSERER U-BOOTE JETZT AUSSICHT BIETET, ENGLAND IN WENIGEN MONATEN ZUM FRIEDEN ZU ZWINGEN. EMPFANG BESTÄTIGEN.

ZIMMERMANN.<sup>23</sup>

Um sicherzustellen, dass das Telegramm den Empfänger erreichte, schickte es Zimmermann auf drei verschiedenen Wegen ab, und zwar über die «Hauptverbindungsline» als Funkspruch von Nauen nach Sayville, wobei man wegen der amerikanischen Zensur nicht genau sagen konnte, ob es durchgelassen werden würde. Der zweite Weg war das schwedische Karussell, und drittens musste es ein Angehöriger der amerikanischen Botschaft pflichtgemäss auf dem von Oberst House grosszügig zur Verfügung gestellten Wege über das Kabel des amerikanischen Aussenministeriums nach Amerika. Am 17. Januar traf die Depesche im Aussenministerium ein, das sie trotz der üblichen Vorbehalte von Lansing am 18. Januar an Bernstorff übermittelte. Zehn Tage darauf schrieb der amerikanische Aussenminister, der ungeduldig darauf wartete, Amerika irgendwie auf die Gefahren aufmerksam machen zu können, die durch einen deutschen Sieg entstehen würden, in sein Tagebuch: «Ich hoffe, diese plumpen Deutschen werden bald einen Fehler machen.»<sup>24</sup> Zwar wusste er es nicht,

aber der Gegenstand dieser von ihm so heiss ersehnten deutschen plumpen Ungeschicklichkeit war eben durch seine Hände gegangen.

Im Zimmer 40 in England war man hocheifrig, feststellen zu können, dass das Telegramm von Zimmermann unbeanstandet über das amerikanische Kabel gegangen war.<sup>25</sup> Die Experten des Zimmers 40 hatten das Telegramm auf allen drei Nachrichtenverbindungen abgefangen. Zuerst hörten sie den Funkspruch aus Nauen ab und stellten dann fest, dass der gleiche Text über das amerikanische Kabel und das schwedische Karussell in die Vereinigten Staaten geschickt worden war.

Botschafter Graf Bernstorff in Washington schickte das Telegramm, das ihm vom Aussenministerium übermittelt worden war, am 19. Januar im gleichen Kode durch Western Union an Eckhardt weiter. Dabei strich er die für ihn bestimmte Anweisung, die mit Nr. 158 . . . begann und mit den Worten «auf sicherem Wege» endete. Dafür gab er der Depesche seine eigene Nummer 130 und setzte an den Anfang die Worte: «Auswärtiges Amt telegraphiert 16. Januar, Nr. 1, ganz geheim, selbst zu entziffern.» Am Schluss fügte er hinzu: «Schluss der Depesche, Bernstorff.» Diese Veränderungen des Textes sollten später noch eine besondere Bedeutung gewinnen. Soweit man weiss, endete hiermit die Verantwortlichkeit von Bernstorff. Das Zimmermann-Telegramm war wie ein Funke, der in einen Wald geworfen wurde, um zunächst unbemerkt weiterzuglühen, während sich die weltpolitische Lage in rasender Eile auf einen Höhepunkt zu entwickelte.

Jetzt wusste Bernstorff das Schlimmste, versuchte aber immer noch verzweifelt, Berlin davon zu überzeugen, dass Wilson ein ehrlicher Vermittler sein werde und man einen Weg finden müsste, sein Friedensangebot anzunehmen.<sup>26</sup> Bernstorff sagte, wenn Deutschland darauf einginge, dann sei er überzeugt, dass es seine

Stellung in der Welt unangefochten bewahren könnte. Aber in Deutschland wollte niemand daran glauben. Zimmermann war überzeugt, Wilson «würde seinen ganzen Einfluss gegen uns einsetzen», weil «er englisch fühlt und denkt»;<sup>27</sup> Helfferich behauptete, hinter dem Angebot Wilsons verberge sich «irgendein Trick», und der Kaiser wollte sich «absolut nicht darauf verlassen».<sup>28</sup>

Doch Bethmann-Hollweg, den sein Gewissen plagte, sagte, er suchte noch immer nach «Möglichkeiten, um die Gefahr zu verringern, dass es zu einem Bruch kommt».<sup>29</sup> Er hatte den Bissen geschluckt, hoffte aber trotzdem, keine Magenschmerzen zu bekommen.

Im gleichen Augenblick unternahm Wilson den letzten und bewegendsten Versuch, zu einem Ausgleich zu kommen. Am 22. Januar hielt er vor dem Senat seine berühmte Rede zu dem Thema «Frieden ohne Sieg», aber er wendete sich dabei über die Köpfe der Regierungen hinweg an die Völker der Welt. Die Tatsache, dass der amerikanische Präsident einen «Frieden ohne Sieg» propagierte, empörte die Alliierten; nur Bernstorff schöpfte neue Hoffnung. Wieder benutzte er das Kabel des Aussenministers und bat Berlin um eine letzte Schonfrist für neutrale Schiffe.<sup>30</sup> Er hoffte, wenn sie ihm zugestanden würde, werde Wilson seine Friedensbemühungen verdoppeln. Bethmann-Hollweg griff diesen Gedanken auf, aber die Admiralität teilte ihm in schroffem Ton mit, dafür sei es zu spät. Viele U-Boote waren schon ausgelaufen und liessen sich nicht über Funk erreichen, so dass ihre Befehle nicht mehr geändert werden konnten.<sup>31</sup>

Bernstorff hatte jetzt noch eine Woche Zeit. Noch einmal beschwor er die Regierung in Berlin, der letzten Aufforderung Wilsons, ihm die deutschen Friedensbedingungen zu nennen, nachzukommen, denn dann werde Deutschland – falls die Alliierten Wilson eine Absage erteilten – die U-Boote vielleicht einsetzen können, ohne Amerika zu Gegenmassnahmen zu provozieren.<sup>32</sup>



Am Schluss seines Appells warnte er die deutsche Regierung: «Trotz aller gegenteiligen Behauptungen ist das amerikanische Rüstungspotential sehr gross.»

Als diese letzte Botschaft Bernstorffs am 28. Januar in Berlin eintraf, befand sich Zimmermann in Pless zu einer Besprechung mit dem Oberkommando. Es kam auf jede Stunde an. Im Auswärtigen Amt setzte man sich mit einem guten Freund Zimmermanns, dem Deutschamerikaner Jacob Noeggerath, in Verbindung, der den Aussenminister schon seit einiger Zeit in Fragen der Amerikapolitik beraten hatte.<sup>33</sup> Nun versuchte Noeggerath den ganzen Tag, Zimmermann am Telefon zu erreichen, und als das schliesslich gelang, bat er ihn dringend, beim Oberkommando die Verlängerung der Frist bis zum Beginn des U-Boot-Krieges zu erwirken. Bethmann-Hollweg seinerseits nahm, bewaffnet mit Bernstorffs Telegramm, den Nachtzug nach Pless, wo für den folgenden Tag, den 29. Januar, eine neue Besprechung angesetzt war.<sup>34</sup> Das war nur eine kurze offizielle Konferenz, an der Hindenburg, Ludendorff, Bethmann-Hollweg und der Kaiser teilnahmen. Über eine weitere Verschiebung des Angriffbeginns der U-Boote wurde nicht mehr gesprochen, weil die Flotte erklärt hatte, die Befehle liessen sich nicht mehr zurücknehmen.

Bghoiann-Hollweg konnte nur noch erreichen, dass zugleich mit der Bekanntgabe des neuen Einsatzes der U-Boote auch die deutschen Friedensbedingungen genannt wurden. Es blieb ihm jetzt nur noch der schwache Hoffnungsschimmer, die amerikanische Regierung könnte ihre Friedensbemühungen fortsetzen. Für diesen Fall versprach er, Deutschland werde die U-Boote zurückrufen, sobald sich erkennen liesse, die Bemühungen des Präsidenten würden zu einem «für Deutschland annehmbaren» Frieden führen.

Am 31. Januar am Spätnachmittag, weniger als acht Stunden vor Inkrafttreten des Einsatzbefehls, wurde die amerikanische Re-

gierung vom Beginn des U-Boot-Krieges in Kenntnis gesetzt. Bernstorff überreichte Lansing die Mitteilung um 4.00 Uhr nachmittags, und Zimmermann unterrichtete Gerard um 6.00 Uhr abends.

In Washington war man vollkommen überrascht.<sup>35</sup> Trotz zahlreicher Warnungen hatte die amerikanische Regierung in der Annahme, dass die Nordsee und der Nordatlantik im Winter von U-Booten nicht befahren werden könnten, nicht damit gerechnet, dass die Deutschen vor dem Frühjahr diesen Schritt tun würden. Für Bernstorff bedeutete es das Ende seiner achtjährigen Tätigkeit als deutscher Botschafter in den Vereinigten Staaten und das endgültige Scheitern seiner langen und aufreibenden Bemühungen, Amerika aus dem Krieg herauszuhalten. Man vermisste das gewohnte Lächeln, als er dem erstaunten und verärgerten Lansing mit ernster Miene die Note überreichte und sagte: «Ich weiss, das ist eine sehr, sehr ernste Sache, und ich bedaure zutiefst, dass es notwendig ist.»<sup>36</sup> Dann gelang es ihm schliesslich doch noch, den amerikanischen Aussenminister etwas verschämt anzulächeln, während er sich verbeugte, Lansing einen guten Tag wünschte und das Zimmer verliess. Von der Presse bedrängt, gab er die vielleicht einzige impulsive Äusserung von sich, die er sich während seiner ganzen Amtszeit in den Vereinigten Staaten hatte entlocken lassen: «Ich habe für mein ganzes Leben genug von der Politik.»<sup>37</sup>

In Berlin wurden er und der deutsche Aussenminister von jedermann gefragt, was die Vereinigten Staaten jetzt tun würden. Zimmermann hatte seit Tagen mit demonstrativer Forschung versucht, sich und jeden, mit dem er sprach, davon zu überzeugen, dass Amerika sich nicht am Kriege beteiligen werde. Ein dänischer Journalist, der ihn aufsuchte, um ihn zu interviewen, stellte fest, dass er äusserst gespannt auf die neuesten Nachrichten wartete.<sup>38</sup> «Wenn die Vereinigten Staaten nur die Finger davon lassen woll-

ten», fuhr es ihm heraus, «und uns in Frieden lassen könnten, dann würden zwei bis drei Monate genügen.» Als er am 1. Februar im Reichstag die Entscheidung für den Einsatz der U-Boote verteidigte, führte er alle möglichen Gründe dafür an, dass die Vereinigten Staaten Deutschland nicht den Krieg erklären würden – die Haltung der amerikanischen Weststaaten, die Anti-Kriegsstimmung und die Bedrohung durch Japan. Er war wie jemand, der sprachlos vor einem selbst verschuldeten Dammbuch steht und sich einzureden versucht, dass das \* Wasser nicht hindurchströmen wird.<sup>39</sup>

In London wartete man ebenso gespannt auf die Folgen der deutschen Entscheidung, aber in Washington war die Erregung am stärksten. Die lange erwartete Herausforderung, gegen die man sich schon so oft erfolgreich gewehrt hatte, war den Vereinigten Staaten plötzlich und unerwartet ins Gesicht geschleudert worden. Eine amerikanische Zeitung schrieb, nur noch Eisberge und Fische könnten sich künftig der Freiheit der Meere erfreuen.<sup>40</sup> Am Morgen des 1. Februar erschienen 80 Korrespondenten zur Pressekonferenz Lansings und drängten sich immer noch auf den Fluren des Ministeriums, als er um 5.00 Uhr nachmittags vom Weissen Haus zurückkam.<sup>41</sup> Drei Tage mussten Presse und Bevölkerung warten, während Präsident Wilson mit seinem Gewissen rang. Der Präsident sagte House, der von New York nach Washington gekommen war, er habe das Gefühl, die Erde drehe sich plötzlich in der entgegengesetzten Richtung und nicht mehr von Westen nach Osten, sondern von Osten nach Westen, und er selbst sei vollkommen aus dem Gleichgewicht gebracht.<sup>42</sup> Immer noch sagte er, er werde es nicht zulassen, dass die deutsche Provokation sein Land in den Krieg führe, wenn sich das irgend vermeiden liesse. Immer noch beharrte er auf seinem Standpunkt und erklärte, es wäre ein «Ver-

brechen», wenn seine Regierung sich am Krieg beteiligen wollte und damit auf die Rolle des Friedensstifters verzichten müsste.

Die Furcht vor den Japanern, mit der Zimmermann gerechnet hatte, wurde sofort deutlich spürbar. Der japanische Botschafter hatte natürlich begriffen, in einer wie schwierigen Lage sich die Vereinigten Staaten befanden, und kam ins Aussenministerium, um gegen zwei Gesetze zu protestieren, die in Idaho und Oregon verabschiedet werden sollten und es Ausländern verboten, Grundbesitz zu erwerben.<sup>43</sup> Die von Unterstaatssekretär Polk zu einer dringenden Besprechung gerufenen Senatoren dieser Staaten waren durch den Protest so stark beunruhigt, dass sie, obwohl sie beide der Republikanischen Partei angehörten, die Legislativen ihrer Staaten telegraphisch ersuchten, die Regierung in «dieser kritischen Stunde» nicht in eine peinliche Lage zu bringen. Idaho und Oregon reagierten erstaunlich rasch und zogen die Gesetzesanträge zurück.

Am 2. Februar wurde die reguläre Kabinettsitzung für 2.30 Uhr nachmittags einberufen. «Welchen Vorschlag soll ich machen? Ich muss vor dem Kongress sprechen. Was soll ich sagen?» fragte der Präsident fast flehentlich.<sup>44</sup> Die Kabinettsmitglieder, die sich bis auf eines oder zwei dafür einsetzten, dass sich Amerika den Alliierten anschloss, waren zwar nervös, sagten aber doch freimütig ihre Meinung. Ein Minister fragte den Präsidenten, welche Seite er als Sieger sehen wollte. Wilson erwiderte, er wünsche nicht den Sieg einer Partei, sondern einen Frieden ohne den vollkommenen Sieg der einen Seite. Dann überraschte er seine Zuhörer mit einem neuen Argument dafür, sich nicht am Krieg zu beteiligen. Der Boswell im Kabinett, Landwirtschaftsminister Houston, hat die Äusserungen des Präsidenten für die Nachwelt festgehalten. Wilson erklärte, um «die weisse Rasse gegenüber der gelben, zum Beispiel Japan, zu stärken und gemeinsam mit Russland China im

Zaum zu halten», wäre es klug, nichts zu unternehmen.<sup>45</sup> Er würde auch wirklich nichts tun und sogar lieber das Odium auf sich nehmen, für schwach und feige gehalten zu werden. Die Minister waren sprachlos. Dann machte der Präsident, der immer noch nach einer Alternative suchte, den Vorschlag, alle neutralen Staaten sollten die kriegführenden Parteien gemeinsam auffordern, Frieden zu schliessen. Wenngleich er von Anfang an grossen Wert darauf gelegt hatte, persönlich die Rolle des Vermittlers zu übernehmen, hatte er etwas Ähnliches bis dahin noch nicht in Erwägung gezogen. Nach diesen Ausführungen schloss er die Sitzung, um wie üblich in der Einsamkeit zu einer persönlichen Entscheidung zu kommen.

Am folgenden Tag, dem 3. Februar, gab er seinen Entschluss bekannt. Bernstorff sollte seine Pässe bekommen, und die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland sollten abgebrochen werden – aber ohne die Deutschen zu kränken. Als er am gleichen Nachmittag zum Kapitol fuhr und vor den Kongress trat, um seine Entscheidung zu erläutern, sagte er: «Ich weigere mich, zu glauben, dass es die Absicht der deutschen Regierung ist, wirklich das zu tun, was sie uns angedroht hat . . . und nur ein eindeutiges militärisches Handeln ihrerseits könnte mich auch jetzt noch davon überzeugen.»<sup>46</sup>

Während Wilson diese Rede hielt, war es in Europa Mittagszeit. In London sassen Botschafter und Mrs. Page, der erste Botschaftssekretär Laughlin und seine Frau und der Botschaftssekretär Mr. Shoecraft den ganzen Tag in einem Zimmer zusammen, sprachen kaum ein Wort und warteten darauf, die Entscheidung des Präsidenten zu erfahren. Plötzlich hörten sie, wie es an der Haustür läutete. Der Privatsekretär des Botschafters lief die Treppe hinunter und traf dort auf Admiral Hall, den ersten Menschen in Europa, der es erfahren hatte. «Gott sei Dank!» sagte der Admiral, als er in das Zimmer des Botschafters kam, und zog ein Tele-

gramm von Captain Gaunt aus der Tasche, das folgenden Wortlaut hatte: «Bernstorff geht nach Hause. Ich werde mich heute Abend betrinken.»<sup>47</sup>

In Berlin assen an diesem Abend der amerikanische Botschafter Gerard und seine Frau zusammen mit dem deutschen Aussenminister Zimmermann und einer befreundeten Dame nach dem Theater zu Abend. Während des Essens sagte Zimmermann: «Sie werden sehen, alles wird in Ordnung kommen. Amerika wird nichts unternehmen, weil Wilson für den Frieden ist und sonst nichts. Alles wird weitergehen wie bisher.»<sup>48</sup>

Als er am nächsten Morgen von der Reaktion des amerikanischen Präsidenten erfuhr, war er sehr erregt und äusserte sich gegenüber der Presse mit grosser Schärfe.<sup>49</sup> Er sagte, für die Deutschen wäre das eine gute Sache. «Wenigstens sind wir diesen Menschen als Friedensstifter los.» Als er sich von Gerard und Grew verabschieden musste, hatte er seine Haltung wiedergewonnen. Er bemühte sich, so herzlich wie möglich zu erscheinen und die beiden Diplomaten davon zu überzeugen, dass der Abbruch der Beziehungen ihn völlig überrascht hätte und er diese Entwicklung aufrichtig und zutiefst bedauerte.<sup>50</sup>

Der Krieg gegen die Vereinigten Staaten hatte noch nicht begonnen, aber Zimmermann spürte, dass sich die Lage immer mehr zuspitzte und wollte nicht länger warten. Zwar hatte er Eckhardt ursprünglich gesagt, er sollte das Bündnis mit Mexiko nicht zur Sprache bringen, bevor es sicher wäre, dass es zum Kriege mit den Vereinigten Staaten kommen würde, aber nun am 5. Februar wies er ihn telegraphisch an, das Angebot schon jetzt zu machen.<sup>51</sup> Da Bernstorff ausgeschaltet war, wurde diese Depesche im gleichen Kode wie die erste direkt an Eckhardt geschickt, wahrscheinlich über das schwedische Karussell. Zimmermann war sich der Tatsache durchaus bewusst, dass es sich dabei um gefährlichen

Sprengstoff handelte, denn sein Telegramm begann: «Vorausgesetzt, es besteht nicht die Gefahr, dass es an die Vereinigten Staaten verraten wird, sollten Eure Exzellenz die Bündnisfrage ohne weitere Verzögerung mit dem Präsidenten erörtern.» Zimmermann fügte hinzu, Carranza «könnte sogar jetzt noch auf eigene Initiative bei Japan vorfühlen». Er schloss: «Wenn der Präsident aus Furcht vor einer späteren Vergeltung es ablehnt, sind Sie ermächtigt, ihm ein definitives Bündnis für die Zeit nach dem Friedensschluss anzubieten, falls es Mexiko gelingt, auch Japan in das Bündnis aufzunehmen.» Ebenso wie das erste begann auch dieses Telegramm mit den Worten, «streng geheim, selbst zu entziffern» und trug die Unterschrift «Zimmermann».

Wäre dieses Angebot etwas früher erfolgt, dann wäre Carranza zugänglicher gewesen. Aber kurz bevor Eckhardt angewiesen wurde, sich mit ihm in Verbindung zu setzen, verlor die aggressive Haltung des Präsidenten Carranza gegenüber den Vereinigten Staaten ihren Hauptanreiz, denn die Truppen des Generals Pershing wurden plötzlich aus Mexiko abgezogen. Der bis zuletzt widerborstige Carranza hatte eben erst die in einem monatelangen Tauziehen von einer aus Mexikanern und Amerikanern bestehenden gemeinsamen Kommission ausgehandelten Bedingungen für den Abzug der amerikanischen Truppen abgelehnt. Diese Kommission hatte sich, enttäuscht von ihrem Misserfolg, am 5. Januar 1917 vertagt, und damit blieb Wilson keine andere Wahl als entweder noch weiter auf mexikanisches Gebiet vorzustossen oder sich bedingungslos zurückzuziehen. Bisher war es ihm noch nie gelungen, die Kraftproben mit den hochmütigen Mexikanern erfolgreich zu bestehen, und auch diese letzte war ihm ausserordentlich unangenehm gewesen. Das amerikanische Ansehen hatte schwer unter der schon so lange andauernden vergeblichen Jagd gelitten, und seine Ratgeber drängten ihn angesichts der von

Deutschland ausgehenden Gefahr, die nach Mexiko vorgestossenen Streitkräfte sofort abzuziehen. Wilson erklärte sich einverstanden. Der am 25. Januar befohlene Rückzug war bis zum 5. Februar beendet, dem gleichen Tag, an dem Eckhardt die Anweisung erhielt, Carranza «auch jetzt noch» das Bündnis anzubieten.

Don Venus betrachtete den Rückzug von Pershing als seinen persönlichen Triumph und liess sich dadurch in seiner Haltung gegenüber den Vereinigten Staaten besänftigen. Er war daher jetzt weniger geneigt, auf das deutsche Angebot einzugehen, als er es noch vor zwei Wochen gewesen wäre. Die von den Deutschen sorgfältig vorbereiteten Pläne für die Einschaltung Mexikos entwickelten jedoch ihre eigene Dynamik. Amerikanische Agenten stellten fest, dass sich eine neue Welle von Gerüchten im Lande verbreitete. Aus Laredo wurde am 5. Februar gemeldet: «Ein deutscher Hauptmann ist heute mit dem Auftrag in Nuevo Laredo eingetroffen, einen mexikanischen Überfall auf das Territorium der Vereinigten Staaten zu organisieren.» Aus El Paso kam am 12. Februar die Nachricht: «Der deutsche Konsul in Chihuahua hat seine Frau über die Grenze gebracht und sie dort zurückgelassen, während er selbst zurückgekehrt ist und Fahrten nach Juarez unternimmt, wo er ungewöhnlich umfangreiche Einkäufe tätigt.» Ein Bericht vom 13. Februar aus San Salvador lautete: «Sehr viele Deutsche erscheinen überall in Mexiko. Man trifft sie in grosser Zahl in den Hotels von Torreón, Mexico City und Monterey, wo sie vor allem mit Offizieren Carranzas Kontakt aufnehmen. Sie machen Stimmung gegen Wilson und behaupten, er sei ein Katholikenfeind.»<sup>52</sup> Andere Berichte sprachen davon, dass Deutsche aus den Vereinigten Staaten überall in Mexiko auftauchten und an der mexikanischen Westküste Kohle für deutsche Schiffe kauften. Ein deutscher Geschäftsmann habe erzählt, er sei auf der Strasse von Mexikanern umarmt worden, die ihm



gesagt hätten: «Es ist höchste Zeit, dass Deutschland diesem Schullehrer das Handwerk legt.»<sup>53</sup>

Wilson, der sich geweigert hatte, über den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Deutschland hinauszugehen, verschanzte sich im Weissen Haus, und Botschafter Page schrieb erobert in sein Tagebuch, dort «beschäftigt er sich mit ‚Nachdenken‘, aber der Sturm, der über die Welt hinwegbraust, hat seinen Kopf noch nicht berührt».<sup>54</sup> Das waren die Worte eines verletzten und enttäuschten Mannes, der damit aber nicht ganz unrecht hatte. Wilson wollte noch immer nicht begreifen, dass die kriegführenden Mächte seine Vermittlung ablehnten, bis zur Entscheidung kämpfen und sich mit nichts anderem zufriedengeben wollten als dem Sieg. In seiner Rede vor dem Kongress, in der er den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Deutschland bekanntgegeben hatte, hatte er gesagt, die Amerikaner seien aufrichtige Freunde des deutschen Volkes und wollten es nicht glauben, dass «die Deutschen unsere Feinde sind, bevor wir nicht dazu gezwungen werden, es zu glauben.» Immer noch war er entschlossen, die Vereinigten Staaten aus diesem Ringen herauszuhalten, um einen Frieden vermitteln zu können. Auf keinen Fall wollte er sich provozieren lassen, es sei denn durch einen «offensichtlichen Akt der Feindseligkeit». Er rechnete nicht damit, dass eine solche schwere Herausforderung aus Mexiko kommen würde.

## 10. «Der dramatischste Augenblick in meinem Leben»

Der von Zimmermann vorbereitete, offensichtlich feindselige Akt lag wie eine noch nicht abgezogene Handgranate im Panzerschrank des Admirals Hall. Als der Direktor des Flottennachrichtendienstes die Rede Wilsons las, in der er den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Deutschland bekanntgab, musste er erkennen, dass er mit seinem Ausruf, «Gott sei Dank!», etwas zu voreilig gewesen war. Die Amerikaner beteiligten sich nun doch noch nicht am Krieg. Ihr Präsident klammerte sich immer noch an die Neutralität und schloss die Augen vor der für alle deutlich erkennbaren feindlichen Haltung Deutschlands. «... bevor wir nicht gezwungen sind, daran zu glauben» – war es wirklich möglich, dass dieser Mann noch Zweifel hatte? Es sah aus, als sei es jetzt die Aufgabe des Admirals Hall, dem Präsidenten den letzten Zweifel zu nehmen. Er brauchte nur noch die Handgranate abzuziehen und sie den Amerikanern in den Schoss zu werfen – aber er tat es noch nicht. Er konnte nichts unternehmen, bevor es ihm nicht gelungen war, zu verschleiern, dass sich das Zimmer 40 im Besitz des deutschen Kodes befand.

Indessen entwickelte sich die Lage für Grossbritannien immer ungünstiger. Die U-Boote machten die zu den Britischen Inseln führenden Seewege zu Schiffsfriedhöfen. Die finanziellen Möglichkeiten Grossbritanniens waren erschöpft.<sup>1</sup> Alle Sicherheiten für die Aufnahme von Anleihen waren verbraucht, und die 10 Millionen Dollar, die das Land täglich für Rüstungsgüter aus den Vereinigten Staaten ausgab, konnten nur noch mit von der Regie-

rung aufgenommenen Krediten finanziert werden. Würde die amerikanische Regierung sich bereitfinden, auf dieser Basis weitere Kredite zu gewähren? Die amerikanische Wirtschaft war stark von den Exporten nach Grossbritannien abhängig, aber die Haltung von Wilson war beunruhigend. Sie liess erkennen, dass er die Zahlungsunfähigkeit der Briten dazu ausnutzen wollte, England einen Verhandlungsfrieden aufzuzwingen. Nur wenn die Vereinigten Staaten selbst in den Krieg eintraten, liess sich diese Gefahr bannen und konnte man mit der Gewährung uneingeschränkter Kredite und dem ganzen amerikanischen Handelschiffsraum rechnen.

Nach der entmutigenden Rede Wilsons glaubte Admiral Hall, er könnte es nicht mehr verantworten, den Inhalt des Zimmermann-Telegramms vor seiner Regierung geheimzuhalten. Am 5. Februar schloss er seinen Panzerschrank auf, nahm das Telegramm heraus, ging über den Exerzierplatz der Horse Guards zum Auswärtigen Amt und übergab das schicksalsschwere Dokument dem ständigen Unterstaatssekretär Lord Hardinge. Der Text war nicht vollständig entschlüsselt und wies noch einige Lücken auf, weil es Montgomery und de Grey bisher nicht gelungen war, alle Variationen des Kodes zu entziffern. Aber aus den im Klartext vorliegenden Teilen der Depesche liess sich deutlich erkennen, dass das Zimmer 40 mit dieser Entdeckung seinen bisher wichtigsten Beitrag zum Krieg geleistet hatte.

Lord Hardinge wollte die Sache nicht recht gefallen. Er war als Zivilbeamter dazu erzogen, sich strikt an das Protokoll zu halten. Ein entschlüsselter abgefangener Funkspruch war für ihn eine nicht ganz saubere Sache, und die Vorstellung, dass sich die britische Regierung solcher Methoden bediente, um einen neutralen Staat zu beeinflussen, versties nach seiner Auffassung gegen den guten Geschmack.<sup>2</sup> Admiral Hall erklärte, dazu sei er auch nur unter bestimmten Voraussetzungen bereit.

Zunächst müsste das Entzifferungsverfahren vervollkommen werden. Er wollte jedoch Mr. Balfour über die Existenz des Telegramms unterrichten, der dann die Möglichkeit hätte, sich zu überlegen, was damit zu geschehen habe.<sup>3</sup>

Admiral Hall hielt es für notwendig, sich zunächst eine Kopie des von Bernstorff nach Mexiko geschickten Telegramms zu verschaffen. Diese Version musste gegenüber dem von Zimmermann an Bernstorff geschickten Original gewisse Unterschiede in der Datierung, der Adresse und der Unterschrift aufweisen. Wenn sie veröffentlicht wurde, dann mussten die Deutschen die Unterschiede erkennen und daraus schliessen, dass das Telegramm irgendwo auf dem amerikanischen Kontinent abgefangen worden sei. Da sie fest überzeugt waren, ihr Kode liesse sich nicht entschlüsseln, würden sie annehmen, eine schon entschlüsselte Kopie des Telegramms sei verraten oder gestohlen worden, *nachdem* es seine Bestimmung erreicht hatte. Sie würden also glauben, in den deutschen Botschaften in Washington oder Mexiko seien die Geheimhaltungsvorschriften nicht beachtet worden, oder es gäbe unter den dort Beschäftigten Verräter und Spione. Sie würden jedoch nicht auf den Gedanken kommen, dass das Zimmer 40 etwas mit der Sache zu tun hätte. Die Deutschen reagierten dann auch wirklich, wie Admiral Hall es erwartet hatte.

Als sich der Admiral überlegte, wie er sich eine Kopie des nach Mexiko geschickten Telegramms verschaffen könnte, dachte er an den dort lebenden unentbehrlichen Mr. H., den Mann, der Herrn Cronholm auf die Spur gekommen war. Schon nach drei Wochen konnte Mr. H. unter Ausnutzung ungewöhnlicher Umstände dem Admiral das Gewünschte liefern.

Ein Engländer, der in Mexiko City eine Druckerei besass, war an einem Samstagnachmittag, nachdem seine mexikanischen Arbeiter schon zum Wochenende nach Hause gegangen waren, in

die Druckerei zurückgekehrt. Auf der Werkbank sah er ein paar Druckerplatten liegen und stellte bei näherem Hinsehen zu seinem Schrecken fest, dass sie zum Drucken von Falschgeld bestimmt waren. Daneben lag ein Packen gefälschter *cartones*. Das war Notgeld, das in Umlauf gebracht wurde, als die jeweiligen neuen Regierungen die Währungen ihrer Vorgänger abgeschafft und eigene Währungen eingeführt hatten. Damals befand sich soviel Falschgeld im Umlauf, dass Präsident Carranza schliesslich die Todesstrafe für Geldfälscher einführte.

Verständlicherweise war der englische Drucker zutiefst erschrocken. Wenn es etwas gab, wobei sich die Mexikaner von niemandem übertreffen liessen, dann waren es die Verhängung von Todesurteilen und ihre Vollstreckung. Der Drucker raffte das belastende Material in aller Eile zusammen, verschloss es in seinem Safe, verliess die Werkstatt durch einen Hinterausgang und eilte zu einem Freund, um seinen Rat einzuholen. Als er gegangen war, kam der Arbeiter, der die Fälschungen gemacht hatte, in die Druckerei zurück, und als er feststellte, dass die Druckerplatten und die *cartones* verschwunden waren, geriet auch er in Panik. Er sah sich schon vor dem Erschiessungskommando stehen und beschloss, sich dadurch reinzuwaschen, dass er seinen Chef beschuldigte, der, wie er richtig vermutete, das Beweismaterial gefunden hatte. Er ging zur Polizei, der Druckereibesitzer wurde verhaftet, vor Gericht gestellt und verurteilt. Das alles geschah noch am gleichen Samstag, und das Urteil sollte am kommenden Montag vollstreckt werden.

Der Retter des Engländers erschien in der Person des Mr. H. Er war ein Bekannter des Freundes, den der Drucker vor seiner Festnahme um Rat gefragt hatte. Nachdem sich Mr. H. den Vorfall hatte schildern lassen, ging er, obwohl es Sonntag war, zum briti-

schen Gesandten, der für den unglücklichen Drucker einen Strafaufschub und, nachdem festgestellt worden war, wer das Falschgeld wirklich gedruckt hatte, seine Entlassung aus dem Gefängnis erwirkte. Der Drucker war glücklich, sein Leben gerettet zu haben, sein Freund freute sich, jetzt nicht mehr unter Verdacht zu stehen, und Mr. H. hatte einen dankbaren Verbündeten in der Zentrale des mexikanischen Telegraphenamts gewonnen. Dort nämlich arbeitete der Freund des Druckers, und er war froh, seinem Retter Kopien von jedem Telegramm zu verschaffen, das ihn interessierte.<sup>4</sup>

Sein Hauptinteresse galt natürlich einer ganz besonderen Depesche, und sie konnte gefunden werden. Am 10. Februar erhielt Admiral Hall eine Abschrift des Zimmermann-Telegramms in der von Bernstorff an Eckhardt übermittelten Version. Es enthielt genau die geringen Abweichungen im Text, mit denen man gerechnet hatte.

Indessen hatte das Zimmer 40 auch das zweite Telegramm von Zimmermann abgefangen und entschlüsselt, mit dem Eckhardt angewiesen wurde, das Bündnis abzuschliessen und Japan «auch jetzt noch» einzubeziehen. Der Verdacht, dass Japan seinen Verbündeten untreu werden könnte, hatte die Alliierten schon seit längerer Zeit gequält wie ein schmerzender Zahn. Daneben hatte Grossbritannien Grund genug, sich um Mexiko Sorgen zu machen. Ohne das Öl aus Tampico würde die britische Flotte bald gezwungen sein, ihre Schiffe stillzulegen. Den Schutz der im ausländischen Besitz befindlichen Ölquellen hatte der Indianer Pelaez übernommen, eine Art Bandenchef, der für seine Dienste eine Umsatzbeteiligung verlangte.<sup>5</sup> Doch ein entschlossener, von Deutschen geführter Überfall hätte den Widerstand seiner Wachen brechen können. Es bestand aber auch die Möglichkeit, dass Carranza unter deutschem Druck die ausländischen Konzessionen kündigte, womit er ständig drohte, und die Schürfrechte für

das Öl durch den mexikanischen Staat übernehmen liess.<sup>6</sup> Bislang war es für Mexiko lukrativer gewesen, sich die Lizenzgebühren von den ausländischen Gesellschaften bezahlen zu lassen, als die Gans abzuschlachten, die die goldenen Eier legte. Doch jetzt konnte man nicht sagen, was der unberechenbare Carranza tun würde, wenn ein Bündnis mit Deutschland ihm verlockend genug erschien.

Am 13. Februar zeigte Carranza deutlich, wie enge Beziehungen er zu Deutschland unterhielt, als er alle Neutralen aufforderte, ein Embargo auf alle Rüstungslieferungen an die kriegführenden Mächte zu verhängen. Dieses Embargo hätte sich nur auf die Alliierten ausgewirkt, denn nach Deutschland gelangten als Folge der schon bestehenden Seeblockade ohnedies keine Lieferungen aus Übersee. Zeitungskarikaturen zeigten Carranza als hölzerne Marionette, die von einem Preussen mit einer Pickelhaube manipuliert wurde, der mit gehässigem Grinsen den Mexikaner quieken liess: «Verhängt das Embargo für alle!»<sup>7</sup> Am folgenden Tag kam es auf Kuba zu einer von den Deutschen inspirierten Revolte, und eine alarmierend grosse Zahl deutscher Reservisten aus Nord- und Südamerika versammelte sich in Mexiko. Nach Agentenberichten betätigten sie sich vor allem im Gebiet von Tampico, und angeblich waren in den letzten Wochen 300 deutsche Offiziere in Mexiko eingetroffen. Als die deutsche Botschaft in Washington geschlossen wurde, gingen zwei Botschaftsangehörige nicht nach Deutschland zurück, sondern reisten nach Mexiko.<sup>8</sup> Einer von ihnen war der Japanexperte Baron von Schön, der Wilson seinerzeit mit der taktlosen Bemerkung geärgert hatte, Amerika werde eines Tages gegen Japan kämpfen müssen. Dass man ihn jetzt nach Mexiko schickte, war augenscheinlich ein Zeichen dafür, dass er dort in diesem Sinne arbeiten sollte.

Der mexikanische Gesandte in Berlin, Rafael Zubaran, war um die gleiche Zeit nach Mexiko zurückgekehrt und brachte ange-

lich den Entwurf für den Embargo-Vorschlag von Carranza mit, der, wie man allgemein glaubte, in Berlin entstanden war.<sup>9</sup> Die Tatsache, dass sich so viele Deutsche in Mexiko aufhielten und dort ihren Einfluss ausübten, deutete darauf hin, dass man mit einer drastischen Veränderung der Lage rechnen musste.

In London hatte Balfour das ihm von Hall vorgelegte Zimmermann-Telegramm mit grossem Interesse zur Kenntnis genommen. Er teilte nicht die Vorbehalte von Lord Hardinge, sondern wartete ungeduldig darauf, den Inhalt diskret an die Amerikaner weitergeben zu können, um sie zum Handeln zu bewegen.<sup>10</sup> Dabei ergab sich die Schwierigkeit, die Amerikaner von seiner Echtheit zu überzeugen, ohne die Quelle preiszugeben. Das war das Thema der fast täglich stattfindenden Beratungen des Auswärtigen Amtes mit Admiral Hall.

Von Anfang an fürchtete man vor allem – und diese Befürchtung sollte sich als berechtigt erweisen – die Amerikaner würden das Ganze als Betrugsmanöver ansehen, wenn man sie nicht im Einzelnen darüber unterrichtete, wie Grossbritannien an das Telegramm gekommen war. Ausserdem gab es auch noch die Frage nach den Absichten des so schwer zu durchschauenden Verbündeten im fernen Osten. Sollte Japan sich wirklich dem Feind anschliessen, dann würde das mit Sicherheit Russland veranlassen, den Krieg zu beenden und einen Separatfrieden zu schliessen – und gerade das wollten die Alliierten unter allen Umständen zu verhindern. An diese Möglichkeiten dachte Balfour, als er den japanischen Botschafter bat, ihn aufzusuchen.<sup>11</sup> In äusserst höflicher Form versuchte er, sich von dem Japaner über die Beziehungen zwischen seinem Land und Mexiko unterrichten zu lassen, und der Botschafter antwortete mit der gleichen ausgesuchten Höflichkeit, dass es hier keine irgendwie über das Normale hinausgehenden Beziehungen gäbe. Er sagte, Japan käme es nur dar-



auf an, das amerikanische Misstrauen abzubauen, und es verfolge in Mexiko keine politischen Ziele. Das Gespräch ging zu Ende, ohne dass Mr. Balfour das erfahren hatte, was er wissen wollte.

Drei Tage später, am 19. Februar, gelang es den Experten im Zimmer 40, nachdem sie fünf Wochen daran gearbeitet hatten, die bisher noch unklaren Passagen im Zimmermann-Telegramm zu entziffern.<sup>12</sup> Admiral Hall teilte Balfour mit, der lange erwartete Augenblick sei gekommen, und beide beschlossen, dass Hall die amerikanische Botschaft persönlich unterrichten sollte. In der Botschaft war die Stimmung zu diesem Zeitpunkt sehr gedrückt. «Ich bin jetzt bereit, meiner Überzeugung Ausdruck zu verleihen, dass wir nun doch nicht in den Krieg eintreten werden», schrieb Botschafter Page am 19. Februar in sein Tagebuch.<sup>13</sup> Der Präsident hätte kein Verständnis dafür, so fuhr er fort, dass die Alliierten einen Frieden, in dem es keinen Sieger gäbe, nicht schliessen könnten, ohne Vasallen Deutschlands zu werden. «Er befindet sich in einer Verfassung, die es ihm unmöglich macht, zu handeln. Soviel scheint mir sicher zu sein.»

Für Page war die Tatenlosigkeit nach dem von Wilson veranlassten Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Deutschland fast noch schwerer zu ertragen als die Enttäuschungen in den Jahren davor. Er hatte geglaubt, er könnte sich endlich der offiziellen Maske der Neutralität entledigen, die er so widerwillig getragen hatte, aber dieser langersehnte Augenblick, in dem er seinen englischen Freunden stolz hätte entgegentreten können, war nicht gekommen. Stattdessen hatte sich Wilson wieder vor der Entscheidung gedrückt. Page konnte den Präsidenten nicht verstehen. Er kannte ihn seit der Zeit, da sie beide etwas mehr als zwanzig Jahre alt gewesen waren. Als Redakteur der Zeitschrift *Atlantic Monthly* und später als Begründer und Herausgeber von

*World's Work* hatte er Wilson um seine Mitarbeit gebeten und seine Aufsätze veröffentlicht. Er hatte seine politischen Bestrebungen unterstützt und seinen Freunden gesagt, «merkt euch diesen Mann!» Er hatte Wilson für den führenden Politiker in einer neuen Ära des öffentlichen Lebens gehalten. Aber seit Kriegsbeginn hielt er die Neutralitätspolitik für verhängnisvoll. Wie konnte Wilson, der, wie er wusste, ebenso in der englischen Literatur zu Hause und in der angelsächsischen konstitutionellen Tradition verwurzelt war wie er selbst, nicht erkennen, dass das Überleben der Grundsätze, an die sie beide glaubten, von einem Sieg der Alliierten abhing? Und doch versuchte Wilson hartnäckig, die Alliierten zu einem «Frieden zwischen Gleichberechtigten» zu drängen.

Eine Politik vertreten zu müssen, welche die Alliierten und deren Feinde auf die gleiche Stufe stellte, war für Page eine kaum zu ertragende Belastung. Die Verpflichtung, sich über von den Briten auf gestellte schwarze Listen beschweren zu müssen, das schmerzliche und demütigende Gefühl, ein Land zu vertreten, das sich an diesem Ringen nicht beteiligen wollte, quälten ihn. Sir Edward Grey hielt ihn für den überzeugtesten Verfechter des demokratischen Gedankens,<sup>14</sup> den er kannte, und die Demokratie war für Page so sehr die zentrale Frage in diesem Krieg, dass die Neutralität für ihn schon fast Verrat bedeutete. Mit seinem Herzen war er auf der Seite der Alliierten, und dieser warmherzige, mitfühlende und liebenswerte Mann konnte die Gefühle seines Herzens vor niemandem verbergen. Das drückte sich auch in seinen lebendigen, gedankenreichen Briefen aus. Es waren überzeugende Briefe, und bevor Page darin den Auffassungen des Präsidenten widersprach, hatte Wilson sie als die besten bezeichnet, die er jemals gelesen habe.<sup>15</sup>

Aber Wilson war der Regierungschef, und Page war sein Botschafter. So hatte sich der Präsident sehr bald durch die ständige

Kritik von Page an seiner politischen Linie und noch mehr durch die Neigung seines Botschafters irritiert gefühlt, den Auffassungen Wilsons ihre Schärfe zu nehmen, wenn er sie den Engländern vortragen sollte. Wilson lehnte es jetzt ab, die Briefe von Page zu lesen, löste sich innerlich von seinem alten Freund und überliess es Oberst House, ihn mit Hilfe aller möglichen schlaun Tricks zu übergehen. Im Sommer 1916 kamen er und Wilson überein, Page für einen Urlaub in die Vereinigten Staaten zurückzuholen, «um die amerikanische Atmosphäre auf ihn wirken zu lassen».<sup>16</sup> Aber als er kam, weigerte sich Wilson, mit ihm über den Krieg zu sprechen. Erst als Page energisch darauf bestand, fand sich Wilson schliesslich zu einem ernsthaften Gespräch bereit. Zwar unterhielten sich die beiden Männer einen ganzen Vormittag, aber sie mussten erkennen, dass Welten sie trennten. Die Begegnung blieb ohne greifbare Ergebnisse und war für beide Männer eine traurige Erfahrung. Beim Abschied legte Page dem Präsidenten die Hand auf die Schulter und sah, dass sich Wilsons Augen mit Tränen gefüllt hatten. Sie haben sich nie wiedergesehen.<sup>17</sup>

Page kehrte nach London zurück und bot nach der Wiederwahl des Präsidenten im November seinen Rücktritt an. Sein Gesuch blieb einige Monate unbeantwortet, und erst als er dringend um eine Entscheidung bat, teilte man ihm mit, er sollte an seinem Posten bleiben, den Wilson jedoch hinter seinem Rücken Cleveland H. Dodge angeboten hatte, der dieses Angebot jedoch ablehnte.<sup>18</sup> Dieses drei Tage nach dem Bruch mit Deutschland am 6. Februar erfolgte Angebot zeigt, wie ernst es der Präsident meinte, wenn er sich auch weiterhin um die Neutralität der Vereinigten Staaten bemühte.

Page, der nicht wusste, dass Wilson nach einem Ersatz für ihn gesucht hatte, war es zufrieden, Botschafter in London bleiben zu können, obwohl er mit der politischen Linie, die er pflichtgemäss

vertreten musste, nicht einverstanden war. Er hoffte immer noch, dass die Umstände Wilson früher oder später zwingen würden, die Neutralität aufzugeben. So berichtete er auch weiterhin tapfer über die grossen Leistungen der Alliierten in diesem Ringen, litt aber zwischendurch immer wieder unter starken Depressionen.

Im Februar 1917, als Page nach Hause zurückkehrte, konnte man im ganzen Land zwar eine gewisse Apathie feststellen, aber viele waren ebenso ungeduldig wie er, und am leidenschaftlichsten äusserte sich der ehemalige Präsident, Theodore Roosevelt. Wie ein an den Felsen geschmiedeter Prometheus wehrte er sich gegen die Fesseln des amerikanischen Pazifismus und warf Wilson vor, weder zu «führen» noch zu «handeln».

Am 12. Februar schrieb er einen Brief an Senator Lodge, in dem es hiess: «Ich glaube nicht, dass sich Wilson am Krieg beteiligen wird, wenn Deutschland ihn nicht buchstäblich mit einem Fusstritt hineinstösst.»<sup>19</sup> Aber schon nach wenigen Tagen meinte er, selbst das werde nicht genügen. «Wenn ihm jemand einen Fusstritt versetzt, dann bürstet er sich seinen Anzug ab und macht irgendeine hochtrabende Äusserung.»<sup>20</sup> Nachdem wieder einige Tage vergangen waren, erklärte er: «Er versucht es offenbar mit seiner alten Taktik und will sich unter allen Umständen vor dem Kriegseintritt drücken.»<sup>21</sup> Roosevelt bezeichnete seinen Amtsvorgänger jetzt am liebsten als «durch und durch feige».<sup>22</sup> Nur noch so glaubte er, es erklären zu können, warum Wilson nicht gegen die Gefahren kämpfen wollte, die ein deutscher Sieg mit sich brachte.<sup>23</sup> Er glaubte, wenn Deutschland den Krieg gewönne, werde es in die Karibik vorstossen, auf Kuba landen, den Panamakanal bedrohen, wahrscheinlich ein Bündnis mit Japan schliessen und damit einen gleichzeitigen Angriff gegen die Ost- und Westküste der Vereinigten Staaten ermöglichen. Der ehemalige

Aussenminister Roosevelts, Elihu Root, glaubte, ein siegreiches Deutschland werde sich der Kolonien und Dominions von Grossbritannien einschliesslich Kanadas bemächtigen, und Amerika werde sich in diesem Fall auch an seiner Nordgrenze durch den Kaiser bedroht sehen.<sup>24</sup>

Aussenminister Lansing fühlte sich angesichts der Tatenlosigkeit des Präsidenten «deprimiert und besorgt» und war überzeugt davon, dass «wir uns nicht länger weigern können, unseren Teil beizutragen . . . um die Demokratie gegen den Absolutismus zu verteidigen».<sup>25</sup> In der letzten Februarwoche berichtete der britische Botschafter seiner Regierung, die Lage in Washington gleiche einer Sektflasche, von der die Drahthalterung abgenommen sei, bevor der Korken mit einem Knall herauspringe.<sup>26</sup>

In England bemühte sich Admiral Hall im Gespräch mit Edward Bell von der amerikanischen Botschaft darum, den Sektorkorken knallen zu lassen. Bell, dessen Aufgabe es war, die Verbindung zu den verschiedenen britischen Geheimdiensten zu halten, war mit dem Direktor des Flottennachrichtendienstes gut bekannt. Ihm hatte Hall 1915 die Archibald-Papiere gegeben, als er, weil er der trägen Bürokratie seines eigenen Auswärtigen Amtes misstraute, dafür sorgen wollte, dass sie in den Vereinigten Staaten bekannt wurden. Als Bell ins Zimmer 40 kam und man ihm dort eine Kopie des Zimmermann-Telegramms (in der für Mexiko bestimmten Version mit den Abänderungen Bernstorffs) zeigte, war er der erste von vielen Amerikanern, die zunächst glaubten, das Telegramm sei eine Fälschung, weil sie sich nicht vorstellen konnten, dass ein vernünftiger Mensch es wagen würde, einen Teil des Staatsgebiets von Amerika zu verschenken. Nachdem Hall ihn hatte überzeugen können, verwandelte sich der Unglaube von Bell in Wut. Doch nach einigem Nachdenken war er

sehr befriedigt; er erkannte, wie er Hall sagte, dass eine Veröffentlichung des Telegramms mit Sicherheit zum Krieg gegen Deutschland führen würde.

Durch die anfängliche Ungläubigkeit von Bell gewarnt, bemühte sich Hall darum, den Inhalt des Telegramms in einer Weise bekanntzugeben, die es einerseits möglichst glaubhaft erscheinen liess, andererseits aber die Beteiligung des Zimmers 40 an seiner Beschaffung verschleierte. Ohne sich auf eine bestimmte Methode geeinigt zu haben, ging er mit Bell zum Grosvenor Square, um den Botschafter zu unterrichten. Wir wissen nicht, wie Page diese Nachricht aufgenommen hat, denn er hat sich schriftlich nicht dazu geäussert. Vielleicht hat Hall ihn gebeten, aus Geheimhaltungsgründen auch in seinem Tagebuch nichts davon zu erwähnen. Wir wissen aber, dass er den ganzen Tag mit Hall, Bell und dem Ersten Botschaftssekretär Irwin Laughlin darüber beraten hat, wie man mit diesem entschlüsselten Dynamit umgehen sollte, um eine Katastrophe zu vermeiden. Die drei Männer beschlossen, zunächst sollte Mr. Balfour das Telegramm offiziell dem amerikanischen Botschafter Page übergeben, denn damit würde «die britische Regierung es unserer Regierung zustellen», wie Page sich ausdrückte. Anschliessend wollte Page den Text nach Washington kabeln – doch was sollte geschehen, wenn Wilson Beweise verlangte? Nach langem Hin und Her kam man schliesslich auf eine mögliche Lösung, die, wie man hoffte, alle Beteiligten vor unangenehmen Folgen bewahren würde. Den Amerikanern sollte erklärt werden, sie könnten das von der deutschen Regierung an Bernstorff geschickte Kabel und auch die über Western Union an Eckhardt weitergeleitete Depesche in ihren eigenen Unterlagen finden. Diese Telegramme wären natürlich noch im deutschen Kode verschlüsselt, aber die Kodegruppen konnten telegraphisch an Bell in der Londoner Botschaft übermittelt werden, wo er sie auf formal amerikanischen Boden

mit Hilfe von de Grey persönlich entschlüsseln könnte. Grey würde nur für diesen einen Fall die Erlaubnis bekommen, das Kodebuch des Zimmers 40 zu benutzen. Dieses Manöver ermöglichte es der amerikanischen Regierung, wenn sie danach gefragt werden sollte, zu sagen, das Telegramm sei von Amerikanern auf amerikanischem Gebiet entschlüsselt worden. Erschöpft, aber erleichtert beglückwünschten sich die vier Männer und gingen zu Bett. (Ein Jahr später schrieb Page in einem Brief an Wilson, er habe sich entschlossen, noch zwanzig Jahre zu leben, um bei der Freigabe der Papiere des Admirals Hall zugegen zu sein, denn «der Mann jst ein Genie – der klare Fall eines Genies», und wenn er seine Geschichte aufschriebe, dann wäre das «der kürzeste Weg zur Unsterblichkeit für ihn und für mich, der sich mir bisher geboten hat.» Diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Page erkrankte, kehrte einen Monat vor dem Waffenstillstand nach Hause zurück und starb einen Monat nach Kriegsende. «Ich habe diesen Mann geliebt», sagte Balfour, der mit vielen anderen zur Verabschiedung von Page zur Waterloo Station gekommen war. «Ich habe fast geweint, als er England verliess.»

Admiral Hall erlebte noch den Beginn des Zweiten Weltkrieges und starb 1943 im Alter von 73 Jahren.)<sup>27</sup>

Am Freitag, den 23. Februar, überreichte der britische Außenminister das Zimmermann-Telegramm offiziell dem amerikanischen Botschafter. Ein Bekannter von Balfour berichtet, der Minister sei «ungewöhnlich erregt» gewesen – was in der Tat sehr selten vorkam. Er galt ebenso wie Wilson bei vielen als unnahbar und hochmütig. Wie Wilson zeigte er eine gewisse Distanziertheit. Bei Wilson war es ein Gefühl der Überlegenheit, Balfour dagegen besass eine natürliche Ungezwungenheit und war objektiv. Als Denker waren sich beide Männer ebenbürtig, wobei Balfour sich besonders für philosophische Fragen, Wilson aber vor allem für Reformen interessierte.

Wilson war ein amerikanischer Gladstone, der seine Politik auf moralische Prinzipien gründete; Balfour war ein englischer Jefferson, für den die Politik die Lebensaufgabe eines Gentleman war. Mit dem gleichen Interesse beschäftigte er sich mit der Naturwissenschaft, der Metaphysik, der Ästhetik, mit dem Tennisspiel, dem Autosport und nahm aktiv am gesellschaftlichen Leben teil. Die Philosophen unter seinen Zeitgenossen bewunderten seine Logik und seinen kritischen Verstand. Im Sport war das Golfspiel seine besondere Stärke. Für die Damen war er «der denkbar attraktivste Mann».<sup>28</sup> Churchill bezeichnete ihn als den «vollkommensten Menschen»,<sup>29</sup> und niemand, der ihm begegnet ist, hat sich seinem Charme entziehen können. Jedermann fühlte sich durch seine Liebenswürdigkeit erwärmt, liess sich durch Gespräche mit ihm anregen, fühlte sich durch seine Ungezwungenheit innerlich befreit, wurde aber gelegentlich von seinem «seraphischen Gleichmut»<sup>30</sup> – wie ein französischer Freund es nannte – verwirrt.

Seit Kriegsbeginn hatte Balfour zuerst in der Admiralität und später als Aussenminister die engen Beziehungen zwischen England und Amerika und die entscheidende Frage, um die es in diesem Krieg ging, als ebenso wichtig angesehen wie Page und gesagt, «ich kann nicht daran zweifeln, dass Amerika nicht weniger davon betroffen ist als das britische Weltreich».<sup>31</sup> Für Grossbritannien kam es jetzt immer mehr darauf an, dass die Vereinigten Staaten dies möglichst bald auch selbst erkannten. Als Mitglied des Kriegskabinetts wusste Balfour, dass England sich den Luxus, dem die meisten Engländer den Vorzug gegeben hätten, nicht leisten konnten, den Krieg ohne die Amerikaner auszufechten. Seit dem Tage, an dem er von der Existenz des Zimmermann-Telegramms erfahren hatte, wartete er ungeduldig – soweit sein Charakter eine solche Ungeduld zulies – auf den Augenblick, an dem sein Inhalt der Öffentlichkeit bekanntgegeben werden konnte.



Seine Erwartungen im Hinblick auf die Auswirkungen des Telegramms in den Vereinigten Staaten waren hochgespannt, denn nachdem er die Leitung des Auswärtigen Amtes vor zwei Monaten übernommen hatte, war es seine erste Pflicht gewesen, die Stellungnahme Englands zu formulieren, die die gemeinsame Note der Alliierten zur Beantwortung des Friedensangebots von Wilson begleiten sollte. Darin hatte er deutlich gesagt, er sei überzeugt, Wilsons Vorschlag, mit dem Feind in Verhandlungen einzutreten, sei ein Fehler und werde zu nichts führen.

Er hatte erklärt, solange Deutschland seine aggressiven Ziele und barbarischen Methoden weiterverfolgte, und solange diese Ziele und Methoden nicht vom deutschen Volk selbst abgelehnt würden, könnte sich kein Staat mehr sicher fühlen. Kein mit einem solchen Deutschland geschlossener Friedensvertrag könnte dieses Land daran hindern, auch in Zukunft nach der Weltherrschaft zu streben. An die Adresse des Weissen Hauses gerichtet schrieb er: «Wer glaubt, diese Krankheit könnte mit internationalen Verträgen und durch internationales Recht geheilt werden . . ., hat aus der neueren Geschichte nichts gelernt.»<sup>32</sup> Dann sprach er die These Wilsons, nur ein Friede zwischen Gleichberechtigten könnte von Dauer sein, direkt an und erklärte den Amerikanern, dass «die Menschen in diesem Land nicht glauben, der Friede könnte dauerhaft sein, wenn er sich nicht auf den Erfolg der Alliierten gründete.»

Doch Wilson liess sich dadurch weder beeindruckt noch umstimmen und beachtete das Dokument nicht. Jetzt hatte Balfour mit dem Zimmermann-Telegramm ein neues Dokument in der Hand, das er nach Amerika schicken und das Präsident Wilson nicht ignorieren konnte. Balfour wäre kein Mensch gewesen, hätte er mit dieser Möglichkeit nicht neuen Auftrieb bekommen. Er hat den Augenblick, in dem er Page das Blatt Papier mit dem Klartext

des Telegramms übergab, später als «den dramatischsten in meinem ganzen Leben» bezeichnet.<sup>33</sup>

Page ging mit dem Papier zur Botschaft zurück und setzte sich, um ein Begleitschreiben zu verfassen, mit dem er Wilson erläuterte, wie das Telegramm abgefangen worden war. Weil es solche Schwierigkeiten bereitete, genug, aber doch nicht zuviel zu sagen, brauchte er die ganze Nacht dazu. In seiner Ungeduld alarmierte er das amerikanische Aussenministerium am 24. Februar um 2.00 Uhr morgens mit einem Telegramm, in dem es hiess: «In etwa drei Stunden werde ich dem Präsidenten und dem Aussenminister ein äusserst wichtiges Telegramm schicken.»<sup>34</sup>

Als der Begleittext schliesslich seinen Vorstellungen entsprach, übermittelte er ihn zusammen mit dem Text des Zimmermann-Telegramms am 24. Februar um 1.00 Uhr nachmittags nach Washington. Die Erläuterung für den Präsidenten war scharfsinnig formuliert, verschleierte den Vorgang jedoch ein wenig. Das lag entweder daran, dass Hall ihn unvollständig informiert oder darauf bestanden hatte, nicht alle Einzelheiten preiszugeben. Der Botschafter teilte Wilson mit, die britische Regierung nähme den Vorschlag von Zimmermann so ernst, dass «sie keine Zeit verloren hat, ihn mir zur Weitergabe an Sie ... angesichts der drohenden Invasion des Gebiets der Vereinigten Staaten . . . mitzuteilen».<sup>35</sup> Nachdem der Botschafter den Präsidenten ausdrücklich darauf hingewiesen hatte, dass seine Mitteilung streng vertraulich sei, erklärte er, die britische Regierung sei im Besitz des deutschen Kode, der in dem Telegramm verwendet worden wäre, und habe es sich zur Aufgabe gemacht, die von Bernstorff nach Mexiko geschickten Telegramme abzufangen. Sie seien nach London zurückgeschickt und dort entziffert worden. Das sei, wie er sagte, auch der Grund für die Verzögerung seit dem 19. Januar, dem Datum, an dem Eckhardt das Telegramm bekommen habe. Nun bäte

bäte die britische Regierung Wilson sehr dringend darum, die Quelle dieser Information unbedingt geheimzuhalten, aber sie habe, so fügte Page in bewundernswert überzeugendem Ton hinzu, «nichts gegen eine Veröffentlichung des Zimmermann-Telegramms selbst». Dann machte er Wilson einen Vorschlag und schrieb: «Wahrscheinlich können Sie eine Kopie des von Bernstorff abgeschickten Telegramms vom Telegraphenamnt in Washington bekommen.» Die britische Kopie stamme nicht aus Washington, sondern sei in Mexiko «gekauft» worden.

Von der anstrengenden Arbeit und seiner eigenen Erregung erschöpft, fühlte sich Page, als er seine Aufgabe erledigt hatte und seine Depesche nach Washington unterwegs war, eher deprimiert als befriedigt. Zwar war es ihm klar, dass bisher nur selten eine Bombe von solcher Sprengkraft geworfen worden war, er zweifelte aber immer noch daran, dass sich Wilson dadurch zum Handeln bewegen lassen würde. «Das würde in jedem anderen Fall zum Krieg zwischen den beiden Nationen führen», schrieb er am gleichen Abend in sein Tagebuch; «aber der Himmel weiss, welche Auswirkungen es in Washington haben wird.»<sup>36</sup>

## 11. Das Telegramm in Washington

Am Samstagmorgen, dem 24. Februar um 9.00 Uhr, erhielt das Aussenministerium das erste Telegramm von Page, mit dem er die Absendung einer wichtigen Botschaft nach weiteren drei Stunden ankündigte. Was konnte ihr Inhalt sein? Dachten die Briten unter Umständen doch an die Möglichkeit von Verhandlungen? Nach Ablauf der drei Stunden wartete man immer noch vergebens. Der Nachmittag verging, und nichts war geschehen. Die Spannung wuchs zusehends. Lansing war für drei Tage ins Wochenende gefahren, und sein Stellvertreter Polk spürte sie deutlich. Endlich um 8.30 Uhr abends teilten die Funker im Verschlüsselungszimmer mit, dass ein langes Telegramm von Page eingetroffen sei. Während es entschlüsselt wurde, wartete ein Unterstaatssekretär vor der Tür und lief dann mit dem Klartext die Treppe hinauf, um ihn Polk zu übergeben. Erstaunt nahm der stellvertretende Aussenminister von dem Inhalt des Dokuments Kenntnis und war empört, als er las, dass sich die Deutschen schon seit fünf Wochen mit dem Plan beschäftigten, einen Vorstoss gegen amerikanisches Gebiet zu organisieren, während sie mit Wilson über den Frieden gesprochen hatten. Damit konnte er nicht bis zur Rückkehr von Lansing und auch nicht bis zum folgenden Morgen warten. Wilson musste sofort unterrichtet werden. Polk setzte sich über die private Telefonleitung mit Wilson in Verbindung, meldete sich bei ihm an, nahm das Telegramm von Page und ging über die Strasse zum Weissen Haus.<sup>1</sup>

Über die Reaktion von Wilson, nachdem er von dem Inhalt des Zimmermann-Telegramms Kenntnis genommen hatte, wissen

wir nicht mehr als das, was Polk später darüber berichtet hat. Danach war der Präsident «sehr aufgebracht». Was er auch über Page gedacht haben mag, die Echtheit des Telegramms scheint er keinen Augenblick bezweifelt zu haben. Er war so erregt, dass er das Telegramm, ohne viel darüber nachgedacht zu haben, sofort veröffentlichen wollte. Polk schlug ihm vor, zu warten, bis er sich mit Lansing nach dessen Rückkehr beraten hätte, und schliesslich stimmte ihm der Präsident zu, denn er musste erkennen, welche Konsequenzen sich aus diesem Schritt ergeben konnten. Das Telegramm war in einem ausserordentlich delikaten Augenblick eingetroffen, denn der Präsident stand an diesem Wochenende vor einer wichtigen Entscheidung. Seit die Deutschen den uneingeschränkten U-Boot-Krieg erklärt hatten, lagen zahlreiche amerikanische Schiffe, die nicht auslaufen wollten, in den Häfen und blockierten sie. Hier stapelten sich der Weizen, die Baumwolle und alle möglichen Güter, und wenn nicht die offizielle Genehmigung dafür erteilt wurde, die Handelsschiffe zu bewaffnen und sie mit Angehörigen der Kriegsflotte zu bemannen, die den Befehl hatten, auf jedes feindliche Fahrzeug das Feuer zu eröffnen, dann war die Freiheit der Meere verwirkt, und das musste weitreichende wirtschaftliche Folgen haben. Die amerikanische Regierung und die Öffentlichkeit an der Atlantikküste diskutierten mit grosser Erregung die Frage, ob die Handelsschiffe bewaffnet werden sollten oder nicht. Ein aus 500 Menschen bestehender nationaler pazifistischer Kongress wurde im Biltmore Hotel in New York abgehalten. Die Vereinigung deutsch-amerikanischer Pastoren hatte den kommenden Sonntag zum Gebetstag erklärt, an dem dafür gebetet werden sollte, dass «alle üblen Vorhaben und Machenschaften vereitelt würden, die unsere Nation in einen Krieg stürzen können».<sup>2</sup> Schiffseigner verlangten nach Waffen. Vereine zur Förderung der Verteidigungsbereitschaft erhoben

lautstarke Forderungen. Die Gefolgschaft des ehemaligen Präsidenten Roosevelt empörte sich über die «lähmende Tatenlosigkeit des Wilsonismus».<sup>3</sup> Alle diese Gruppen waren sich einig, aber die Pazifisten waren gespalten; die meisten von ihnen waren gegen die Bewaffnung von Schiffen, einige befürworteten sie jedoch als Abschreckmittel.

Die Haltung Wilsons war sein eigenes Geheimnis. Am Freitag, einen Tag vor Eintreffen des Telegramms, kam es zu einer stürmischen Kabinettsitzung, auf welcher der Präsident einige Mitglieder, die sich gegen die deutschen Methoden wendeten, des Versuchs beschuldigte, «uns in den Krieg zu treiben».<sup>4</sup> Am gleichen Nachmittag kamen die republikanischen Senatoren zu einer Fraktionssitzung zusammen, auf der die den Krieg befürwortende Gruppe unter der Führung von Senator Lodge und die pazifistische Fraktion unter der Führung von Senator La Follette ganz unerwartet und zum erstenmal eine völlige Einigung erzielten.<sup>5</sup> Für den Kongress sollte am Mittag des 4. März eine automatische Sitzungspause eintreten, damit der Präsident für die folgenden neun Monate die Freiheit hatte, ohne das Parlament konsultieren zu müssen, seinen eigenen Vorstellungen entsprechend zu handeln. Kein Senator wusste, was der Präsident vorhatte, aber alle waren sich darin einig, dass sie ihm nicht die letzte Entscheidung überlassen dürften. Die Gruppe unter Lodge fürchtete, er werde wieder eine Möglichkeit finden, die Vereinigten Staaten aus dem Krieg herauszuhalten. Die Gruppe unter La Follette glaubte andererseits, er könnte das Land in den Krieg ziehen, und so einigten sich beide, die Debatte über die Vorlage eines Steuergesetzes weiter hinauszuziehen, um eine neue Sitzung des Parlaments zu erzwingen.

Als die Senatoren wieder in den Sitzungssaal kamen, wunderten sich die Journalisten darüber, dass Republikaner, die seit Jahren nicht mehr mit La Follette gesprochen hatten, sich jetzt mit

ihm unterhielten, von ihm gestellte Zusatzanträge billigten und verlangten, die namentliche Abstimmung auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben. Überall auf den Wandelgängen hörte man das Wort «Filibuster», und auch das Weisse Haus erfuhr am Abend von diesen Vorgängen. Zunächst war es nur eine Verzögerungstaktik, aber am folgenden Morgen wusste man in ganz Washington, dass die pazifistische Gruppe von Senatoren für den Fall, dass ein Gesetz für die Bewaffnung der Handesschiffe im Kongress eingebracht würde, eine Filibusteraktion plante, um diesen Antrag zu Fall zu bringen.

Doch nun beschloss Wilson, den Kongress um die Zustimmung zu diesem Gesetz zu bitten, und zwar nicht als einen Schritt auf den Krieg zu, sondern als eine an die Deutschen gerichtete Warnung, die sie, wie er hoffte, von einer «Überreaktion» abhalten würde. Für ihn war das der letzte Versuch, die so gefährdete Neutralität Amerikas zu bewahren. Als Regierungschef hatte er das Recht, die Bewaffnung der Schiffe anzuordnen, aber der Gebrauch der Waffen konnte so schwerwiegende Folgen haben, dass er dafür die Zustimmung des Kongresses wünschte. An einer Sondersitzung des Parlaments war ihm nichts gelegen, denn wie ein Kabinettsmitglied im privaten Gespräch meinte, wäre er lieber «ungestört alleingeblichen».<sup>6</sup> Er wusste, dass die Filibuster ihre Kräfte sammelten, doch angesichts des wachsenden Widerstandes wurde auch er unnachgiebiger und glaubte, mit dem Zimmermann-Telegramm in der Hand den Filibustern erfolgreich begegnen zu können. Es war eine Ironie des Schicksals, dass der Wunsch Wilsons, das Gesetz zur Bewaffnung der Handesschiffe als eines letzten Verhütungsmittels gegen den Krieg durch den Kongress zu bringen, ihn dazu führte, das Zimmermann-Telegramm zu veröffentlichen und damit Amerika den stärksten Anreiz für den

Kriegseintritt zu geben, den es in der Geschichte der Vereinigten Staaten vor Pearl Harbor gegeben hat.

Am Samstagabend wurde das Telegramm Wilson vorgelegt, und am Sonntag bereitete er seine Rede zur Vorlage des Gesetzes für die Bewaffnung der Handelsschiffe vor, die er am Montag persönlich im Kongress halten wollte. Polk versuchte am Sonntag, aus den Unterlagen der Western Union den Text von Bernstorffs Telegramm mit der Botschaft Zimmermanns an Eckhardt zu bekommen. Die Telegraphengesellschaft verweigerte hartnäckig die Herausgabe. Sie berief sich dabei auf ein Bundesgesetz zum Schutz des Inhalts von Telegrammen und wollte es nicht zulassen, dass ihre Diensträume durchsucht wurden.<sup>7</sup> Durch den Widerstand der Angestellten der Gesellschaft blockiert, versuchte Polk, den Präsidenten von Western Union, Newcomb Carlton, durch die Regierung unter Druck setzen zu lassen. Inzwischen war es Montag geworden, und Wilson sollte um 1.00 Uhr im Kongress sprechen. Am Morgen hatte er Oberst House eine Kopie des Zimmermann-Telegramms geschickt und es in einem Begleitschreiben als «erstaunlich» bezeichnet.<sup>8</sup> Über seine Absichten sagte Wilson nichts und bat auch House nicht um dessen Meinung (was nicht notwendig war, denn House hatte die Gewohnheit, in jedem Fall seine Meinung zu sagen; er vermerkte sie dann auch jeweils in seinem Tagebuch, um mit einem späteren Eintrag die Nachwelt davon in Kenntnis setzen zu können, dass der Präsident verfahren sei, «wie ich es vorgeschlagen habe»). Wilson liess das Telegramm am Montag liegen, und zwar wahrscheinlich nicht nur, weil er auf die Rückkehr von Lansing wartete, der erst am folgenden Tag wieder in Washington sein würde, sondern weil er feststellen wollte, wie die Stimmung im Kongress war, bevor er den Text veröffentlichte.

Es gibt keine Hinweise darauf, dass der Präsident daran gedacht hat, es nicht zu veröffentlichen. Als Polk den amerikani-



schen Botschafter in Mexiko, Fletcher, von dem Vorschlag Zimmermanns an die Mexikaner unterrichtete,<sup>9</sup> sagte Wilson sogar, die amerikanische Regierung glaube nicht, dass man das Telegramm der Öffentlichkeit vorenthalten könne. In der Erwartung, die Veröffentlichung werde «grosse Verwirrung und Erregung» auslösen, instruierte er Fletcher, den mexikanischen Präsidenten Carranza zu der Erklärung zu veranlassen; Mexiko sei «desinteressiert». In Washington glaubte man, Carranza könnte an einem Bündnis mit Deutschland interessiert sein, wollte ihm aber die Gelegenheit geben, sich durch eine Erklärung von diesem Verdacht zu befreien. Doch Carranza erfüllte diese Erwartungen nicht. Ein am gleichen Tage, dem 26. Februar, von Eckhardt an Zimmermann geschicktes Telegramm gibt einen Hinweis auf die möglichen Gründe.<sup>10</sup> Es war überschrieben: «Streng geheim». Dann hiess es weiter: «Beginn von Verhandlungen . . . (nicht zu entziffern) . . . könnten wir Munition liefern? Erbitten Sie Antwort.»

Um 1.00 Uhr trat der Präsident «gut aussehend im elegant geschnittenen Cut» ans Rednerpult, um den Kongress um die Zustimmung zur Bewaffnung amerikanischer Schiffe beim «legitimen und friedlichen Befahren der hohen See» zum Schutz dieser Schiffe und ihrer Besatzungen zu bitten.<sup>11</sup> Noch während Wilson sprach, kam die Nachricht, dass die *Laconia*, ein kleines Schiff der Cunard-Linie ohne Warnung von zwei Torpedos getroffen und versenkt worden war, wobei zwei Amerikaner getötet wurden. Die Abgeordneten erfuhren das noch während der Rede des Präsidenten. Die Angehörigen beider Parteien wurden dadurch in ihrer bisherigen Haltung bestärkt. Die Pazifisten wollten keine amerikanischen Schiffe mehr auslaufen lassen, um zu verhindern, dass sie das gleiche Schicksal ereilte, während die Parteigänger der Alliierten, die eine Bewaffnung der Schiffe befürworteten, beweisen wollten, dass sich die Vereinigten Staaten durch das rück-

sichtslose Vorgehen der Deutschen nicht das Recht nehmen lassen, die See zu befahren.

Am Dienstagvormittag kehrte Lansing nach Washington zurück, und der stellvertretende Aussenminister legte ihm das «erstaunliche Telegramm» von Zimmermann vor. Das war nun der grobe Fehler der Deutschen, auf den Lansing so lange gehofft hatte. Von Polk erfuhr er, dass es noch nicht gelungen war, eine Kopie des von Bernstorff nach Mexiko geschickten Telegramms zu beschaffen, aber die Western Union schien jetzt nachgiebiger zu werden, und man rechnete schon bald mit einem positiven Ergebnis der Verhandlungen mit der Telegraphengesellschaft. Um 11.00 Uhr ging Lansing ins Weisse Haus, um mit dem Präsidenten zu sprechen. Er nahm ein Beweisstück aus den Akten des Aussenministeriums mit, «ein ungewöhnlich langes, aus etwa 1'000 Kodegruppen bestehendes Telegramm», das Bernstorff am 17. Januar über das Kabel des Aussenministeriums abgeschickt hatte. Hier zeigte sich die Unverfrorenheit von Zimmermann, der die Zuvorkommenheit der Amerikaner dazu ausgenutzt hatte, ein gegen die Vereinigten Staaten gerichtetes Komplott zu schmieden. Ähnlich wie seinerzeit die Königin Viktoria von England war der Präsident alles andere als erfreut.

«Guter Gott! Guter Gott!» rief er aus.<sup>12</sup> Die Herausforderung durch die Deutschen erregte ihn so sehr, dass er seinen bisher gemässigten Ton aufgab. Er war sich zudem der Tatsache bewusst, dass er die amerikanische Neutralität durch die Überlassung des Kabels an die Deutschen verletzt hatte; und dass die Briten höchstwahrscheinlich davon unterrichtet waren, erhöhte die Peinlichkeit der Situation. Wenn Wilsons Gefühle wie in diesem Fall, bei der Ermordung von Madero oder der Aggressivität von Huerta verletzt worden waren, konnte er sehr böse werden.

Lansing, den Daniels als «Maus» bezeichnete und den Page, als er sich über ihn geärgert hatte, einen «Bibliotheksjuristen» nannte,<sup>13</sup> war in Wirklichkeit ein korrekter und vorsichtiger Mann, dessen nach dem Krieg herausgegebene Memoiren über seine Gefühle in dramatischen Augenblicken nur wenig aussagen. Er muss aber doch eine gewisse Befriedigung empfunden haben, als er Wilson davon unterrichtete, auf welchem Wege Zimmermann sein Telegramm befördert hatte. Jetzt war er sogar in eine Lage geraten, in der er den Präsidenten zurückhalten musste. Er riet Wilson davon ab, das Telegramm von offizieller Seite bekanntgeben zu lassen, um nicht den Eindruck zu erwecken, der Präsident wollte den Kongress durch diesen Schritt beeinflussen. Nach seiner Auffassung durfte das erst geschehen, nachdem Polk sich die Kopie von Western Union verschafft hatte, die die Echtheit des Dokuments bestätigen würde. So aufgebracht Wilson auch war, er liess sich von diesem Argument überzeugen und erklärte sich bereit, zu warten. Aber die schwere Kränkung durch die Deutschen hatte den Präsidenten doch so sehr verletzt, dass er Page bat, sich bei Balfour für die «unschätzbar wertvolle» Mitteilung zu bedanken und ihm zu sagen, dass die Vereinigten Staaten es zu schätzen wüssten, dass «die britische Regierung» ihm «einen so überzeugenden Beweis ihrer Freundschaft» gegeben hätte.<sup>14</sup> Die Neutralität Amerikas wurde immer mehr aufgeweicht.

Als Lansing in das Aussenministerium zurückging, war er so glücklich wie seit vielen Monaten nicht mehr, denn hier legte ihm Polk stolz das Telegramm Bernstorffs vor, das ihm Western Union zur Verfügung gestellt hatte. Botschafter Fletcher beantwortete nun auch die Anfrage des Aussenministeriums und teilte mit, Carranza befände sich gegenwärtig nicht in der Hauptstadt, Aussenminister Aguilar habe jedoch jede Kenntnis von dem Vorschlag bestritten.<sup>15</sup> In Wirklichkeit kannte ihn Aguilar jedoch sehr

gut, denn Eckhardt hatte in Abwesenheit von Carranza die Verhandlungen mit ihm aufgenommen.<sup>16</sup> Ausserdem hatte sich Aguilar auch schon mit den Japanern in Verbindung gesetzt. Das ging aus einem Telegramm Eckhardts an Zimmermann vom 2. März hervor, in dem es hiess, da es inopportun sei, Carranza in Querétaro zu besuchen, habe er am 20. Februar die Meinung des mexikanischen Aussenministers eingeholt. «Er hat die Angelegenheit bereitwillig in Erwägung gezogen und anschliessend ein anderthalb Stunden dauerndes Gespräch mit dem japanischen Gesandten geführt, dessen Inhalt ich nicht kenne. Dann reiste er ab, um den Präsidenten an seinem gegenwärtigen Aufenthaltsort aufzusuchen.» Von diesen Ereignissen wusste man in Washington allerdings nichts.

Am späten Dienstagabend wurde bekannt, dass La Follette zehn Senatoren dafür gewonnen hatte, das Inkrafttreten des Gesetzes zur Bewaffnung der Handelsschiffe mit Filibustermethoden zu verhindern. Wilson hatte diesen Streit herausgefordert und musste jetzt damit fertigwerden. Am Mittwochvormittag beschloss er, das Zimmermann-Telegramm zu veröffentlichen, und rief Lansing zu sich, um es ihm zu sagen. Er erklärte, er wollte auch noch mit zwei anderen Mitgliedern des Kabinetts, McAdoo und Burleson, darüber sprechen, welches die beste Methode für die Veröffentlichung wäre. Später rief er Lansing noch einmal an und sagte ihm, die beiden Minister befänden sich im Kapitol und könnten dort nicht erreicht werden. Mit anderen Worten, er zog es vor, allein zu handeln; denn man darf nicht annehmen, dass der Präsident zwei Mitglieder seines Kabinetts auf der Besuchergalerie des Senats nicht erreichen und zu sich bitten konnte.

Während der Präsident mit sich selbst zu Rate ging, telegraphierte das Aussenministerium den Text, den Western Union ihm zur Verfügung gestellt hatte, an die amerikanische Botschaft in

London mit der Bitte um Bestätigung. Aus dem Kapitol kam nun die Mitteilung, dass Senator Stone aus Mississippi, der demokratische Vorsitzende des Auswärtigen Ausschusses, der für die Behandlung des Gesetzes zur Bewaffnung von Handelsschiffen im Rahmen der Administration verantwortlich war, sich gegen dieses Gesetz ausgesprochen und es abgelehnt hatte, es durch den Kongress zu bringen.<sup>17</sup> Senator Hitchcock aus Nebraska, der Stone im Dienstalther folgte, war ein so eindeutiger Pazifist, dass man ihn sogar als pro-deutsch einstufte. Im Ausschuss hatte er gegen das Gesetz gestimmt.<sup>18</sup>

Um 4.00 Uhr nachmittags rief Wilson bei Lansing an und sagte ihm, er sollte das Telegramm für den Abdruck in den Morgenzeitungen freigeben. Dann machte er den Vorschlag, Senator Hitchcock vorher aufzufordern, von dem Inhalt Kenntnis zu nehmen. Schon nach 20 Minuten erschien Hitchcock im Aussenministerium und liess sich von Lansing das abgefangene deutsche Telegramm vorlesen. In diesem Augenblick, am 28. Februar gegen 4.30 Uhr nachmittags, begann das Zimmermann-Telegramm auf die amerikanische Öffentlichkeit in der Person des Senators aus Nebraska zu wirken. Senator Hitchcock war ebenso schockiert davon wie alle anderen Neutralisten, Pazifisten und Freunde Deutschlands, denn plötzlich musste er erkennen, dass Deutschland gegenüber Amerika feindlich eingestellt war. Er gab zu, dass es sich um ein «niederträchtiges Komplott» handelte, dessen Bekanntwerden gewaltiges Aufsehen erregen müsste. Auf die Frage, ob es echt sei, antwortete Lansing, er könnte sich dafür verbürgen. Dann bat er Hitchcock, Senator Stone vom Inhalt des Telegramms zu unterrichten. Nun erklärte sich Hitchcock bereit, die Führung der Kräfte zu übernehmen, die das Gesetz zur Bewaffnung der Handelsschiffe in Kraft treten lassen wollten, doch ebenso wie der

Präsident hoffte er noch immer, das Land damit aus dem Krieg herauszuhalten.<sup>19</sup> Nun musste das Telegramm, wie der Präsident es angeordnet hatte, an die Presse weitergegeben werden, aber es fragte sich, wer für die Freigabe verantwortlich sein sollte. Man beschloss daher die inoffizielle Freigabe über Associated Press. Um 6.00 Uhr abends wurde E.M. Hood von der A.P. in das Haus von Lansing gebeten, wo dieser ihm den ungefähren Inhalt des Telegramms mitteilte und sagte, unter welchen Umständen es dem Aussenministerium zur Kenntnis gelangt wäre. Gleichzeitig verpflichtete er Hood zur unbedingten Geheimhaltung der Quellen dieser sensationellsten Nachricht seit Kriegsbeginn.

Am Donnerstag, dem 1. März, erschien die Nachricht in grosser Aufmachung auf den Titelseiten der Morgenzeitungen. In der *New York Times* hiess es:

DEUTSCHLAND SUCHT BÜNDNIS GEGEN U.S.  
FORDERT JAPAN UND MEXIKO AUF, DEM BÜNDNIS  
BEIZUTRETEN;  
VOLLSTÄNDIGER TEXT DES VORSCHLAGS VERÖFFENTLICHT

Die *World* brachte eine ganze Symphonie von Untertiteln, die eine halbe Seite füllten:

MEXIKO UND JAPAN VON DEUTSCHLAND AUFGEFORDERT, VEREINIGTE STAATEN ANZUGREIFEN, FALLS SIE IN DEN KRIEG EINTRETEN;  
BERNSTORFF ÜBERNAHM FÜHRENDE ROLLE IN DEM KOMPLOTT

*Dem Präsidenten lag am 19. Januar eine Note vor, in der Aussenminister Zimmermann von künftigem rücksichtslosen Vorgehen spricht und Bündnis mit Mexiko vorschlägt; Texas, Arizona und New Mexiko sollen zurückerobert werden. Carranza soll deutsche Vorschläge an Japan weiterleiten – Bernstorff als Chef der beteiligten Diplomaten soll die Verschwörung geleitet haben – sollte nach Möglichkeit U.S.*

*neutral halten – dieses Komplott ist der Höhepunkt geheimer deutscher Aktivitäten, und seine Enthüllung erklärt wahrscheinlich die eigenartigen Bemühungen der mexikanischen Regierung um Embargos. Die Öffentlichkeit wird überrascht sein, wenn die Regierung alle Beweismittel für das Komplott freigibt.*

Das war, wie Lansing meinte, eine «gewaltige Sensation», von der die ganze Nation ergriffen wurde. Selbst Admiral Hall hätte sich nicht mehr wünschen können. Die Verärgerung der amerikanischen Bevölkerung wäre noch stärker gewesen, wenn sie erfahren hätte, über welche Nachrichtenverbindungen Zimmermann seine Anweisungen weitergegeben hatte, aber diese peinliche Tatsache wurde nicht bekannt. Ein Reporter kam der Sache jedoch recht nahe, denn er schrieb, das Telegramm sei auf geheimem Wege übermittelt worden, den die Regierung jetzt kenne, «aber nicht preisgeben will» – aus sehr verständlichen Gründen.<sup>20</sup>

Der von A. P. verbreitete Bericht sagte nichts darüber aus, wie sich das Aussenministerium das Telegramm beschafft hatte. Er begann schlicht: «Die A. P. ist in der Lage, zu berichten . . .» Es folgten eine Darstellung des Bündnisangebots von Zimmermann und die Feststellung, dass die Regierung sich im Besitz einer Kopie des Telegramms befand. Dann ging der Verfasser näher auf die politischen Umtriebe der Deutschen in Mexiko ein. Der Bericht irrte sich nur in einem Punkt, aber das sollte sehr unangenehme Folgen haben. Als Lansing mit dem Korrespondenten der A. P sprach, stand er vor den gleichen Schwierigkeiten wie Page und Hall vorher; er musste genug sagen, um seinen Gesprächspartner zu überzeugen, durfte aber auf keinen Fall das Geheimnis der Entzifferung des Kode preisgeben. Als Folge eines Missverständnisses oder weil er bei der Niederschrift seines Artikels zu sehr unter Zeitdruck stand, schrieb Hood, der Prädident habe das Zimmer-

mann-Telegramm seit der Zeit gekannt, zu der er die Beziehungen zu Deutschland abbrach, das heisst seit dem 4. Februar. In Wirklichkeit hatte Wilson erst am 24. Februar davon erfahren.

Als sich die Kongressabgeordneten am Donnerstagvormittag auf dem Kapitol versammelten, hatte jeder von ihnen schon die sensationellen Zeitungsberichte über das deutsche Komplott gelesen. Die New Yorker Zeitung *Sun* schrieb, der Kongress sei «heute zutiefst aufgewühlt». In patriotischer Stimmung wurde das Gesetz zur Bewaffnung der Handelsschiffe mit 403 gegen 13 Stimmen verabschiedet. Im Senat war es anders. Da die Debatte über das Gesetz durch ein Manöver vertagt worden war, stürzten sich die Senatoren in einen Redestreit über die Echtheit des Zimmermann-Telegramms. Einer von ihnen, der mit Scharfblick bei der Lektüre der Morgenzeitung erkannt hatte, dass der Präsident und die Entscheidung über den Kriegseintritt der Vereinigten Staaten jetzt in seiner Hand waren, übernahm die Führung. Das war Senator Henry Cabot Lodge aus Massachusetts, der Freund und Verbündete von Theodore Roosevelt, Sprecher der Kriegspartei und der Freunde der Alliierten, der Wilson verachtete und sich während der vergangenen zwei Jahre immer wieder scharf gegen die Politik des Präsidenten gewendet hatte.

In einem Gespräch mit Roosevelt sagte Lodge: «Als ich das sah, wusste ich, es würde das Land mehr erregen als irgendetwas anderes.»<sup>21</sup> Wenn der Präsident veranlasst werden könnte, die Echtheit des Telegramms zu bestätigen, dann wäre er mit einem Schlag «gebunden». Dann hätte er der Nation den Anlass gegeben, Deutschland zu zürnen, und müsste entsprechend handeln. Grimmig erklärte Lodge, der Präsident habe ihm das Instrument an die Hand gegeben, mit dem er «die Lage fast uneingeschränkt beherrschen» könnte.

Sofort nach seinem Eintreffen im Senat stellte Lodge den An-



trag, der Präsident sollte eine Erklärung zum Zimmermann-Telegramm abgeben. Dann setzte er sich wieder und beobachtete, wie sich die Dinge seinen Wünschen gemäss entwickelten. Alle pazifistischen Senatoren äusserten ihr tiefes Misstrauen im Hinblick auf den Ursprung des Telegramms, und je erregter die Debatte um diese Frage wurde, desto stärker geriet Wilson unter Druck, sich öffentlich für seine Echtheit zu verbürgen. Senator Stone wollte wissen, wie Wilson an das Telegramm gekommen war, wer es ihm beschafft hatte, und wann das geschehen wäre. Dabei konzentrierte er sich auf die Falschmeldung im A. P.-Bericht und unterstellte Wilson die finstersten Motive dafür, dass er die Bekanntgabe vier Wochen verzögert habe und es erst in diesem Augenblick veröffentlichte. Er deutete sogar an, eine interessierte kriegführende Regierung stünde hinter der ganzen Sache, und stellte einen Zusatzantrag, nach dem der Präsident verpflichtet werden sollte, diese Tatsache einzugestehen, falls es so gewesen wäre.

«Kam diese Information aus London? Ist sie uns von der dortigen Regierung gegeben worden? . . . Das ist alles, was ich im Augenblick wissen will», sagte er. Aus Ton und Haltung des Senators liess sich klar erkennen, dass die ganze Zimmermann-Affäre – wenn das so war – als ein britischer Trick angesehen werden müsste.

Bei anderen Senatoren stand die Bedrohung durch die Deutschen mehr im Vordergrund. Senator Thomas aus Colorado war so wütend, dass er kaum die richtigen Worte finden konnte, verhaspelte sich und erklärte: «Die Öffentlichkeit ist durch diese Nachricht aufgebracht wie ein Donnerschlag, und wir alle teilen diese Erregung.» Senator Williams aus Mississippi sagte, es sei gleichgültig, wie man an den Text des Telegramms gekommen wäre. Hier ginge es nur darum, ob das Telegramm existiere und echt sei. Dann sprang der irische Senator O’Gorman aus New York auf und wiederholte den Vorwurf, das perfide Albion sei

schuld an der ganzen Sache. Sein demokratischer Parteifreund, Senator Tillman aus Arkansas pflichtete ihm bei und erklärte, das Telegramm sei eine Lüge. Senator Smith aus Michigan behauptete, es wäre «eine Fälschung und ein fauler Zauber, geboren im Gehirn eines Schurken und einer gekauften Kreatur.» In gleicher Weise ereiferten sich noch zahlreiche andere angesehene ältere Politiker, die sehr bald bereuen sollten, sich so exponiert zu haben.<sup>22</sup>

Die erregte Debatte war noch in vollem Gang, als die weltklugen Herren von der Presse, entschlossen, sich nicht täuschen zu lassen, den Minister Lansing im Aussenministerium mit ihren Fragen zu bedrängten. Er sagte ihnen mit aller Bestimmtheit, er sei überzeugt von der Echtheit des Telegramms, und deutete an, ihr Verlangen, weitere Einzelheiten zu erfahren, könnte das Leben des verantwortlichen Agenten gefährden. Damit vermittelte er ihnen den Eindruck, ein wagemutiger Spion hätte sich das Telegramm in Mexiko, Washington oder vielleicht sogar in Deutschland verschafft. Befriedigt gingen die Reporter nun ans Werk und verfassten eine Woche lang die abenteuerlichsten Berichte für ihre Zeitungen, bis jedes Blatt seine besondere Geschichte über die Herkunft des Telegramms verbreitete und die Leser interessiert die spannenden Erlebnisse der Reporter verfolgten, die auf der Suche nach neuem Material in alle Richtungen auseinanderstoben.

Doch schon am ersten Tag nach der Veröffentlichung wurden gewisse Zweifel laut. Als Lansing nach dem Besuch der Journalisten von dem Antrag Lodges hörte, erkannte er, dass sich eine weitere öffentliche Erklärung nicht vermeiden liess. Er schickte eine in aller Eile von Polk mit Bleistift geschriebene Mitteilung an Page nach London, in der es hiess, angesichts der Versuche, das Telegramm zu diskreditieren, sei es dringend notwendig, dass Page oder ein anderer Angehöriger der Botschaft den Text des Te-

legramms der Western Union entschlüsselte, um «uns den Rücken zu stärken und es zu ermöglichen, dass wir erklären, wir hätten die Zimmermann-Note durch unsere eigenen Leute bekommen.»<sup>23</sup> Dann machte er sich an den Entwurf eines vom Präsidenten zu unterzeichnenden Berichts, um damit den Antrag von Lodge zu beantworten.

Inzwischen war es Nachmittag geworden, und im Senat kursierten die schlimmsten Verdächtigungen. Unglücklicherweise war der etwas zwielichtige Senator Fall aus New Mexiko, der Ölmagnat, der später durch die Teapot-Dome-Affäre bekannt werden sollte, der leidenschaftlichste Verteidiger des Präsidenten. In einer schwungvollen Rede sagte er, seit dem Verfahren zur Amnestie von Andrew Johnson habe es solche gegen einen Präsidenten gerichteten Verleumdungen nicht mehr gegeben. In Wirklichkeit war Fall ein erbitterter Gegner Wilsons – wegen dessen Mexiko-Politik –, aber da es seine Aufgabe als Senator war, eine gegen Mexiko gerichtete Intervention der Vereinigten Staaten herbeizuführen, kam ihm das Zimmermann-Telegramm als Mittel zum Zweck durchaus gelegen. Senator Oscar Underwood aus Alabama ergriff nach ihm das Wort und verteidigte Zimmermann mit der Behauptung, er habe dem deutschen Geschäftsträger in Mexiko nur Anweisungen für den Fall gegeben, dass die Vereinigten Staaten Deutschland den Krieg erklärten. Das sei ein durchaus vertretbares Vorgehen und bedeute noch keine «unfreundlichen Absichten» (!) gegenüber Amerika.

Dieses Argument wurde sowohl von den Pazifisten in Amerika als auch von Zimmermann und anderen Persönlichkeiten in Deutschland in den Vordergrund gestellt. Es wäre sofort widerlegt worden, hätte man das zweite Telegramm Zimmermanns veröffentlicht, mit dem dieser Eckhardt am 5. Februar angewiesen hatte, nicht auf den Kriegseintritt der Vereinigten Staaten zu war-

ten, sondern das Bündnis «schon jetzt» zu schliessen. Damit war bewiesen, dass Zimmermann sein Angebot nicht vom Kriegseintritt Amerikas abhängig gemacht hatte, sondern das Bündnis schon abschliessen wollte, solange die Vereinigten Staaten neutral blieben. Aber dieses letzte Telegramm ist aus auch heute noch unerfindlichen Gründen während des ganzen Krieges nicht veröffentlicht worden. Vielleicht hat Hall sich seine Erwähnung verbessern, weil es direkt an Eckhardt geschickt worden war und die Veröffentlichung den Deutschen einen deutlichen Hinweis darauf gegeben hätte, an welcher Stelle der Gegner Zugang zur geheimen Korrespondenz des deutschen Auswärtigen Amtes hatte. Die amerikanische Regierung hat auf die Verwendung dieses Telegramms – wenn sie es überhaupt kannte – vielleicht verzichtet, weil sie Carranza die Möglichkeit geben wollte, jede Absicht, sich gegen die Vereinigten Staaten mit Deutschland zu verbünden, zu dementieren. Wenn das so gewesen ist, dann hat es nichts genützt. Carranza hat die Erwartungen der amerikanischen Regierung nicht erfüllt. Welches auch die Gründe für die Nichtveröffentlichung des zweiten Zimmermann-Telegramms gewesen sind, seine Existenz wurde erst bekannt, als der Untersuchungsausschuss der deutschen Republik es 1920 bekanntgab.

Um 6.00 Uhr abends stimmte der Kongress der Lodge-Resolution einstimmig zu, nachdem sie dahingehend modifiziert worden war, dass der Präsident aufgefordert wurde, den Kongress so umfassend zu informieren, wie es die Sicherheit des Landes zulies. Ursprünglich sollte Wilson nur seine Meinung über die Echtheit des Telegramms sagen. Dass der Wortlaut der Resolution verändert worden war, machte Lodge nichts aus, denn ihm kam es vor allem darauf an, dass der Präsident vor aller Öffentlichkeit mit dem Telegramm in Verbindung gebracht wurde. Da der Senat

nach drei Tagen in die Ferien gehen sollte, dauerten die Sitzungen bis spät in die Nacht, und noch bevor es Morgen wurde, traf die Antwort des Präsidenten ein.

Niemand kann sagen, ob Wilson die möglichen Konsequenzen nicht gesehen hat, die sich aus der Lodge-Resolution ergaben, oder ob er über die Hinterhältigkeit Zimmermanns und die Opposition gegen das Gesetz zur Bewaffnung der Handelsschiffe so erbost gewesen ist, dass es ihm gleichgültig war. Eine andere Frage ist es, ob sich Lansing dieser Folgen bewusst gewesen ist. Wir können es annehmen. Endlich hatten die Deutschen den Fehler gemacht, auf den er so lange gewartet hatte, und ihm lag mit Sicherheit nichts daran, dass der Präsident oder die Vereinigten Staaten die Folgen nicht zu spüren bekamen. Er wartete nicht auf die Bestätigung der Echtheit des Telegramms durch Page und hat sicher den Präsidenten zur Eile getrieben. In seinen Memoiren berichtet er, er habe das Ministerium verlassen müssen, bevor die Entscheidung über den Antrag von Lodge gefallen war. Ein Botschaftsangestellter sollte sie ihm in die italienische Botschaft bringen, wo er an diesem Abend an einem Essen teilnahm. Er beschreibt, wie er vom Tisch auf stehen musste, um das Papier zu unterzeichnen, und wie er die Wache im Weissen Haus angerufen habe, die den Botschaftsangestellten durchlassen sollte, damit Wilson das Dokument rechtzeitig bekam. Diesmal brauchte Wilson keine Zeit, um in der Einsamkeit über die Entscheidung nachzudenken. Er las den Bericht durch, aus dem hervorging, die amerikanische Regierung habe die Beweise für die Echtheit des Telegramms in der Hand. Es sei in dieser Woche von der Regierung der Vereinigten Staaten beschafft worden. Weitere Informationen darüber würden jedoch nicht veröffentlicht werden. Der Präsident unterzeichnete den Bericht und schickte ihn an den Senat, wo er um 8.00 Uhr abends eintraf. Die von Lodge auf gestellte Falle war zugeschnappt.

Triumphierend konnte Lodge dem ehemaligen Präsidenten Roosevelt berichten: «Wir haben die Verbindung zwischen Wilson und der deutschen Note hergestellt. Ich glaube, das ist eine grossartige Sache. Man darf annehmen, dass die Note das ganze Land veranlassen wird, unseren Kriegseintritt zu verlangen . . . Wir haben Wilson in eine Lage gebracht, in der er das nicht mehr bestreiten kann.»<sup>24</sup>

Wilson's erbittertster Gegner Lodge hat mit dem folgenden Satz nur allzu deutlich ausgesprochen, in einem wie furchtbaren Dilemma sich der Präsident befand: «Er hat nicht die Absicht, in den Krieg einzutreten, aber ich glaube, die Ereignisse zwingen ihn zum Handeln.»

Am folgenden Tag, Freitag, den 2. März, fand eine Kabinettsitzung statt. Das bis dahin noch nicht zu dieser Angelegenheit konsultierte Kabinett beriet jetzt besorgt darüber, was unternommen werden sollte, wenn Zimmermann erklärte, das Telegramm nicht abgeschickt zu haben.

Die Deutschen reagierten auf die Veröffentlichung des Telegramms schockiert und ungläubig und hatten bis zu diesem Augenblick mit keinem Wort Stellung dazu genommen, während sie hinter den Kulissen verzweifelt darum bemüht waren, die undichte Stelle zu finden.

Die Erklärung Wilsons hatte in Amerika viele beunruhigte Gemüter befriedigt, aber durchaus nicht alle. Die Senatoren Stone und O'Gorman und weitere elf zum Widerstand entschlossene Männer, die sich unter der Führung von La Follette und Norris aus Nebraska entschlossen hatten, das Gesetz zur Bewaffnung der Handelsschiffe mit Filibustermethoden zu Fall zu bringen, das innerhalb der nächsten 45 Stunden verabschiedet werden musste, liessen sich nicht beeindruckt. Sie wollten ihren Willen durchsetzen und sollten Wilson zu seinem berühmtesten Ausspruch

veranlassen. Andere einflussreiche Persönlichkeiten liessen sich ebenso wenig in ihrer Haltung erschüttern. Hearst wies seine Redakteure *nach* der Bestätigung der Echtheit des Telegramms durch den Präsidenten an, es so zu behandeln, als sei es «höchstwahrscheinlich eine Fälschung und ein Täuschungsmanöver».<sup>25</sup> Der Herausgeber von *The Fatherland*, George Sylvester Viereck, ein entschiedener Freund Deutschlands und deutscher Geheimagent, bezeichnete es ohne zu zögern als eine «von britischen Agenten hergestellte plumpe Fälschung» und als «ein offensichtlich gefälschtes, lächerliches Dokument».<sup>26</sup>

Es waren aber nicht nur die Freunde Deutschlands und die Pazifisten, die nicht daran glauben wollten. Am 2. März unterhielten sich die vornehmen Herren des Round Table Dining Club, Angehörige der intellektuellen Elite von New York, zwischen Austern und Portwein im Knickerbocker Club über die Zimmermann-Sensation.<sup>27</sup> Zu den Anwesenden gehörten Elihu Root, der ehemalige amerikanische Botschafter in Grossbritannien, Joseph H. Choate, der ehemalige Justizminister Wickersham, Nicholas Murray Butler' und eine Reihe von anderen Honoratioren wie Bischöfe, Bankiers, Verleger und Anwälte. Die Mitglieder durften bei dieser Gelegenheit Gäste mitbringen, aber nur solche, die auch die anderen Mitglieder «gern begrüßen würden». An diesem Abend gehörte Captain Guy Gaunt zu den Gästen. Es war offenbar keine Versammlung von Freunden Deutschlands oder Neutralisten. Aber Gaunt berichtete Admiral Hall: «Sie alle stürzten sich auf mich.» Choate, einer der überzeugtesten Anglophilien in Amerika, «sagte ganz offen, die Zimmermann-Note sei eine Fälschung, und die ganze Versammlung stimmte ihm zu.» Als der Round Table Club Beweise für die Echtheit verlangte, machte Captain Gaunt ein ernstes Gesicht und fragte, ob es wirklich notwendig sei, Einzelheiten preiszugeben, «wenn man damit Menschenleben gefährdet». Als

er direkt gefragt wurde, ob er etwas darüber wisse, zeigte er sich überrascht darüber, dass «sie mich ins Kreuzverhör nahmen, anstatt dem Wort ihres Präsidenten zu vertrauen». Mit dieser Bemerkung brachte Gaunt sie endlich zum Schweigen.

Wenn eine Gruppe wie der Round Table Dining Club an der Echtheit des Telegramms zweifelte, dann war es kein Wunder, dass das Kabinett sich Sorgen um das Problem machte, mit dem dieses Telegramm von Anfang an belastet gewesen war – auf welche Weise man es verifizieren sollte.<sup>28</sup> Page hatte Lansing ein Telegramm geschickt und ihm mitgeteilt, die amerikanische Botschaft sei dabei, den Text, den Western Union zur Verfügung gestellt hatte, zu entschlüsseln, und das Ergebnis werde bald zur Verfügung stehen. Edward Bell bemühte sich mit Unterstützung von de Grey und mit Hilfe des Kodebuchs aus dem Zimmer 40 pausenlos um die Entschlüsselung, und gegen Ende des gleichen Tages konnte er den Klartext vorlegen, der mit dem Original übereinstimmte.<sup>29</sup> Aber auch damit waren noch nicht alle Schwierigkeiten behoben, denn zwar würden sich jetzt alle etwa noch bestehenden Zweifel in der Regierung ausräumen lassen, man konnte dieses Verfahren aber nicht öffentlich bekanntgeben, ohne die Beteiligung des Zimmers 40 zu erwähnen. Eine unverlangte und unerwartete Bestätigung kam von dem unermüdlichen Agenten Cobb in El Paso, der telegraphierte, General Villa habe kürzlich Parral mit 3'000 Mann verlassen und erklärt, er werde «den Deutschen helfen, die Vereinigten Staaten zu schlagen, und Texas, Arizona und Californien für Mexiko zurückerobern.»<sup>30</sup> Die Übereinstimmung dieser Aussage mit dem Wortlaut des Zimmermann-Telegramms war nicht zu übersehen und liess vermuten, dass die Deutschen Villa einen ähnlichen Vorschlag gemacht hatten, oder dass er irgendwie von dem deutschen Bündnisangebot Wind bekommen hatte.



Aber das beantwortete noch nicht die im Kabinett diskutierte Frage, wie man im Falle eines deutschen Dementis verfahren sollte, mit dem man jede Minute rechnete. Die Mexikaner, Japaner und Eckhardt hatten die Existenz des Telegramms bereits bestritten. Aussenminister Aguilar log ganz unverfroren: «Bis zum heutigen Tage (den 2. März) hat die mexikanische Regierung von der kaiserlich deutschen Regierung kein Bündnisangebot erhalten.»<sup>31</sup> Der japanische Geschäftsträger, der kürzlich anderthalb Stunden mit Aguilar darüber gesprochen hatte, behauptete, von der Angelegenheit nichts zu wissen. Das Dementi von Eckhardt war nicht ganz so entschieden; vielleicht weil er voller Unruhe darüber nachdachte, wo die undichte Stelle lag. Zeitungsreportern sagte er: «Wenn Sie etwas sagen müssen, dann können Sie sagen, der deutsche Gesandte weiss von alledem nichts.» Wahrscheinlich hielt er es für richtiger, die Sache auf Bernstorff abzuwälzen. Deshalb fügte er hinzu: «Wenn Sie etwas erfahren wollen, müssen Sie nach Washington gehen.»<sup>32</sup>

Wenn Zimmermann nach all diesen Dementis die Vereinigten Staaten auffordern sollte, die Echtheit des Telegramms zu beweisen, dann wäre die amerikanische Regierung, die sich gegenüber Grossbritannien zur Geheimhaltung verpflichtet hatte, dazu nicht in der Lage gewesen. Das Kabinett konnte nur mit aller Entschiedenheit darauf hinweisen, dass es die Beweise in der Hand hätte, musste es aber dabei bewenden lassen.

Doch am folgenden Morgen gab Zimmermann «zur grossen Überraschung und Erleichterung» aller Beteiligten, wie Lansing sich ausdrückte, zu, dass das Telegramm von ihm abgeschickt worden war. Niemand konnte sich erklären, weshalb er das tat. Lansing schrieb, das sei der zweite schwere Fehler, den die Deutschen begingen, und fühlte sich sichtlich erleichtert. Er fand, es zeigte, dass Zimmermann doch nicht so scharfsinnig und realistisch war, wie es zunächst den Anschein gehabt hatte; denn mit

dem Eingeständnis der Wahrheit beantwortete er nicht nur alle in Amerika zu diesem Thema gestellten Fragen, sondern beraubte sich auch jeder Möglichkeit, festzustellen, auf welchem Wege die Amerikaner an den Text des Telegramms gekommen waren.

Niemand kann sagen, was Zimmermann, der trotz der gegenteiligen Ansicht von Lansing ein scharfsinniger und realistischer Mann war, veranlasst hat, sich diesen historischen Schnitzer zu leisten. Es ist unwahrscheinlich, dass er zu überrascht gewesen ist, um noch klar denken zu können, denn die Deutschen hatten zwei Tage Zeit gehabt, sich eine Antwort zurechtzulegen, und Deutsche geben im Allgemeinen keine unüberlegten politischen Erklärungen ab. Wahrscheinlich glaubte er, da sich die Amerikaner irgendwie den Text des Telegramms verschafft hatten, könnten sie wahrscheinlich auch dokumentarisch nachweisen, wer der Absender war; durch ein Dementi hätte er sich wahrscheinlich nur lächerlich gemacht. Das war zwar logisch, aber wie es mit der Logik oft geht, falsch.

Auf einer Pressekonferenz, die Zimmermann gab, bevor die entscheidenden Worte gesprochen wurden, versuchte William Bayard Hale, der sich als Korrespondent der Hearst-Zeitungen in Berlin aufhielt, ihn von dem Eingeständnis abzuhalten. Hale war damals schon seit zwei Jahren ein bezahlter deutscher Agent und bekam von der deutschen Regierung als Propagandaberater an der deutschen Botschaft in Amerika \$ 15'000 im Jahr. Das wusste damals noch niemand, und es hat noch recht lange gedauert, bis es bekannt wurde.<sup>33</sup>

«Natürlich werden Eure Exzellenz diesen Bericht dementieren», sagte Hale und versuchte verzweifelt, Zimmermann zu veranlassen, das gefährliche Sprengstoff paket gegen die Vereinigten Staaten zurückzuschleudern.<sup>34</sup> Aber der Aussenminister liess sich nicht von seiner Absicht abbringen. «Ich kann es nicht bestreiten», sagte er. «Es ist wahr.»<sup>35</sup>

## 12. Gezwungen, es zu glauben . . .

Nach dem Eingeständnis Zimmermanns verflieg die Gleichgültigkeit, mit der drei Viertel aller Amerikaner den Krieg bis zu diesem Augenblick hingenommen hatten. Die ganze Nation war aufgeschreckt; «Sie meinen uns!» Seit Kriegsausbruch hatte nichts den Amerikanern deutlicher eine feindliche Absicht gegenüber ihrem Land bewiesen, und nichts hatte die öffentliche Meinung in Amerika so stark erregt.<sup>1</sup> Durch die Versenkung der *Lusitania* war die Nation 1915 erschüttert worden, aber das war ein humanitärer Schock gewesen und kein persönlicher. Jetzt hatte sich die Lage vollkommen geändert. Nun zeigte Deutschland die Absicht, die Vereinigten Staaten anzugreifen und hatte sich mit Amerikas Nachbarn verschworen, amerikanisches Gebiet zu erobern. Aber noch schlimmer war die Tatsache, dass die Deutschen versucht hatten, einen fernöstlichen Gegner zu veranlassen, den Vereinigten Staaten in den Rücken zu fallen. Das war eine direkte Bedrohung des Kernlandes von Amerika, und die meisten Amerikaner hätten es sich nicht träumen lassen, dass eine solche Bedrohung jemals von Deutschland ausgehen könnte. Der Schrecken breitete sich bis zur Mitte des Kontinents in die Staaten Omaha und Nebraska aus, in ein Gebiet, das 1'600 Kilometer von den Küsten und ebenso weit von Mexiko entfernt war. Die in Omaha erscheinende Zeitung *World Herald* schrieb nüchtern: «Es geht jetzt nicht mehr nur um die Gegnerschaft zwischen Deutschland und Grossbritannien, sondern auch um eine Konfrontation zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten.»<sup>2</sup>

Wilson hatte gesagt, das amerikanische Volk werde nicht glau-

ben, dass Deutschland die Vereinigten Staaten als Feind betrachtete, «bevor wir nicht gezwungen werden, es zu glauben». Solange die Amerikaner den U-Boot-Krieg nicht als einen Beweis dafür ansahen, stimmten sie dieser Erklärung des Präsidenten zu. Die Torpedierung von Handelsschiffen und die blutigen Verluste, die auch unter amerikanischen Nichtkombattanten dabei eintraten, überzeugten die Amerikaner zwar von der Gefährlichkeit Deutschlands, nicht aber davon, dass die Deutschen ihnen feindlich gesonnen seien. Wenngleich man sich in Washington intensiv mit den Fragen der Neutralität und der Freiheit der Meere beschäftigte, liessen sich die meisten Amerikaner, die noch nie eine Meeresküste gesehen hatten, nicht durch die Doktrin eines Völkerrechtlers in eine Kriegshysterie treiben und kamen nicht in Kampf Stimmung, weil es Menschen gab, die im Kriege auf Schiffen, die den kriegführenden Parteien gehörten, den Ozean befuhren. Ausserdem hatte man sich in den Vereinigten Staaten an Übergriffe auf hoher See und an Krisen gewöhnt, die durch die Versenkung von Schiffen verursacht wurden. Die *Lusitania*, die *Sussex* und die *Arabic* waren nacheinander torpediert worden, und das hatte Wilson zu Protestnoten veranlasst, es hatte zum Rücktritt von Bryan geführt und zu einem endlosen Briefwechsel in einer unverständlichen diplomatischen Sprache. Es war sogar zu durchaus verständlichen Drohungen und Ultimaten gekommen, aber auch gelegentlich zur Empörung über Grossbritannien, dessen Schiffe Kriegskonterbande beförderten und das schwarze Listen auf gestellt hatte. Das war alles sehr verwirrend und ging die Mehrheit der Bevölkerung augenscheinlich nichts an.

Aber das preussische Invasionskomplott, wie die Zeitungen den Inhalt des Zimmermann-Telegramms interpretierten, war eine so direkte Bedrohung wie ein Messer im Rücken und ging jeden Amerikaner unmittelbar etwas an. Das hatte jeder sofort be-

griffen. Wenn Deutschland einen Angriff gegen das Gebiet der Vereinigten Staaten vorbereitete, dann durfte es keine Neutralität mehr geben. Die isolationistische Presse im Mittleren Westen stellte sich über Nacht auf diese neue Lage ein und erkannte dieses Argument an. Die *Chicago Daily Tribune* forderte ihre Leser auf, den Tatsachen ins Auge zu sehen und zu erkennen, «dass Deutschland uns als Feinde betrachtet». Jetzt könnte man von den Vereinigten Staaten nicht mehr erwarten, dass sie länger auf die «aktive Teilnahme am gegenwärtigen Konflikt» verzichteten. Die in Cleveland erscheinende Zeitung *Plain Dealer* sagte, in einer Weigerung, jetzt zu kämpfen, läge «weder Tugend noch Würde». Der *North Western* aus Oshkosh meinte, die deutsche Note habe Pazifisten, Kritiker und Nörgler über Nacht zu Patrioten gemacht. Die *Detroit Times* sagte: «Es sieht aus, als werde unser Land in den Krieg eintreten.» Alle diese Zeitungen hatten sich entschieden für die Neutralität der Vereinigten Staaten ausgesprochen, bis Zimmermann seinen Pfeil in die Luft schoss und die Neutralität zu Boden stürzte wie eine tote Ente.

Mit seinem Eingeständnis zerstoben alle Zweifel an der Echtheit des Telegramms, an die sich die Pazifisten und Freunde Deutschlands noch geklammert hatten, als die Veröffentlichung des Telegramms ihnen den ersten Schlag versetzte. George Sylvester Viereck sagte, das sei das Ende der Deutschfreundlichkeit in den Vereinigten Staaten.<sup>3</sup> Keine Aussage der amerikanischen Regierung hätte die Zweifler überzeugen können, aber als Zimmermann erklärte, «es ist wahr», brachte er das ganze Gerede von der angeblichen Fälschung und dem britischen Trick zum Schweigen. Die Deutschamerikaner, auf die er so grosse Hoffnungen gesetzt hatte, stellten sich nun, wenn auch mit etwas enttäuschten Gesichtern, auf die amerikanische Seite. In Minneapolis, wo ihr Anteil an

der Bevölkerung besonders gross war, musste die Zeitung *Journal* zugeben, dass es den Deutschamerikanern nicht mehr möglich sei, die Loyalität gegenüber ihrem Geburtsland mit derjenigen gegenüber ihrer neuen Heimat zu vereinen, und die *Tribune* schrieb, der Versuch Deutschlands, Japan gegen Amerika in den Krieg zu ziehen, sei «gleichbedeutend mit einer Kriegshandlung». In Milwaukee, wo viele deutsche Brauereien zu Hause waren, fürchtete das *Journal*, das Vorgehen Zimmermanns werde die Gefühle der zahlreichen Freunde Deutschlands im Mittleren Westen in das Gegenteil verkehren, und diese Beurteilung der Lage erwies sich als zutreffend. Andere Zeitungen wie die in Chicago erscheinende *Staatszeitung*,<sup>4</sup> die *Detroitter Abendpost*, die in Cincinnati herauskommenden Zeitungen *Volksblatt* und *Freie Presse* und die Zeitung *Amerika* in St. Louis, die zum Teil vorher behauptet hatten, das Telegramm sei eine Fälschung, schwiegen jetzt verschämt oder beeilten sich, ihre Loyalität gegenüber den Vereinigten Staaten zu versichern. Doch die Reaktion im Mittleren Westen war sehr gemässigt im Vergleich mit der wütenden Empörung an der Pazifikküste und dem Aufschrei, der sich aus Texas vernehmen liess. Das in San Antonio erscheinende Blatt *Light erklärte* mit «gelassener Ruhe die einfache Wahrheit», kein Texaner werde am Leben bleiben, wenn eine deutsch-mexikanisch-japanische Armee Texas überrannte, es sei denn, er befände sich jenseits der Grenzen seines Staates, um von dort aus seine Heimat im Gegenangriff zu befreien. Die *El Paso Times* ereiferte sich über den preussischen Militarismus, der sich «im Schlamm der Intrige wälzte», und in Sacramento, Kalifornien, wettete die *Bee* über Deutschlands» verräterische Feindschaft und hinterhältige, schmutzige Intriganz».

Die Zeitungsredakteure im ganzen Lande von Vermont über Florida bis nach Oregon brachten mit ihren Leitartikeln die Tatsa-

che zum Ausdruck, dass Zimmermann mit seinem Angebot die Gefühle der amerikanischen Nation geklärt hatte. Der *Republican* in Springfield, Massachusetts, erklärte, nichts anderes als diese Drohung mit einem militärischen Vorgehen gegen amerikanisches Gebiet hätte das amerikanische Volk so solidarisieren können, und die Los Angeles *Tribune* sagte, damit seien alle Differenzen beigelegt worden. Das waren allerdings Übertreibungen, denn der Inhalt von Leitartikeln gibt niemals die Vielfalt privater Meinungen wieder. Der Pazifismus war noch nicht tot, aber das Empfinden überwog, dass die Vereinigten Staaten, ob sie wollten oder nicht, in den Konflikt hineingezogen waren und jetzt würden kämpfen müssen.

In dem von jeher anglophilen Osten neigte die Presse dazu, die Zimmermann-Note als ein Geschenk anzusehen, das es dem Rest des Landes bewusst machen würde, welche Bedrohung Deutschland darstellte, und die Zeitungen im Osten bemühten sich nach Kräften, dieses Bewusstsein wachzuhalten. Der *Express* aus Buffalo malte Schreckensbilder von «mexikanischen Horden unter deutschen Offizieren, die nach Texas, New Mexiko und Arizona vorstiessen». Die New Yorker Zeitung *American* liess ihrer Phantasie freien Lauf und schloss in das Bündnis zwischen Deutschland, Mexiko und Japan auch Russland ein. Sie schilderte, wie dieser unheilige Viererbund mit unwiderstehlicher Gewalt Amerika in Stücke riss. Dabei werde Mexiko den amerikanischen Südwesten zurückerobern, der dann in die Barbarei zurückfallen müsste. Japan werde die Staaten an der Westküste an sich reißen und sie «orientalisieren». Deutschland und Russland würden Generationen von Amerikanern durch gewaltige Reparationsforderungen versklaven. Dann hiess es: «Bürger, seid wachsam! Die Stunden sind kurz, und die Tage sind gezählt . . .»<sup>5</sup>

Mitte März, als das Zimmermann-Telegramm zwei Wochen

Zeit gehabt hatte zu wirken, erkannte das amerikanische Volk allmählich, dass es sich mit dem Kriegseintritt abfinden musste. Die Presse war dem Präsidenten schon voraus. Einzelne Pazifisten erhoben zwar noch ihre Stimme, aber die Mehrheit der Bevölkerung war geistig (wenn auch nicht militärisch) auf den Krieg vorbereitet. Niemand verlangte nach dem Krieg, sondern die Menschen warteten einfach darauf – und sie warteten auf Wilson. In vorderster Reihe rief Theodore Roosevelt die Regierung zum Handeln auf. In einer öffentlichen Versammlung sagte er, wenn das deutsche Komplott, mit Hilfe von Mexiko und Japan dieses Land zu «zerschlagen», keine Kriegshandlung sei, dann wären auch Lexington und Bunker Hill (ein recht eigenartiger Vergleich) keine Schlachten gewesen. An Lodge schrieb er, wenn Wilson jetzt nicht den Krieg erklärte, «werde ich ihm bei lebendigem Leibe die Haut abziehen».<sup>6</sup>

Das Bekanntwerden seiner Pläne hinderte Zimmermann nicht daran, sich auch weiterhin darum zu bemühen, dass Mexiko gegen die Vereinigten Staaten in den Krieg eintrat. Da den Deutschen so viel daran lag, Amerika jenseits des Atlantik beschäftigt zu halten, setzten sie alles daran, es in Lateinamerika zu einer Explosion kommen zu lassen. Es gab beunruhigende Berichte über deutsche Aktivitäten in Guatemala an der Südgrenze von Mexiko und in Salvador, unmittelbar unterhalb von Guatemala.<sup>7</sup> Es wurde gemeldet, dass Eckhardt und der deutsche Gesandte in Guatemala, Herr Lehmann, die Unterstützung Carranzas für den Plan gewonnen hatten, eine ganze Kette von Revolutionen in den kleinen mittelamerikanischen Republiken zu entfachen. Mit den Vereinigten Staaten befreundete Regierungen sollten gestürzt werden, um einen mittelamerikanischen Staatenbund unter einem pro-deutschen Präsidenten zu schaffen, dessen Gebiet von Mexiko bis nach Panama reichte.

In Mexiko selbst bemühte sich die deutsche Propaganda dar-



um, anti-amerikanische Zwischenfälle im Stil der Übergriffe von Villa zu provozieren, um eine amerikanische Intervention herauszufordern, die zu dem schon lange gewünschten Krieg mit Mexiko führen sollte. Das Organ der deutschen Gesandtschaft, *El Democrata*, veröffentlichte eine Artikelserie über in der Vergangenheit, in der Zukunft und in der Phantasie der Verfasser begangene amerikanische Aggressionen gegen Mexiko. In Monterey, einem Eisenbahnknotenpunkt, an dem sich nach Tampico, Mexiko City und an die pazifische Küste führende Bahnstrecken trafen, strömten plötzlich zahlreiche Deutsche aus dem Süden von Mexiko zusammen. Deutsche Agenten suchten an der mexikanischen Westküste nach Möglichkeiten, U-Boot- und Luftbasen einzurichten. Der Stab des Generals Pershing meldete, dass sich in Cordoba bei Veracruz eine deutsche Junta etabliert habe. Der Agent Cobb telegraphierte: «Meine Männer sind einem grösseren gemeinsamen Unternehmen des Generals Villa mit den Deutschen auf der Spur.» Nach einem Bericht des Konsuls Canada unterhielten mexikanische Beamte in Veracruz enge Beziehungen zu Deutschen – «sie treffen sich allnächtlich zu geheimen Sitzungen».<sup>8</sup>

Der amerikanische Versuch, Carranza unter Druck zu setzen, damit er sich von den Deutschen distanzierte, blieb ebenso erfolglos wie die Bemühungen Wilsons, General Huerta zu einer Ehrenbezeugung vor der amerikanischen Flagge zu veranlassen. Selbst als Botschafter Fletcher den mexikanischen Präsidenten persönlich in Guadajajara aufsuchte, zeigte Carranza nicht das geringste Entgegenkommen.<sup>9</sup> Er erklärte nur, Deutschland habe ihm kein Angebot gemacht, und vermied es, die Frage zu beantworten, was er tun werde, wenn das geschähe. Wie der Botschafter berichtete, kehrte Carranza immer wieder zu seinem Vorschlag zurück, ein Embargo zu verhängen.

Das war alles andere als befriedigend, aber auch Zimmermann hatte keine grösseren Erfolge. Er versuchte verzweifelt, festzustellen, wie sein Telegramm verraten worden war, und bemühte sich gleichzeitig um die Zustimmung Carranzas zu einem Bündnis mit Deutschland. Er bombardierte Eckhardt mit Telegrammen, die eigenartiger Weise alle im gleichen Kode abgefasst waren wie das vom Zimmer 40 entschlüsselte.<sup>10</sup> Admiral Hall hatte die Deutschen richtig eingeschätzt. Ihr Hochmut erlaubte es ihnen nicht einmal, an die Möglichkeit zu denken, dass ein von Deutschen entworfener Kode von dem weniger intelligenten Gegner entschlüsselt werden könnte. Wie Hall angenommen hatte, waren sie überzeugt, der Klartext müsste durch irgendeine Unvorsichtigkeit in die Hände des Feindes gelangt sein, und dafür seien entweder Bernstorff oder Eckhardt verantwortlich. Der Umstand, dass Bernstorff für die Heimreise auf dem Schiff zwölf Tage brauchte und das Telegramm während dieser Zeit veröffentlicht wurde, gab Eckhardt die Gelegenheit, den Verdacht von sich abzuwälzen. Noch bevor irgendjemand ihm einen Vorwurf machen konnte, schickte er Zimmermann am 1. März ein Telegramm, um seine Schuldlosigkeit zu beweisen: «Verrat oder Indiskretion hier ausser Frage; deshalb ist es offenbar in den USA geschehen, oder die Chiffre 13040 ist preisgegeben worden.» Eckhardt erkannte sofort, dass das zweite Telegramm von Zimmermann mit der Anweisung, «auch jetzt noch» zu handeln, entscheidend war, und deshalb beeilte er sich, zu versichern, dass es nicht veröffentlicht worden sei. Er fügte hinzu: «Ich habe hier alles dementiert.»

Die Antwort von Zimmermann begann mit den Worten: «Bitte verbrennen Sie kompromittierende Anweisungen.» Das war der ganz unnötige und vergebliche Versuch, die Angelegenheit zu verschleiern. Ebenso unnötig war die Mitteilung, dass er sich zu dem ersten Telegramm bekannt hatte. Er fügte hinzu: «In diesem

Zusammenhang betone ich, dass die Anweisungen nur nach der Kriegserklärung durch Amerika zu befolgen waren. Depesche Nr. 11 (das zweite Telegramm) wird natürlich auch hier streng geheimgehalten». Es kommt nur selten vor, dass Arroganz die Mutter der Naivität ist, aber nur das arrogante Vertrauen der Deutschen zur Überlegenheit ihres Kode kann den naiven Glauben erklären, dass Nr. 11 geheim bleiben könnte, nachdem der Gegner Nr. 1 entschlüsselt hatte.

Die Entschlüsselungsexperten im Zimmer 40 haben an ihrer Arbeit noch nie ein so grosses Vergnügen gehabt wie zu der Zeit, als sie die zunehmend besorgter klingende Korrespondenz zwischen Berlin und Eckhardt lasen. Das deutsche Auswärtige Amt benutzte sogar den gleichen Kode, als es anfragte, wie dieser Kode verraten worden sei. Am 21. März telegraphierte es an Eckhardt: «Streng geheim. Persönlich entschlüsseln. Bitte kabeln Sie in der gleichen Chiffre, wer die Telegramme Nr. 1 und 11 entziffert hat, wie die Originale und die Klartexte aufbewahrt worden sind und besonders, ob beide Depeschen am gleichen Ort gelegen haben.» Eckhardt, der erkannte, dass man nach einem Sündenbock suchte, antwortete, beide Depeschen seien von seinem Sekretär, Magnus, dechiffriert worden, und die anderen Angehörigen der Gesandtschaft hätten nichts davon gewusst. Die Originale wären «von Magnus verbrannt worden, der die Asche verstreut hat.» Bis dahin seien sie «in einem absolut sicheren Panzerschrank aufbewahrt worden, den man für diesen Zweck beschafft und im Schlafzimmer von Magnus aufgestellt hat».

Aber selbst der Panzerschrank und die in alle Winde zerstreute Asche befriedigten Berlin nicht. Man teilte Eckhardt mit: «Einiges deutet darauf hin, dass in Mexiko Verrat begangen wurde. Die grösste Vorsicht ist geboten.» Er bekam noch einmal den Befehl, «alles kompromittierende Material zu verbrennen».

Verärgert erklärte Eckhardt, es sei unmöglich, mit grösserer Sorgfalt vorzugehen als dies in seiner Dienststelle üblich sei. Alle Telegramme würden ihm «nachts im Flüsterton» von Magnus vorgelesen. Im Zimmer 40 erregte dieser Satz die grösste Heiterkeit.<sup>11</sup> Sein Dienstpersonal verliesse nachts das Haus und verstünde kein Deutsch. Niemand ausser ihm und Magnus kannten die Kombination des Panzerschranks. Dann machte er einige Andeutungen über Bernstorff. Kinkel, ein Angehöriger der Botschaft in Washington, der nach der Abreise von Bernstorff zu Eckhardt gekommen war, hatte ihm gesagt, in der Botschaft Bernstorffs «kannten alle Mitarbeiter auch den Inhalt der geheimsten Telegramme», von denen stets zwei Kopien angefertigt wurden. Daraus ergab sich die Möglichkeit, dass solche Texte noch auf dem Kohlepapier zu lesen waren, das in den Papierkörben landete. Schliesslich verlangte Eckhardt, offiziell rehabilitiert zu werden, und sagte, er und Magnus bestünden auf einer «gerichtlichen Untersuchung».

Dieser Ton wollte Berlin nicht gefallen, denn niemand konnte sagen, was bei einer solchen Untersuchung herauskommen würde. So mässigte man sich auch dort und beschwichtigte Eckhardt: «Es ist kaum vorstellbar, dass in Mexiko ein Verrat begangen worden ist. Weder Sie noch Magnus trifft irgendeine Schuld.»

Doch nun wendete sich der Verdacht gegen Bernstorff, und die Lage komplizierte sich durch die Affäre mit dem geheimnisvollen schwedischen Koffer.<sup>12</sup> Die Amerikaner hielten ihn bereits für den Schurken in diesem ganzen Spiel. Sie wussten kaum etwas von Zimmermann, und Eckhardt war ihnen ein völlig Unbekannter. Aber der elegante Graf war für sie eine vertraute Erscheinung, und man wusste schon, dass er etwas mit den von Papen, Boy-Ed und Rintelen manipulierten Sabotageakten zu tun hatte. Nach den Vorstellungen der Öffentlichkeit war Bernstorff der Drahtzieher in diesem Komplott. Die Zeitungen hatten ihn in ihren Schlag-

zeilen als den «Chefagenten» und das Telegramm als den Höhepunkt der Intrigen seiner Botschaft «in dieser Hemisphäre» bezeichnet. In der Zeit zwischen dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen und der Veröffentlichung des Telegramms gab es zahlreiche Berichte über die sorgfältigen Vorbereitungen für seine Abreise mit allen Mitarbeitern, Konsuln, Ehefrauen und dem üblichen Gefolge. Dabei schilderten die Zeitungen detailliert die Verhandlungen mit Grossbritannien, das dem Botschafter sicheres Geleit gewähren sollte, seinen Abschiedsempfang im roten Salon der Botschaft, seine letzten an die Presse gerichteten Worte, seine Abreise von der Union Station in Washington «im eleganten Pelzmantel», seine Einschiffung auf dem dänischen Passagierschiff *Frederik VIII.* in New York mit der aus 200 Personen bestehenden Begleitung und die in letzter Minute eingetretene zweitägige Verzögerung des Auslaufens.

Die Briten hatten sich nur unter der Bedingung einverstanden erklärt, den Deutschen sicheres Geleit zu gewähren, dass das Schiff Halifax anlief, um dort von den britischen Behörden durchsucht zu werden. Beim Anlaufen von Halifax am 16. Februar stürzte sich ein Schwarm kanadischer Zollfahnder auf die *Frederik VIII.* und durchsuchte mit übertriebener Gründlichkeit das Gepäck, die Kabinen, die Kleidung aller Passagiere und führte schliesslich auch eine Leibesvisitation durch. Nachdem eine Woche vergangen war, in der kein Deutscher an Land gehen durfte, mehrten sich die Spekulationen und Proteste. Die Briten erklärten, die auffallende Vorliebe der deutschen Passagiere für grosse Mengen von baumwollenen Schlafanzügen und Ersatz-Gummisohlen habe es angesichts des Ausfuhrverbots von Baumwolle und Gummi notwendig gemacht, besonders sorgfältig vorzugehen. Nach einem Hinweis, dass auf den Schallplatten, die die Deutschen in grösseren Mengen

im Gepäck hatten, verschlüsselte Botschaften aufgezeichnet sein könnten, verzögerte sich die Untersuchung noch mehr. Im Ganzen wurde die *Frederik VIII.* zwölf Tage in Halifax festgehalten.

Der wirkliche Grund für dieses Manöver war, dass Admiral Hall, der alle Telegramme gelesen hatte, mit denen sich Bernstorff leidenschaftlich darum bemüht hatte, seiner Regierung jede Provokation der Vereinigten Staaten, die zum Krieg führen könnte, auszureden, jetzt nicht das Risiko eingehen wollte, dass der Botschafter auch in Berlin seine Überredungskünste zur Wirkung brachte. Nach Hause zurückgekehrt hätte er die deutsche Führung im persönlichen Gespräch vielleicht doch noch dazu bringen können, auf die Friedensvermittlungsversuche Wilsons einzugehen. Hall wollte, dass sich das Zimmermann-Telegramm vorher auswirkte. Er hatte aus diesem Grund veranlasst, die Ankunft Bernstorffs in der Heimat so lange zu verzögern.<sup>13</sup> Erst als das Telegramm nach Washington geschickt worden war und dort drei Tage seine Wirkung ausgeübt hatte, durfte die *Frederik VIII.* am 27. Februar aus Halifax auslaufen.

Während die Welle der Empörung über ganz Amerika hinwegging, befand sich Bernstorff auf hoher See. Bei seiner Ankunft in Kristiania, wohin das Schiff durch einen Sturm verschlagen wurde, zeigte er sich von der Sensation überrascht und erklärte mit der gewohnten Unbekümmertheit, die er jedesmal zeigte, wenn deutsche Intrigen und Sabotageakte in Amerika aufgedeckt wurden, «das ist mir ganz neu.» Der deutsche Gesandte in Norwegen, der ihn an Bord des Schiffes begrüßte, setzte ihn in aller Eile ins Bild, und daher konnte er drei Tage später in Berlin Zimmermann bei dessen Rechtfertigungsversuch unter die Arme greifen. Der Aussenminister behauptete, das Angebot sei in absolut korrekter Weise vorbereitet, aber der mexikanischen Regierung niemals vorgelegt worden. Bernstorff sprach noch am gleichen

Tag mit Bethmann-Hollweg und Zimmermann und arbeitete dann angeblich an einem Bericht darüber, wie die amerikanische Regierung nach seiner Auffassung an das Telegramm gekommen war.

Die ganze deutsche Presse schloss sich gehorsam der von offizieller Seite verkündeten Version der Geschichte an und meldete, Mexiko hätte niemals etwas von dem Bündnisangebot erfahren, wenn sich die Vereinigten Staaten das Telegramm nicht durch «Verrat» verschafft und es veröffentlicht hätten. Das sei eine für Wilson bezeichnende Heuchelei mit der Absicht, den Kongress zu beeinflussen. So handelte es sich also um ein amerikanisches und nicht um ein deutsches «Komplotz». Zweifellos hat Zimmermann möglichst wenigen Menschen etwas von der Existenz des zweiten Telegramms mit der Anweisung an Eckhardt, «schon jetzt» das Bündnisangebot zu unterbreiten, gesagt – wenn überhaupt jemand etwas davon erfahren hat. Ob Bernstorff zu den Eingeweihten gehörte oder nicht, er stellte sich hinter die offizielle Version und bestritt, dass die deutsche Regierung je versucht habe, lateinamerikanische Länder «in einem den Vereinigten Staaten feindlichen Sinne zu beeinflussen». Alles, was über deutsche Intrigen auf Haiti, Kuba und in Columbien gesagt würde, seien «Märchen» – Mexiko erwähnte er allerdings nicht.

Zu den vielen Freunden, die Bernstorff auf dem Bahnhof erwarteten, gehörten auch einige Damen, die, wie die Reporter berichteten, bei seiner Ankunft vor Freude kreischten. Der Kreis seiner Bewunderer war zu Hause offenbar ebenso gross wie in Amerika. Aber die deutsche Presse empfing den zurückgekehrten Botschafter recht kühl, und dafür war die Geschichte mit dem schwedischen Koffer verantwortlich. Sie kam aus London, wo sich das Auswärtige Amt angeblich für einen Koffer voll schwedischer diplomatischer Papiere interessierte, der auf der *Frederik VIII.* beschlagnahmt worden war.

Der schwedische Gesandte in Washington hatte ihn Bernstorff mitgegeben. Es hiess, der Koffer habe die zwischen den schwedischen Dokumenten versteckten und versiegelten geheimsten Papiere des deutschen Botschafters enthalten. Aufgrund dieser angeblichen Neutralitätsverletzung hatten die britischen Behörden ihn von Bord genommen und untersucht. Die Briten behaupteten nun, bevor sie den Koffer übernommen hätten, wären die Siegel schon erbrochen worden, und zwar irgendwo zwischen New York und Halifax, das heisst in der Zeit vom 9. bis zum 16. Februar. Diese Daten stimmten genau, und die Presse nahm sofort den Köder. Das war die Antwort auf die damals aktuellste Frage – wie die Amerikaner an den Text des Telegramms gekommen waren. Irgendein gerissener amerikanischer Agent musste im Hafen von New York an den Koffer gekommen sein, um das Original aus den Papieren Bernstorffs herauszufischen. Das entsprach genau der Vorstellung, dass auf der *Frederik VIII.* eine Atmosphäre der Spionage und Intrige geherrscht habe.

Es gab auch wirklich einen schwedischen Koffer, und die Briten, die nicht vergessen hatten, wie hilfsbereit die Schweden mit dem sogenannten schwedischen Karussell bei der Übermittlung deutscher Telegramme gewesen waren, hatten ihn beschlagnahmt. Aber die Geschichte mit den erbrochenen Siegeln hatte Admiral Hall in Umlauf gebracht, um die Öffentlichkeit glauben zu machen, das Telegramm sei in Amerika entdeckt worden.

Das Opfer war Bernstorff. Nachdem Eckhardt seinen Verdacht mit den Andeutungen über das verräterische Kohlepapier geweckt hatte, wurde der Kaiser ebenso wie viele andere durch den Koffer in seinem Misstrauen bestärkt. Bernstorff suchte um eine sofortige Audienz nach, aber der Kaiser weigerte sich, ihn zu empfangen. Obwohl er als deutscher Botschafter in den Vereinigten Staaten auf achtjährige Erfahrungen in diesem Lande zurückblicken konnte,



und zwar zu einer Zeit, da man jeden Augenblick mit einer Kriegserklärung Amerikas rechnen musste, liess der Kaiser sieben Wochen verstreichen, bevor er sich bereitfand, mit Bernstorff zu sprechen.<sup>14</sup> Gegen Ende des Krieges, als Reichskanzler von Bethmann-Hollweg zurücktrat und Bernstorff als sein Nachfolger im Gespräch war, soll die persönliche Aversion des Kaisers dazu beigetragen haben, dass seine Ernennung abgelehnt wurde.

Für Zimmermann, der sich noch nicht ganz von jedem Verdacht hatte befreien können, war es sehr günstig, dass man in der Person Bernstorffs einen Sündenbock gefunden hatte. Der Ausenminister hatte auf einer Geheimsitzung des Untersuchungsausschusses des Reichstags am 5. März aussagen müssen.<sup>15</sup> Nach einer sechsstündigen Debatte und trotz gewisser Vorbehalte der Sozialisten hatte der Ausschuss pflichtgemäss und einstimmig seinem Bündnisangebot an Mexiko und Japan zugestimmt, es jedoch bedauert, dass dieses Angebot bekanntgeworden war. Auch die Presse stellte sich hinter ihn und schalt die Öffentlichkeit, die ihn kritisierte.<sup>16</sup> Hatte man sich denn nicht schon immer darüber beschwert, dass es den deutschen Diplomaten nicht gelungen sei, Freunde und Verbündete zu gewinnen? Nun hatte sich Zimmermann energisch um neue Bundesgenossen bemüht und sollte dafür nicht verurteilt werden. Das vorzeitige Bekanntwerden dieser Bemühungen sei zwar bedauerlich, aber nicht von ihm verschuldet, sondern ein übler amerikanischer Trick.

Doch trotzdem befand sich Zimmermann in keiner sehr glücklichen Lage. Die öffentliche Debatte im Reichstag, die am 29. März stattfinden sollte, stand ihm noch bevor. Er selbst hatte die Eckhardt gegebene Anweisung, alles kompromittierende Material zu verbrennen, nicht befolgt, und das inkriminierende zweite Telegramm lag noch in seinen Akten und wurde dort nach dem Krieg

gefunden. Er glaubte aber immer noch, der Verrat des ersten Telegramms sei ein zufälliges Missgeschick gewesen, und das zweite wäre dem Gegner nicht bekanntgeworden. So belog er den Reichstag und erklärte, Carranza hätte bis heute nichts von dem Bündnisangebot erfahren, wenn die Vereinigten Staaten den Inhalt des Telegramms nicht veröffentlicht hätten. Wie die Amerikaner an den Klartext der Depesche gekommen seien, «die in einem Sonderkode nach Amerika gegangen ist, wissen wir nicht». Das war ein Missgeschick, aber sich nach neuen Bundesgenossen umzusehen, war eine Selbstverständlichkeit, und die Amerikaner hätten «kein Recht, sich so über unser Vorgehen aufzuregen». Sein Angebot sei ausserdem durchaus nicht ungewöhnlich gewesen, denn es gründete sich auf die geschichtlichen Gegensätze zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko und den bekannten Antagonismus zwischen den Vereinigten Staaten und Japan. Zimmermann erklärte in überzeugendem Ton: «Ich behaupte, dass dieser Antagonismus stärker ist als der trotz des Krieges in Deutschland und Japan bestehende» (und wer dürfte sagen, dass dies falsch sei? Als Begründer einer Achse Berlin-Tokio war Zimmermann nur seiner Zeit voraus). Und wer, so fragte er, könnte die Japaner leichter dazu bewegen, die Seiten zu wechseln, als die Mexikaner, die freundschaftliche Beziehungen zu Japan unterhielten und einer «ähnlichen Rasse» angehörten? Der Reichstag sprach ihm sein Vertrauen aus.<sup>17</sup>

Doch Zimmermann wusste, ein Erfolg wäre seine beste Verteidigung. Deshalb setzte er alles daran, Mexiko als aktiven Verbündeten zu gewinnen. Am 13. April telegraphierte er an Eckhardt: «Bitte um Mitteilung der für die Ausführung unserer Politik notwendigen Summen. Unsererseits werden alle Vorbereitungen getroffen, grössere Beträge zu überweisen. Wenn möglich, nennen Sie den für Waffenkäufe benötigten Betrag etc.»

Aber Carranza liess sich auch durch die Aussicht auf solche «Beträge» nicht verlocken. Die um diese Affäre entstandene Aufregung schreckte ihn ab. Am 14. April musste Eckhardt dem enttäuschten Zimmermann telegraphieren, dass sich der Präsident von Mexiko entschlossen hatte, neutral zu bleiben. «Er sagt, das Bündnis sei an der zu frühen Veröffentlichung gescheitert, könnte sich aber zu einem späteren Zeitpunkt als notwendig erweisen.» Weiter hiess es, Carranza habe zugesagt, falls Mexiko trotz des Wunsches, neutral zu bleiben, in den Krieg hineingezogen würde, «können wir noch einmal über die Angelegenheit sprechen».

Als Zimmermann den Plan fasste, Amerika auf diese Weise aus dem europäischen Konflikt herauszuhalten, hatte er von einem Triumph geträumt, wenn es ihm gelänge, ein Bündnis mit Mexiko zustandezubringen. Mit der Weigerung Carranzas zerschlugen sich seine Hoffnungen. Der Weg zum Ruhm war ihm versperrt, und vier Monate später verlor er seinen Posten als Aussenminister und trat gemeinsam mit dem Reichskanzler zurück. Er starb 1940 im Alter von 81 Jahren.

Während Zimmermann immer noch versuchte, Mexiko in den Krieg zu ziehen, spitzte sich die Lage in den Vereinigten Staaten zu, die immer weiter an den Rand des Krieges gedrängt wurden. Am 4. März ging der Kongress in die Ferien, ohne das Gesetz zur Bewaffnung der Handesschiffe verabschiedet zu haben, was durch die Filibuster-Methoden im Senat verhindert worden war. Wilson war empört darüber, dass die amerikanische Regierung von «einer kleinen Gruppe eigensinniger Männer, die nur ihre persönliche Auffassung vertraten, in verächtlicher Weise zur Hilflosigkeit verdammt worden war.» Die Weigerung des Senats, über das neue Haushaltsgesetz abzustimmen, machte es notwendig, für den 16. April eine Sondersitzung einzuberufen, damit das Land, wie Lodge sagte, nicht neun Monate «mit Wilson alleinge-

lassen» würde.<sup>18</sup> Bis zur nächsten Sitzungsperiode hatte der Präsident die Regierungsgewalt allein in der Hand. Am 9. März verfügte er, ausgestattet mit den verfassungsmässigen Rechten des Regierungschefs, die Bewaffnung der Handelsschiffe. Er unternahm jedoch nichts, als Botschafter Page ein dringendes Ersuchen an ihn richtete und ihm mitteilte, dass Grossbritannien, falls die Vereinigten Staaten ihm kein Staatsdarlehen zur Verfügung stellen, kein einziges Geschütz und keine anderen Waren mehr von Amerika kaufen könnte.<sup>19</sup>

Am 18. März wurden drei amerikanische Schiffe ohne Warnung von U-Booten versenkt. Am 19. März kam es zu dem entscheidendsten Ereignis des Krieges vor dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten. Das war die erste Revolution in Russland, die den Zaren stürzte und die parlamentarische Regierung unter Kerenskij an die Macht brachte. Mit dem Sturz des Zaren waren die schwarzen Schafe aus der demokratischen Herde ausgemerzt worden, und der Krieg konnte jetzt als Kampf zur Rettung der Demokratie bezeichnet werden. Am 20. März berief der Präsident eine Kabinettsitzung ein, auf der sich die Minister einstimmig für den Kriegseintritt der Vereinigten Staaten aussprachen, unter ihnen auch der Pazifist Daniels, der dabei fast in Tränen ausbrach.<sup>20</sup> Wie üblich verliess Wilson die Versammlung, ohne seine Meinung gesagt zu haben. In der folgenden Nacht muss er seinen Entschluss gefasst haben. Am nächsten Tage, dem 21. März, berief er den Kongress zu einer Sondersitzung am 2. April, zwei Wochen vor dem vorgesehenen Ende der Parlamentsferien, ein, auf der sich der Präsident zu «schwerwiegenden Problemen der nationalen Politik» äussern wollte.

Am Abend zuvor gab er eine öffentliche Erklärung ab, die eine entscheidende Wende in der amerikanischen Geschichte einleitete. In ganz anderem Sinne äusserte er sich gegenüber seinem Freund Frank Cobb, dem liberalen Herausgeber der New Yorker

Zeitung *World*, den er um einen Besuch im Weissen Haus bat.<sup>21</sup> Seine Worte klingen wie die letzte Willenserklärung eines Sterbenden und erinnern an das von Sir Walter Raleigh vor seiner Hinrichtung verfasste Gedicht. Wilson sagte, er habe zwar alles versucht, um den Krieg zu vermeiden, sähe aber jetzt keine Alternative mehr. Wenn das amerikanische Volk einmal in den Krieg eingetreten wäre, dann würden Freiheit, Toleranz und Vernunft vergessen sein. Darüber hinaus würde eine Kriegserklärung bedeuten, «dass Deutschland geschlagen wird, und zwar so entscheidend geschlagen, dass es zu einem Diktatfrieden, zu einem Frieden der Sieger kommen muss . . . Am Ende des Krieges wird es keine aussenstehende Macht mehr geben, die stark genug ist, die Friedensbedingungen abzumildern. Es wird keine Friedensgrundsätze mehr geben, mit denen man arbeiten kann.» Aber auch jetzt noch rief er verzweifelt aus: «Wenn es eine Alternative gibt, dann lasst sie uns um Gottes willen ergreifen!»

Aber es gab keine Alternative mehr. Am folgenden Abend um 8.30 Uhr fuhr er durch den Regen zum Kapitäl, um vor beiden Häusern des Parlaments seine Erklärung abzugeben. Er sagte den Abgeordneten: «Ich bin mir zutiefst bewusst, eine wie ernste, ja tragische Entscheidung ich treffe. Ich stelle fest, dass die in jüngster Zeit von der deutschen kaiserlichen Regierung verfolgte Politik nicht weniger ist als ein Krieg gegen die Regierung und das Volk der Vereinigten Staaten» und «ich akzeptiere offiziell den Kriegszustand.» Er sagte, die Erhaltung der Neutralität sei nicht mehr möglich oder wünschenswert angesichts der Bedrohung, die «in der Existenz autokratischer Regierungen liegt, die von organisierten Kräften gestützt und nur von ihrem eigenen Willen und nicht dem Willen des Volkes beherrscht werden.» Er erklärte, die deutschen U-Boote verstießen gegen das Völkerrecht, und

sprach von anderen Beweisen für die Absicht der deutschen Regierung, die Sicherheit der Vereinigten Staaten zu unterhöhlen. Dabei erwähnte er besonders das Zimmermann-Telegramm. «Dafür, dass (die deutsche Regierung) vor unserer Haustür Feinde gegen uns zu mobilisieren sucht, ist die abgefangene Note an den deutschen Gesandten in Mexiko ein Beweis. Wir nehmen diese Herausforderung des Feindes an . . .»

Die im Sitzungssaal versammelten Mitglieder beider Häuser, der Oberste Gerichtshof, das Kabinett, das diplomatische Korps, die Presse und die Besucher auf der Galerie hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Es folgten die jedermann bekannten Erklärungen, mit denen der Redner zum Ausdruck brachte, die deutsche Regierung wäre ein «natürlicher Feind der Freiheit; die Welt muss für die Demokratie gesichert werden; das Recht ist wertvoller als der Friede», und Amerika müsse für die «Grundsätze» kämpfen, denen es seine Geburt zu verdanken habe. «Gott helfe Amerika, es kann nicht anders handeln.»

Ein Reporter schrieb, die Ansprache des Präsidenten habe «einen Beifallssturm» ausgelöst. Das Echo dieses Sturms schallte bis zu den Alliierten in Übersee, die sich in diesem Augenblick in einer äusserst kritischen Lage befanden. England als Kern der alliierten Kampfkraft wurde zusehends schwächer, und Frankreich war nahezu erschöpft. In den Schützengräben festgefahren, auf hoher See den Torpedos deutscher U-Boote ausgesetzt und am Ende ihrer finanziellen Reserven, rechneten die Verbündeten jetzt mit einem starken, unverbrauchten neuen Kampfgenossen, der sich ihnen mit seinen Schiffen, seinem Geld, seinen Materialreserven und Männern anschliessen sollte. Der Sieg war nähergerückt. Der englische Historiker R. B. Mowat bezeichnete diese Entwicklung als die dramatischste in der Geschichte.<sup>22</sup>

Für die Amerikaner war es der Beginn eines ungewollten An-

schluss an die übrige Welt. Man hat immer wieder gefragt, was dazu geführt habe. Weshalb hat Wilson, der noch vor drei Monaten erklärt hatte, es wäre «ein Verbrechen gegen die Zivilisation», die Vereinigten Staaten in den Krieg zu führen, und der noch kurz vor dem Kriegseintritt Amerikas verzweifelt nach einer Alternative suchte, schliesslich doch zu der Überzeugung kommen müssen, dass «das Recht wertvoller ist als der Friede»? Seine Einschätzung des Gegners vom 2. April als eines «natürlichen Feindes der Freiheit» war vor drei Monaten, sechs Monaten, vor einem oder vor zwei Jahren ebenso zutreffend. Der Mann, der am 2. April diese Rede hielt, war derselbe, der noch im Januar für einen Frieden ohne Sieg eingetreten war und sich im Februar geweigert hatte, zu glauben, dass Deutschland der Feind Amerikas wäre. Botschafter Page stellt in seinem Tagebuch die gleiche Frage: «Was hat ihn veranlasst, seine Meinung zu ändern? Wann und wie hat der Präsident das wahre Wesen der Deutschen erkannt?» War es die Erklärung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges am 1. Februar oder war es das Zimmermann-Telegramm?<sup>23</sup>

Der U-Boot-Krieg ist es sicher nicht gewesen, denn der Präsident hatte nicht glauben wollen, dass die Deutschen ihre Drohung wahr machen würden, bevor sie es mit einer «offenen Kriegshandlung» bewiesen. Diesen Beweis erbrachten sie am 18. März, als sie drei amerikanische Handelsschiffe versenkten, wobei schwere blutige Verluste eintraten. An den folgenden drei Tagen fand die entscheidende Kabinettsitzung statt, und der Präsident richtete seinen Aufruf an den Kongress. Das war auch der Zeitpunkt, zu dem Wilson seine endgültige Entscheidung traf. Hätte er das auch getan, ohne dass die Deutschen mit dem Telegramm ihre feindselige Einstellung gegen die Vereinigten Staaten verdeutlichten? Nur Wilson selbst hätte diese Frage beantworten können, aber er hat es nicht getan. Ein Mann, dem der Präsident vertraute und der

Zugang zu all seinen Papieren hatte, hat versucht, die Antwort zu geben. Als Wilson eine Woche vor seinem Tode seinen letzten Brief schrieb und Ray Stannard Baker aufforderte, seine offizielle Biographie zu verfassen, sagte er: «Ihre Interpretation wird mir lieber sein als die irgendeines anderen.»<sup>24</sup> Über das Zimmermann-Telegramm äussert sich Baker wie folgt: «Das war der vernichtendste Schlag, der gegen den Widerstand Wilsons, in den Krieg einzutreten, geführt worden ist.»<sup>25</sup>

Das soll nicht heissen, dass Wilson am Tage vor Eintreffen des Telegramms die Neutralität wahren und einen Tag danach in den Krieg ziehen wollte. Das Telegramm war nicht der einzige für das Verhalten des Präsidenten entscheidende Faktor. Es war vielmehr der letzte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte und Wilson zur Aufgabe der Neutralität zwang.

Es gab auch andere Faktoren, nicht zuletzt den «wunderbaren und ermutigenden» Umsturz in Russland, durch den, wie er dem Kongress sagte, diese grosse Nation zum «richtigen Partner für ein ehrenhaftes Bündnis» wurde. Wahrscheinlich wird man der Wahrheit am nächsten kommen, wenn man sagt, dass das Zusammentreffen einer ganzen Reihe von Ereignissen Wilson an den Punkt gebracht hat, an dem es für ihn keine Alternative mehr gab. Wie Lodge sich ausdrückte, ist er von den Ereignissen gezwungen worden. Der englische Lord Chancellor, Lord Birkenhead hat seine Meinung sehr deutlich zum Ausdruck gebracht: «Die Vereinigten Staaten sind gegen die energischen und fast verzweifelten Bemühungen des Präsidenten Wilson buchstäblich in den Krieg hineingestossen worden.»<sup>26</sup>

Der letzte Anstoss für das amerikanische Volk und vielleicht auch für den Präsidenten war das Zimmermann-Telegramm. Es rüttelte auch den Teil der Bevölkerung wach, der bisher unentschlossen oder gleichgültig gewesen war. Durch das Telegramm



verwandelte sich, wie Lansing sagte, die Sympathie der Weststaaten in eine entschiedene Feindschaft gegen Deutschland; «an einem einzigen Tag änderten sich Stimmung und öffentliche Meinung in einer Weise, wie es sonst nur in Monaten möglich gewesen wäre».<sup>27</sup> Den Ausschlag gaben keine Theorien der politischen Ziele, sondern die Entscheidung fiel als Folge einer unmissverständlichen Geste, die jeder begreifen konnte. Es war die unmittelbare Bedrohung der Grenzen Amerikas durch die Deutschen. Für die Masse der Amerikaner, denen Europa verhältnismässig gleichgültig war, bedeutete es, dass sie jetzt zur Verteidigung Amerikas kämpfen mussten und nicht, um einen innereuropäischen Streit zu entscheiden. Jetzt waren sie bereit, der Erklärung Wilsons im April zuzustimmen, der Krieg sei unvermeidlich geworden.

Wären die Amerikaner auch ohne das Telegramm kampfbereit gewesen? Wahrscheinlich nicht. Vor seiner Veröffentlichung war die Stimmung im ganzen Lande mit Ausnahme des auf der Seite der Alliierten stehenden Neuengland von dem eigensinnigen und unkriegerischen Schlagwort bestimmt, das entscheidend zum Wahlsieg Wilsons beigetragen hatte: «Er hat uns aus dem Krieg herausgehalten.» Soweit wir es heute aus den Äusserungen der Presse sehen können, die die öffentliche Meinung wiedergeben, wandelte sich diese Stimmung nach dem Telegramm, und die Bevölkerung erkannte, dass sich der Kriegseintritt nicht mehr vermeiden liess. Wilson wusste das, als er seine Rede für die Sitzung des Kongresses am 2. April entwarf. Er wusste, was er zu sagen hatte, würde die Zustimmung der amerikanischen Öffentlichkeit finden. Es gab also keinen Vorwand mehr, es nicht zu sagen. Bis dahin konnte er es sich leisten, das Drängen der hinter Lodge und Roosevelt stehenden Kräfte nicht zu beachten, weil er wusste, dass die Mehrheit im Lande anders dachte. Doch nachdem das Zimmermann-Telegramm veröffentlicht worden war, galt dieser

Einwand nicht mehr. Am 17. Mai brachte die Zeitschrift *Literary Digest* eine Zusammenfassung von Stellungnahmen der Tagespresse im ganzen Lande zum Zimmermann-Telegramm unter der Überschrift: «Wie Zimmermann die Vereinigten Staaten geeinigt hat». Das war eine zutreffende Darstellung der Haltung der Öffentlichkeit, auch wenn Leute wie La Follette, Norris und Villard und eine kleine, unwägbare Minderheit nicht berücksichtigt wurden. Wilson hatte die Unterstützung der Mehrheit verloren, die es ihm bisher ermöglicht hatte, an seiner Neutralitätspolitik festzuhalten. Nach Mitte März konnte ihn nichts mehr an dem entscheidenden Schritt hindern.

Wäre das Telegramm nicht abgefangen oder nicht veröffentlicht worden, dann hätten die Deutschen mit Sicherheit etwas anderes unternommen, die Vereinigten Staaten schliesslich doch zum Eintritt in den Krieg zu veranlassen. Aber der Krieg dauerte schon sehr lange, und hätten die Vereinigten Staaten noch viel länger gezögert, dann wären die Alliierten unter Umständen doch gezwungen gewesen, zu verhandeln. In dieser Hinsicht hat das Zimmermann-Telegramm den Lauf der Geschichte entscheidend beeinflusst. Aber, wie Sir Winston Churchill einmal gesagt hat, der Lauf der Geschichte wird immer durch irgendetwas verändert werden – wenn nicht durch einen Hufnagel, dann durch ein abgefangenes Telegramm.<sup>28</sup> Das Zimmermann-Telegramm als solches war nur ein Pflasterstein auf der langen Strasse der Geschichte, aber mit einem Steinwurf kann man einen Goliath töten, und dieser Stein hat die amerikanische Illusion sterben lassen, die Vereinigten Staaten könnten unabhängig von allen anderen Nationen ihren eigenen Weg gehen. Nach den Massstäben der Weltgeschichte war es das unbedeutende Komplott eines deutschen Aussenministers. Im Leben des amerikanischen Volkes war es der Verlust der Unschuld.

## Anhang

### Der verschlüsselte Text des Telegramms

130	Nummer des Telegramms	23571	trotzdem
		17504	neutral
13042	Kode-Nummer	11269	zu
13401	Auswärtiges Amt	18276	erhalten
8501	telegraphiert	18101	stop (.)
115	16. Januar	0217	Für den Fall
3528	Kolon (:)	0228	dass dies
416	Nummer I	17694	nicht
17214	ganz geheim	4473	gelingen
6491	selbst	22284	sollte
11310	zu	22200	Komma (,)
18147	entziffern	19452	schlagen
18222	stop (.)	21589	wir
21560	Wir	67893	Mexiko
10247	beabsichtigen	5569	auf
11518	am	13918	folgender
23677	ersten	8958	Grundlage
13605	Februar	12137	Bündnis
3494	un	1333	vor
14963	eingeschränkten	4725	stop (.)
98092	U-Boot	4458	Gemeinsam
5905	Krieg	5905	Krieg
11311	zu	17166	führen
10392	beginnen	13851	stop (.)
10371	stop (.)	4458	Gemeinsam
0302	Es wird	17149	Friedensschluss
21290	versucht	14471	stop (.)
5161	werden	6706	Reichliche
39695	Vereinigte Staaten	13850	finanzielle
		12224	Unterstützung

6929	und	39689	Vereinigten Staaten
14991	Einverständnis	13732	fest
7382	unsererseits	20667	steht
15857	dass	6929	und
67893	Mexiko	5275	Anregung
14218	in	18507	hinzufügen
36477	Texas	52262	Japan
5870	Komma (,)	1340	von
17553	New	22049	sich
67893	Mexico	13339	aus
5870	Komma (,)	11265	zu
5454	AR	22295	sofortigem
16102	IZ	10439	Beitritt
15217	ON	14814	einladen
22801	A	4178	(setze Infinitiv mit zu – d.h. einzuladen)
17138	früher		
21001	verlorenes		
17388	Gebiet	6992	und
7446	zurück	8784	gleichzeitig
23638	erobern	7632	zwischen
18222	stop (.)	7357	uns
6719	Regelung	6926	und
14331	im	52262	Japan
15021	Einzelnen	11267	zu
23845	Euer Hochwohlgeboren	21100	vermitteln
3156	überlassen	21272	stop (.)
23552	stop (.)	9346	Bitte
22096	Sie	9559	den
21604	wollen	22464	Präsident
4797	Vorstehendes	15874	darauf
9497	dem	18502	hinweisen
22464	Präsidenten	18500	Komma (,)
20855	streng	15857	dass
4377	geheim	2188	rücksichtslos
23610	eröffnen	5376	Anwendung
18140	Komma (,)	7381	unserer
22260	sobald	98092	U-Boote
5905	Kriegs	16127	jetzt
13347	Ausbruch	13486	Aussicht
20420	mit	9350	bietet

9220	Komma (,)	7667	zwingen
76036	England	7762	stop (.)
14219	in	15099	Empfang
5144	wenigen	9110	bestätigen
2831	Monat	10482	stop (.)
17920	en	97556	Zimmermann
11347	zum	3569	stop (.)
17142	Frieden	3670	Schluss der Depesche
11264	zu		BERNSTORFF

Dieser Text wurde von Edward Bell an der amerikanischen Botschaft in London entschlüsselt (National Archives, Foreign Affairs Branch, State Department Decimal File, 862.20212/81 1/2).

Das ist der Wortlaut des Telegramms mit geringen Änderungen am Anfang, den Bernstorff an Eckhardt weitergegeben hat, und er stimmt mit dem Text überein, den Admiral Hall sich in Mexico City verschafft und an Botschafter Page weitergegeben hat.

## Literaturverzeichnis

Mit \* bezeichnete Quellen waren besonders wertvoll;  
mit \*\* bezeichnete Quellen waren unverzichtbar.

### 1. Manuskripte

National Archives; Foreign Affairs Branch, State Department  
Decimal File, 1910-1929:

File No. 701.6293 – Diplomatic Representation of Germany in  
China

712.94 – Relations between Mexico and Japan

763.72 – European War

812.00 – Political Affairs; Mexico

812.113 – Fire arms, ammunition, explosives etc.; Mexico

812.74 – Wireless Telegraph in Mexico

862.20212 – Germany Military Activities in Mexico

894.20212 – Japanese Military Activities in Mexico

Library of Congress: Tagebuch Chandler P. Anderson, Tagebuch  
und Papiere von Robert Lansing, Papiere von Woodrow Wilson.  
Houghton Library, Harvard University: Papiere von Joseph C.  
Grew; Tagebuch und Papiere von Walter Hines Page; Papiere von  
William Phillips.

Yale University Library: Tagebuch und Papiere von Edward M.  
House; Papiere von Frank L. Polk.

### 2. Gedruckte offizielle Quellen

\*\* *Deutschland*: Offizielle deutsche Dokumente (*German Documents*) zum Weltkrieg. Berichte des ersten und zweiten Unterausschusses des von der verfassunggebenden Nationalversammlung ernannten Ausschusses zur Erforschung der Verantwortlichkeit

für den Krieg, 2 Bde. New York, Oxford: Carnegie Endowment for International Peace, 1923. (Darin enthalten 1'300 Seiten von 1919 gemachten Aussagen von Bethmann-Hollweg, Helfferich, Zimmermann, Bernstorff, Papan, Hindenburg, Ludendorff, Capelle, Holtzendorff und anderen sowie Briefwechsel, Protokolle von Besprechungen beim Oberkommando, Denkschrift der Admiralität über den U-Boot-Krieg, der Text der Zimmermann-Telegramme vom 16. Januar und 5. Februar und andere Dokumente.)

*Grossbritannien: Foreign Office. Austrian and German Papers Found in the Possession of Mr. James F. G. Archibald, Falmouth, August 30, 1915. Command. 8012: London, Harrison 1915.*

*Vereinigte Staaten: Department of State. Papers Relating to the Foreign Relations of the United States 1911, 1913, 1914, and Supplements, World War, 1914-18. Washington: G.P.O., 1928-34. (In den Anmerkungen als U.S. Foreign Relations bezeichnet.)*

----, *Papers Relating to the Foreign Relations of the United States; The Lansing Papers, 1914-20*, 2 Bde. Washington, G.P.O. 1939 (In den Anmerkungen als U.S. Lansing-Papiere bezeichnet).

\*Senate Documents. Foreign Relations Committee. *Investigation of Mexican Affairs, Report and Hearings*, 2 Bde. 66. Kongress, 2. Sitzungsperiode, Senate Document 62, Washington 1919. (In den Anmerkungen als *Senate, Mexican Affairs* bezeichnet.)

----, Judiciary Committee. *Hearings on Brewing and Liquor Interests and German and Bolshevik Propaganda*, 2 Bde., 66. Kongress, 1. Sitzungsperiode, Senate Document 62, Washington 1919. (In den Anmerkungen als *Senat, Propaganda* bezeichnet.)

Congressional Record. *Senate Debate March 1, 1917*. 64. Kongress, 2. Sitzungsperiode, Bd. 54, Teil 5, S. 4569-4605.

Mixed Claims Commission. *U.S.A, on behalf of Lehigh Valley Rr. et al. against Germany*. Docket 8103, Bd. 1, exhinitis 53, 192, 320. (Enthält eine Bestätigung zu Kode 13040 und anderes von Admiral Hall vorgelegtes Beweismaterial.)

### 3. Zeitgenössische Quellen

Ackerman, Carl, *Germany, the Next Republic?* New York 1917.

-----, *Mexico's Dilemma*, New York 1918.

Aston, Sir George, *Secret Service*, New York 1930 (der Verfasser diente im britischen Nachrichtendienst).

Baker, Newton D. *Why We Went to War*, New York 1936

\*\*Baker, Ray Stannard, *Woodrow Wilson, Life and Letters*, 8 Bde., New York 1927-39.

Balfour, Arthur James, Earl of, *Chapters of Autobiography*, London 1930.

-----, *Essays, Speculative and Political*, London 1920.

Bernhard, Georg. «Le Comte Bernstorff et le Kaiser», *Europe Nouvelle*, 4. November 1939.

\*Bernstorff, Johann Heinrich Graf von, *My Three Years in America*, New York 1920.

\*----, *Memoirs of Count Bernstorff*, New York 1936.

Bethmann-Hollweg, Theobald von, *Reflections on the World War*, 2 Bde., London 1920.

Bright, Charles, «Telegraphs in War Time», *Nineteenth Century and After*, April 1915.

Bullitt, Ernesta Drinker, *An Uncensored Diary of the Central Empires*, New York 1917.

Bülow, Bernhard Fürst von, *Memoirs*, 4 Bde., Boston 1931-32.

\*Churchill, Winston Spencer, *The World Crisis, 1911-1918*, 4 Bde., New York 1923^27.

-----, *Great Contemporaries*, New York 1937.

Corbett, Sir Julian, und Newbolt, Henry, *History of the Great War, Naval Operations*, 5 Bde. (Offizielle Geschichte, herausgegeben



- vom Committee of Imperial Defence) New York und London 1920-1931.
- \*Czernin, Ottokar Graf von, *In the World War*, New York 1920.
- \*Daniels, Josephus, *The Life of Woodrow Wilson*, Chicago 1924.
- \*-----, *The Wilson Era*, Bd. 1, *The Years of Peace, 1910-1917*, Chapel Hill 1944-46.
- Dearie, N. B., *An Economic Chronicle of the Great War for Great Britain and Ireland* (Wirtschafts- und Sozialgeschichte des I. Weltkriegs, britische Serie), London, Oxford und Yale 1929.
- Diez, Hermann, «Einige Worte über Admiral von Hintze», *Deutsche Revue*, Juli-September 1918.
- Dugdale, Blanche E.C., *Arthur James Balfour*, 2 Bde., New York 1937.
- \*\*Ewing, Alfred Washington, *The Man of Room 40, The Life of Sir Alfred Ewing*, London 1939 (von seinem Sohn).
- \*\*Flynn, William J., «Trapped Wires», *Liberty*, 2. Juni 1928.
- \*Gerard, James W., *My Four Years in Germany*, New York 1917.
- \*-----, *Face to Face with Kaiserism*, New York 1918.
- Goltz, Horst von der, *My Adventures as a German Secret Agent*, New York 1917. (Wäre sehr wertvoll, wenn man daran glauben könnte, was hier berichtet wird.)
- Grew, Joseph C., *Turbulent Era*, 2 Bde. Boston und New York 1952.
- Grey, Edward, Viscount, *Twenty-five Years*, 2 Bde., New York 1925.
- \*Guzman, Martin Luis, *The Eagle and the Serpent*, New York 1920. (Ein Augenzeugenbericht über die Revolutionszeit und Persönlichkeiten unter Carranza und Villa.)
- Gwynn, Stephen, Hrsg., *The Letters and Friendships of Sir Cecil Ar-*

- thur Spring Rice*, 2 Bde., Boston 1929.
- Hagedorn, Hermann, *The Bugle That Woke America* (ausgewählte Briefe und Reden von Theodore Roosevelt). New York 1940.
- Hall, Admiral Sir William Reginald, Interview mit *Daily Mail*, abgedruckt in *World's Work*, April 1926.
- \*\*Hanssen, Hans Peter, *Diary of a Dying Empire*, Bloomington 1955. (Vom Führer der dänischen Minderheit im Reichstag, 1924 in dänischer Sprache erschienen, gehört dieses Buch zu den wertvollsten deutschen Quellen.)
- Harris, Frank, *Latest Contemporary Portraits*, New York 1927 (enthält ein Kapitel über Bernstorff).
- Hazen, David W., *Giants and Ghosts of Central Europe*, Portland, Oregon 1933 (enthält Berichte über Gespräche mit Zimmermann und Eckhardt aus dem Jahr 1933).
- \*\*Hendrick, Burton J., Hrsg., *Life and Letters of Walter Hines Page*, 3 Bde., New York 1923-26. (Der erste, beste und ausführlichste Bericht über die Umstände, unter denen das Telegramm abgefangen wurde.)
- \*Hirsch, Gilbert, «Our Friend Zimmermann», *New York Evening Post*, 25. November 1916.
- \*Houston, David, *Eight Years with Wilson's Cabinet, 1913-1920*, 2 Bde., New York 1926.
- \*\*James, Admiral Sir William, *The Exes of the Navy; a Biographical Study of Admiral Sir Reginald Hall*, London 1956.
- Jones, H.P., und Hollister, P.M., *The German Secret Service in America, 1914-18*, Boston 1918.
- Keynes, John Maynard, *Economic Consequences of the Peace*, New York 1920 (wertvoll als Porträt Wilsons aus erster Hand, ausgezeichnete Analyse seiner Schwächen in der Diplomatie).
- La Follette, Belle Case und Fola, *Robert M. La Follette*, 2 Bde., New York 1953.

- Landau, Captain Henry, *The Enemy Within*, New York 1937.
- Lane, Franklin K., *The Letters of Franklin K. Lane*, Hrsg. A.W. Lane und L.H. Wall, Boston und New York 1924.
- \*\*Lansing, Robert, *War Memoirs*, Indianapolis und New York 1935.
- \**Literary Digest*, 17. März 1917, «How Zimmermann United the United States» (Zusammenfassung von amerikanischen Presseberichten über das Telegramm).
- Lloyd George, David, *War Memoirs*, 6 Bde., Boston 1933-1937.
- Ludendorff, Erich, *Ludendorffs Own Story, August 1914 – November 1918*, 2 Bde., New York 1920.
- Mac Adam, George, «German Intrigues in Mexico», *World's Work*, September 1918.
- \*Maximilian Fürst von Baden, *Memoirs*, 2 Bde., New York 1928.
- \*McAdoo, William Gibbs, *Crowded Years*, New York und London 1932.
- Moats, Leone B., *Thunder in Their Veins*, New York und London 1932 (Mexiko im Jahrzehnt der Revolutionen, von einem Augenzeugen).
- O'Shaughnessy, Edith (Frau von Nelson O'Shaughnessy, des Ersten Sekretärs und späteren Geschäftsträgers an der amerikanischen Botschaft in Mexico City, 1911-1914), *A Diplomat's Wife in Mexico; Letters from the American Embassy in Mexico City*, New York und London 1916.
- , *Diplomatic Days*, New York 1917.
- \* ---, *Intimate Pages of Mexican History*, New York 1920.
- Papen, Franz von, *Memoirs*, London 1932.
- Phillips, William, *Ventures in Diplomacy*, Boston 1953.
- Pless, Mary Theresa Olivia, Fürstin von, *Daisy, Princess of Pless, by Herself*, New York 1929.
- Pooley, A.M., *Japan's Foreign Policies*, London 1920.

- Providence Journal*, *A Few Lines of Recent American History*, 1917.
- Rathom, John R., «Germany's Plots Exposed», *World's Work*,  
Februar 1918.
- Redfield, William C., *With Congress and Cabinet*, New York 1924.
- \*Reinsch, Paul S., *An American Diplomat in China*, New York 1922.
- Reischach, Freiherr von, *Unter drei Kaisern*, Berlin 1925.
- \*Rintelen von Kleist, Franz, *The Dark Invader*, Einführung von  
A.E.W. Mason, London 1933.
- , *Return of the Dark Invader*, London 1935.
- \*----, Vorwort zu *Errant Diplomat, The Life of Franz von  
Papen von Oswald Dutch* (Pseudonym), London 1940.
- Roosevelt, Theodore, *Fear God and Take Your Own Part*, New York  
1916.
- Letters*, Hrsg. Elting E. Morison, 8 Bde., Cambridge, Mass., 1954.
- \* und Lodge, Henry Cabot, *Selections from the Correspondence of...*  
2 Bde., New York 1925.
- Round Table, *The Roster of the Round Table Dining Club*, New York  
1926.
- Saturday Evening Post*, «War Propaganda», anonym. Am 22. Juni  
1929 beginnende, aus fünf Artikeln bestehende Folge (der Autor  
war vermutlich George Sylvester Viereck).
- Scott, Hugh L., *Some Memoirs of a Soldier*, New York 1928.
- Scott, James Brown, *A Survey of International Relations between the  
United States and Germany, August 1, 1914 – April 6, 1917, Based  
on Official Documents*, New York, 1917 (besonders Kapitel IV,  
«Censorship of Communications»).
- \*Seymour, Charles, *The Intimate Papers of Colonel House*, 4 Bde., Bos-  
ton und New York 1926-1928 (in den Anmerkungen: Seymour,  
IP.)

- Sims, Josph P., Hrsg., *Three Wars with Germany*, New York 1944  
(Korrespondenz von Admiral Hall und Amos J. Peaslee).
- Somerville, Boyd, «The *Frederik VIII.* at Halifax; story of an epice search», *Living Age*, Serie 8, Bd. 16, 1919.
- Steed, Henry Wickham, *Through Thirty Years*, 2 Bde., New York 1924.
- Strother, French, *Fighting Germany's Spies*, New York 1918.  
«The *Providence Journal* Will Say This Morning», *World's Work*,  
Dezember 1917.
- Swope, Herbert Bayard, *Inside the German Empire in the Third Year of the War*, New York 1917.
- Thwaites, Lieutenant-Colonel Norman, *Velvet and Vinegar*, London 1932 (von dem Agenten, der das Foto mit den Badenixen beschaffte).
- The Times*, London, *History of the War*, 22 Bde., London 1921.
- Tompkins, Colonel Frank, *Chasing Villa*, Military Service Publishing Company 1934.
- Treat, Payson Jackson, «Japan, America and the Great War»,  
*A League of Nations*, Nr. 8, Dez. 1918.
- Tumulty, Joseph P., *Woodrow Wilson as I Know Him*, New York 1921.
- Viereck, George Sylvester, *Spreading Germs of Hate*, New York 1930.  
*The Strangest Friendship in History; Woodrow Wilson and Colonel House*, New York 1932.
- \*Voska, Emanuel Viktor und Irwin, Will, *Spy and Counterspy*,  
New York 1940.
- Weale, Putnam (Pseudonym von Bertram Lenox Simpson),  
*An Indiscreet Chronicle from the Pacific*, New York 1922.
- \*Wilhelm II., *Letters from the Kaiser to the Czar*, Hrsg. Isaac Don Levine, New York 1920.
- Wilson, Henry Lane, *Diplomatic Episodes in Mexico, Belgium and*

- Chile*, New York 1927.
- Yardley, Herbert O., *The American Black Chamber*, Indianapolis 1931.
- Young, George und Kenworthy, Joseph M., *Freedom of the Seas*, New York 1929 (nach dem Ausscheiden von Ewing wurde Young Chefentschlüsseler bei der politischen Abteilung von Zimmer 40).
- Zedlitz-Trützschler, Robert Graf von, *Twelve Years at the Imperial German Court*, New York 1924. (Eine sehr aufschlussreiche Charakteranalyse des Kaisers von seinem unglücklichen Hof marschall.)

#### 4. Sekundärliteratur

- Bailey, Thomas A., *A Diplomatic History of the American People*, New York 1950.
- \*\*Becker, Otto, *Der Ferne Osten und das Schicksal Europas, 1907-1918*, Leipzig 1940 (wichtige Quelle für geheime deutsche Kontaktaufnahme mit Japan).
- Benson, Edward Frederic, *The Kaiser and English Relations*, New York 1936.
- Brenner, Anita und Leighton, George, *The Wind That Swept Mexico; a History of the Mexican Revolution, 1910-1942, with 184 historical photographs*, New York und London 1943.
- Cline Howard F., *The United States and Mexico*, Cambridge, Mass., 1953.
- Dennis, Alfred L.P., *Adventures in American Diplomacy, 1896-1906*, New York 1928.
- \*Gooch, G.P., *Recent Revelations of European Diplomacy*, London 1927.
- Grattan, C. Hartley, *Why We Fought*. New York 1929.
- Jessup, Philip C., *Elihu Root*, 2 Bde., New York 1938.
- Kurenberg, Joachim von, *The Kaiser; a Life of Wilhelm II.*, New York 1955.
- \*Link, Arthur Stanley, *Woodrow Wilson and the Progressive Era, 1910-1917*, New York 1954.

- Ludwig, Emil, *Wilhelm Hohenzollern, The Last of the Kaisers*, New York 1927.
- Martin, Perry Alvin, *Latin American and the War*, Baltimore 1925.
- Mowat, Robert Balmain, *A History of European Diplomacy, 1914-1925*, New York und London 1927.
- Notter, Harley, *The Origins of the Foreign Policy of Woodrow Wilson*, Baltimore 1937.
- Peterson, Horace Cornelius, *Propaganda for War*, Norman, Okla. 1939.
- Pinchon, Edgcomb, *Viva Villa!* New York 1933.
- Pratt, Fletcher, *Secret and Urgent; the Story of Codes and Ciphers*, Indianapolis 1939.
- Pringle, Henry F., *Theodore Roosevelt*, New York 1931.
- Reiners, Ludwig, *The Lamps Went Out in Europe*, New York 1955.
- Schieber, Clara Eve, *Transformation of American Sentiment toward Germany, 1870-1914*, Boston 1923.
- Spencer, Samuel R., *Decision for War*, 1917, Rindge, N.H. 1953.
- Stevens, Louis, *Here Comes Pancho Villa*, New York 1930.
- Strode, Hudson, *Timeless Mexico*, New York 1944.
- \*Sykes, Christopher, *Wassmus: «The German Lawrence»*, New York 1936.
- Tansill, Charles C., *America Goes to War*, Boston 1938.
- Vagts, Alfred, *Mexiko, Europa und Amerika*, Berlin 1928.
- Willson, Beckies, *America's Ambassadors to England, 1785-1929*, New York 1929.
- Ybarra, Thomas R., *Hindenburg; The Man with Three Lives*, New York 1932.

## Anmerkungen

### 1. Kapitel

- 1 James, 136, bezeichnet diese beiden Männer als die Entschlüsseler des Telegramms. Über Montgomery siehe R.D. Whitehorn, Principal, Westminster College, Cambridge. De Grey ist in *Who's Who* aufgeführt. Montgomery starb 1930, de Grey 1951.
- 2 Hier gibt es eine Unstimmigkeit, die nirgends erklärt worden ist. Das Telegramm selbst hat die Kodenummer 13042, und Botschafter Page erwähnt in Telegrammen an das amerikanische Aussenministerium zweimal «dreizehntausendzweiundvierzig» und bezeichnet das als «die für den Kode verwendete Nummer» (Hendrick, III, 333 und 345). Aber Eckhardt, der das Telegramm in Mexiko erhalten hat, erwähnt in seinen Telegrammen an Zimmermann zweimal die Nummer 13040. Er sagt ausdrücklich, das Telegramm «wurde hier im Kode 13040 empfangen», und bei dem Versuch, den Verrat zu erklären, äussert er die Vermutung, «Kode 13040 ist preisgegeben» (Hendrick, III, 357 und James, 152). Auch Botschafter Page hat dem amerikanischen Aussenministerium mitgeteilt, dass der Kode «nicht in seiner ursprünglichen Form verwendet worden ist, sondern nur mit zahlreichen Variationen, die nur ein oder zwei Experten hier kennen» (Hendrick, III, 344). Es ist möglich, dass 13042 den Kodschlüssel für eine dieser Variationen darstellt.

Manche glauben auch, das Telegramm sei in einem verschlüsselten Kode abgeschickt worden, das wird jedoch durch in den Kodegruppen vorkommende Wiederholungen widerlegt. Solche Wiederholungen gibt es in acht Fällen, und eine Gruppe,



67893, die Kodegruppe für «Mexiko», wird dreimal wiederholt. In einigen Fällen unterscheiden sich die Kodegruppen nur hinsichtlich einer Zahl. Solche Wiederholungen oder Ähnlichkeiten würde es in einem verschlüsselten Kode nicht geben.

- 3 *Text des Telegramms: German Documents, II, 1337.*
- 4 *Unvollständige Fassung des entschlüsselten Textes: Hendrick III, 336-337 und James, 136.*
- 5 Über einige persönliche Eigenheiten des Admirals Hall habe ich von Admiral James und Mrs. Hotblack erfahren; andere Einzelheiten stammen aus Berichten von Personen, die ihn gekannt haben. Das waren in erster Linie Ewing, James, Sims und andere. Die Ähnlichkeit mit Mr. Punch wird in der Londoner *Times* in einem bei Sims abgedruckten Artikel erwähnt.
- 6 Churchill, *Crisis, 1916-18, I, 222. S.a. Crisis, 1915, XIV. Kapitel und Crisis, 1916-18, II, XV. Kapitel.* Bernstorff hat nach dem Krieg vor einem deutschen Untersuchungsausschuss ausgesagt, seine Argumente gegen den Beginn des uneingeschränkten U-Boot-Krieges hätten sich im Frühjahr und Sommer 1916 nur durchgesetzt wegen «der offensichtlich unzureichenden Zahl von U-Booten. Am 1. März hatten wir nur 35 einsatzbereite grosse U-Boote.» *German Documents, I, 341.*
- 7 *Telconia:* Diese Informationen stammen von dem Archivar der Admiralität, Commander P.K. Kemp. S.a. Landau, 151-182.
- 8 *Committee of Imperial Defence:* Diese Informationen stammen vom Archivar der Admiralität.
- 9 *Deutsche Kabel:* Bright.
- 10 *Eastern Telegraph kappt das Afrika mit Brasilien verbindende Kabel: Aus A Great Seaman; The Life of Admiral Sir Henry Oliver* von Admiral Sir William James (London 1956).
- 11 *Admiral Oliver beruft Ewing:* Diese und die folgenden Angaben über Ewing und die Entstehungsgeschichte des Zimmers 40

- stammen aus der von dem Sohn Ewings, H.W. Ewing, verfassten Biographie seines Vaters.
- 12 *Montgomery als Übersetzer*: Brief an die Londoner *Times*, Oktober 1930, von Dr. F.C. Burkitt, Theologieprofessor in Cambridge.
  - 13 *Die Deutschen glauben nicht, dass ihr Kode entschlüsselt werden kann*: Young.
  - 14 *Die britischen Experten entschlüsseln die deutschen Telegramme rascher als die eigentlichen Empfänger*: Ebenda.
  - 15 *Signalbuch der Magdeburg*: Corbett, I, 170; James, 29; Landau, Pratt.
  - 16 *Captain William Hall*: Die von ihm eingeführten Neuerungen, James, 16-17. Über seinen Charakter und seine Eigenarten siehe James, Ewing, Hedrick, Sims.
  - 17 *Eisenbeschlagene Seekiste*: James, 56-57.
  - 18 *Alexander Szek*: «The Mysterious Disappearance of Alexander Szek», unveröffentlichtes Manuskript von Wildon Lloyd. Siehe auch Landau, 155-158 und Pratt.
  - 19 *Wassmus*: Sykes, 62-78; Landau, 158-159.
  - 20 Die Angaben stammen von der British Petroleum Company Ltd., der ehemaligen Anglo-Iranian Oil Company Ltd. In einem Brief an die Verfasserin heisst es, die Stammesangehörigen, die die Ölleitung unterbrochen haben, seien von feindlichen Agenten dazu veranlasst worden. Es hat mehrere Agenten gegeben, und es lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, dass es sich um Wassmus gehandelt hat. Auch weiss man nicht, ob seine Festnahme und spätere Flucht damit im Zusammenhang standen.
  - 21 Sykes, 77.
  - 22 James, 69.
  - 23 Halls Aussage, Mixed Claims Commission, Ex. 320.
  - 24 *£ 5.5 Millionen täglich*: Dearle.
  - 25 André Tardieu schrieb in *France and America*, wenn die Entscheidung der Federal Reserve aufrechterhalten worden wäre,

dann «wäre die Niederlage der Alliierten nur noch eine Frage von Monaten gewesen (zitiert in Grattan, 175). J.M. Keynes (273, Fn. 1) schreibt, ohne die Hilfe des Schatzamts der Vereinigten Staaten wäre die Lage Englands «ganz hoffnungslos» gewesen.

- 26 «Das Verhalten der Vereinigten Staaten mit seinen Auswirkungen auf die Weltgeschichte hing während dieser schrecklichen Periode des Armageddon allein von den Vorstellungen und der geistigen Haltung dieses einen Mannes ab . . . hat er für das Schicksal der Nationen eine direktere und persönlichere Rolle gespielt als irgendein anderer.» Churchill, *Crisis, 1916-18*, I, 234.

## 2. Kapitel

- 1 *Die gelbe Gefahr*: Wie *Spectator* am 11. Dezember 1897 berichtete, war der Kaiser der erste Staatsmann, der in einer öffentlichen Rede von der gelben Gefahr gesprochen hat.
- 2 In einem Brief an den Zaren vom 26. September 1895 sagt der Kaiser, er beschäftige sich schon lange und intensiv mit der vom Fernen Osten ausgehenden Gefahr für Europa, «und am Schluss haben sich meine Gedanken in einer bestimmten Form entwickelt, und das habe ich zu Papier gebracht. Ich habe es mit einem Maler ausgeführt und für die Veröffentlichung stehen lassen». Briefe des Kaisers an den Zaren, 16-17.
- 3 Ludwig, 252. Ludwig nennt nicht das Datum für diesen Brief, und hier scheint es gewisse Unstimmigkeiten zu geben, denn der Kaiser hat den Entwurf für das Bild schon in seinem Brief an den Zaren vom 26. September, drei Monate vor Weihnachten, erwähnt.
- 4 Briefe des Kaisers an den Zaren, 20, Fn. 3.
- 5 Eine Reproduktion des Bildes findet sich in *Harpers Weekly* vom 22. Januar 1898 und in Viereck, *The Kaiser on Trial* gegenüber S. 434.
- 6 Zedlitz, XV.

- 7 Daisy, Fürstin von Pless, 265.
- 8 Der Kaiser an den Zaren am 25. Oktober 1895, Briefe des Kaisers an den Zaren, 21-26.
- 9 Briefe des Kaisers an den Zaren, S. IX. Orthographische Fehler im Englischen: Ebenda, S. XI.
- 10 Thayer, W. R., *Life and Letters of John Hay* II, 284. 11 Botschafter Choate an Minister Hay, undatiert (1902). *Hay Papers*, Library of Congress.
- 12 «Und so hat der Schöpfer diese Nation immer im Auge gehabt – die von Ihm auserwählte Nation, die der Welt endlich den Frieden schenken soll . . . Dass Gott sich für einen Preussen entschieden hat – das muss Grosses bedeuten!» Ausspruch des Kaisers, zitiert von Ludwig, 309. Der Kaiser sprach von Gott im Allgemeinen als von dem «grossen Verbündeten», Ludwig, 317; s.a. XXVIII. Kapitel, «Ich und Gott», in Viereck, *The Kaiser on Trial*.
- 13 «*Der Allerhöchste hat dem Höchsten Seine Aufwartung gemacht*»: Zedlitz.
- 14 Roosevelt an Hay, 30. März 1905; Schieber, 236.
- 15 «*Ich bewundere die Engländer!*»: Roosevelt an Trevelyan, 1. Oktober 1911; Letters, Morison, VII, 396.
- 16 Die Zitate sind aus Briefen des Kaisers an den Zaren vom 16. April 1895. Siehe auch Briefe vom 10. Juli 1895, vom 2. September 1902, und die Denkschrift an deutsche Diplomaten vom August 1904; «Das wird die entscheidende Schlacht zwischen . . . der westlichen Zivilisation und der östlichen Halb-Zivilisation sein ... die Schlacht, die ich auf meinem Gemälde vorausgesagt habe . . .», Ludwig, 254.
- 17 Brief des Kaisers an den Zaren vom 28. Dezember 1907, Briefwechsel, 218-220.
- 18 Dugdale, I, 214. Dieser Ausspruch wurde 1899 während des Burenkrieges beim Besuch des Kaisers bei der englischen Königin in Windsor gemacht.
- 19 Pringle, 379.
- 20 Dennis, 390.

- 21 Tower an Roosevelt, 28. Januar 1908; Pringle 403-404.
- 22 Roosevelt an Elihu Root, 8. August 1908, Letters, Morison, VI, 1163-1165; Roosevelt an Arthur H. Lee, 17. Oktober 1908, ebenda, 1292-1294; Roosevelt an Whitelaw Reid, 6. Januar 1909, ebenda, 1465-1467.
- 23 Wie oben zitiertes Brief an Root.
- 24 Roosevelt an Whitelaw Reid, 4. Dezember 1908, Letters, Morison, VI, 1411.
- 25 Daisy, Fürstin von Pless, 256.
- 26 Archives, 712.94/27a.
- 27 *Japaner Bruderrasse der Mexikaner*: Pooley.
- 28 *Ansprache des Admirals Yashiro*: Bericht von *La Campana*, einer in Guatemala City erscheinenden Zeitung, vom 29. April 1911; Archives, 712.94/1.
- 29 Über dieses Abenteuer berichtet Goltz selbst in seinen 1917 geschriebenen Memorien. Damals wartete er auf die Eröffnung des Gerichtsverfahren gegen ihn als Saboteur im Kriege in den Vereinigten Staaten.
- 30 H.L. Wilson an Aussenminister Philander C. Knox vom 13. Juni 1911, Archives 712.94/2. Nach dem Erscheinen des Buches von Goltz im Jahr 1917 schrieb Wilson wieder an den ehemaligen Aussenminister Knox: «Der Teil dieser Geschichte, der sich auf die Botschaft in Mexico City und mein Verhalten dort bezieht, ist frei erfunden. Ein solcher Vertrag ist nie in meine Hände gelangt und nach meiner Kenntnis auch nicht in die Hände des Aussenministeriums während Ihrer Amtszeit.» Wilson an Knox, 19. Februar 1918; Archives 712.94/26.
- 31 H.L. Wilson, 207.
- 32 *Mobilmachung auf Anordnung von Präsident Taft*: U.S. Foreign Relations, 1911.
- 33 *Major Herwarth von Bitterfeld*: *New York Sun*, 11. März 1911.
- 34 Ebenda, 23. März 1911. Berichte aus Fort Sam Houston.

- 35 Ebenda, 13. März 1911. Berichte aus Paris und ausländische Pressestimmen.
- 36 Ebenda, 18. März 1911. Bericht aus Berlin.
- 37 Henry Lane Wilson an Aussenminister Knox, 13. Juni 1911; Archives 712.94/2.
- 38 U.S. Foreign Relations, 1911, 422; s.a. Wilson, H.L., 208-211.

### 3. Kapitel

- 1 O'Shaughnessy, *Intimate Pages*, 173.
- 2 Ebenda, 149-160.
- 3 Die als *Dicena Tragica* bezeichnete Gegenrevolution wird in einem Augenzeugenbericht von H. L. Wilson beschrieben, 252-288; s.a. O'Shaughnessy, *Intimate Pages*, 172-191.
- 4 O'Shaughnessy, *Intimate Pages*, 191-193. Ein gutes Porträt findet sich bei Moats, 112.
- 5 Wilson an Mrs. Hulbert, 1. Februar 1914; Baker, IV, 305. *Huerta, ein amüsantes Scheusal*: Wilson an Mrs. Hulbert, 24. August 1913, ebenda, 273.
- 6 Wilson, H.L., 295.
- 7 Denkschrift an ausländische Regierungen vom 1. November 1913, U.S. Foreign Relations, 1913, 856.
- 8 Wilson an E. G. Conklin, Baker, IV, 55.
- 9 Wilson an Edith G. Reid, 15. August 1913; Baker, IV, 266.
- 10 Archives, 894.20212 passim. Siehe auch Vagts, *Mexiko, Europa und Amerika*, 191.
- 11 *Senor de la Barra*: Pooley.
- 12 *Beunruhigung der allgemeinen Lage*: U.S. Foreign Relations, 1913, 776.
- 13 *Persönliche Ablehnung des Botschafters Wilson durch den Präsidenten Wilson*: Er «misstraute ihm zutiefst»: Baker, IV, 238. *Der Präsident weigert sich, mit dem Botschafter zu sprechen*: H.L. Wilson an Minister Bryan, 8. Juni 1913; U.S. Foreign Relations

- 1913, 807. In seinen Memoiren schreibt Botschafter Wildon, er habe von Bryan oder Wilson weder eine Antwort noch Anweisungen bekommen, so dass er über die amerikanische Politik «nur Vermutungen» anstellen konnte.
- 14 Bryce an Wilson, 7. November 1913; Baker, IV, 281.
- 15 Gerard an Bryan, 20. Dezember 1913; Baker, IV, 300.
- 16 Baker, IV, 324.
- 17 Link, 116, Fn. 22.
- 18 Das wird belegt durch den Briefwechsel zwischen Botschafter Walter Hines Page und Oberst House über die Mexiko-Frage, Hendrick, I, 201-231. Siehe besonders den Brief von House an Page vom 12. Dezember 1913; «Der Präsident war entzückt zu hören, was Sie über Lord Cowdray zu sagen hatten. Wir lieben ihn nicht, denn wir glauben, einen grossen Teil unserer Schwierigkeiten in Mexiko haben wir Cowdray und Carden zu verdanken», 218.
- 19 Baker, IV, 243, Fn. 2.
- 20 Daniels, *Wilson Era*, I, 163.
- 21 Ebenda, 163.
- 22 Ebenda, 168.
- 23 Ebenda.
- 24 Baker, IV, 248-249.
- 25 Wilson an Mrs. Hulbert, 2. November 1913, ebenda, 288.
- 26 Ebenda, 255.
- 27 Das war Gouverneur John Lind von Minnesota, der von mexikanischen Angelegenheiten ebenso wenig verstand wie Hale und wie er die spanische Sprache nicht beherrschte. Aber er war ein Freund des Aussenministers Bryan; Houston, I, 72; Cline, 145.
- 28 Baker, IV, 266.
- 29 Ebenda, 277.
- 30 Page an Wilson, 25. Oktober 1913; Hendrick, I, 184.
- 31 U.S. Foreign Relations, 1913, 856.
- 32 Hendrick, I, 202-203; Seymour, IP, I, 194-206.

- 33 Hendrick, I, 204.
- 34 Page an House, 26. November 1913, ebenda, 217.
- 35 Ebenda, Kap. VIII; Seymour, IP, I, 205.
- 36 *Sir Edward Grey*: «Ich glaube nicht, dass moralisch ein grosser Unterschied zwischen Huerta und seinen Gegnern bestand»: Grey, II, 100.
- 37 Gerard an Bryan, 5. Mai 1914, berichtet, die *Kronprinzessin Caecilie* sei am 14. April von Hamburg und die *Bavaria* am 17. April ausgelaufen. Archives 812.113/3167.
- 38 U.S. Foreign Relations, 1914, 448-449.
- 39 Baker, IV, 324.
- 40 Landwirtschaftsminister David F. Houston.
- 41 Senator Lodge, der zu den vier Männern gehörte, verfasste eine Aktennotiz über dieses Treffen, die bei Baker, IV, 326, abgedruckt ist. Die Stimmung im Kongress wird am besten in den täglichen Berichten der *New York Times* und anderer Zeitungen wiedergegeben.
- 42 Baker, IV, 329; Daniels, *Woodrow Wilson*, 182-183; Tumulty, 151-153.
- 43 Daniels, *Wilson Era*, I, 193.
- 44 U.S. Foreign Relations 1914, 443-636, enthält alle offiziellen Depeschen, die sich auf den Zwischenfall von Veracruz beziehen.
- 45 Baker, IV, 330.
- 46 *Economist* (London), 18. April 1914.
- 47 U.S. Foreign Relations, 1914, a.a.O.
- 48 H.F. Forman, zitiert bei Baker, IV, 330.
- 49 Daniels, *Wilson Era*, I, 200.
- 50 *New York Times*, Bericht aus Washington vom 23. April 1914. Denkschrift des Aussenministeriums, Daniels, ebenda, 201.
- 51 *New York Times*, Berichte aus Washington vom 9., 13. und 27. Mai 1914.
- 52 Bernstorff, *Memoiren*, 122.
- 53 Gerard an House, 3. August 1915: «von Jagow hat mir gestanden, sie hätten versucht, England für eine gemeinsame Inter-



vention in Mexiko zu gewinnen», Seymour, IP, II, 28. Als Gerards Buch, in dem diese Geschichte wiederholt wird, 1917 herauskam, bestätigte der Verleger James Keeley aus Chicago den Inhalt in einer von der *New York Times* am 29. August 1917 veröffentlichten Erklärung.

Mr. Keeley sagte, während eines Besuchs in London habe ein britischer Beamter ihm kürzlich gesagt, dass ein deutscher Sonderbeauftragter, der vom deutschen Botschafter als persönlicher Freund und Abgesandter des Kaisers vorgestellt wurde, kurz vor Kriegsausbruch zu ihm gekommen wäre, um ein gemeinsames Vorgehen in Mexiko vorzuschlagen. Mr. Keeley zitiert den deutschen Sonderbeauftragten und berichtet, der britische Beamte hätte ihm den Wortlaut dieser Erklärung mitgeteilt. Bei dem Sonderbeauftragten handelte es sich höchstwahrscheinlich um den Präsidenten der Hamburg-Amerika-Linie und Freund des Kaisers, Albert Ballin, der vom Kaiser Ende Juli nach London geschickt worden war, wo er mit Grey, Haldane und Churchill gesprochen hat, um England in letzter Minute zu bewegen, nicht an dem kurz bevorstehenden Krieg teilzunehmen. Hulderman, B., *Albert Ballin*, London 1922, 215.

- 54 Ansprache auf der Werft von Brooklyn am 11. Mai 1914, Baker, IV, 341.
- 55 Wilson im Gespräch mit Dr. Jacobus, 29. April 1914, ebenda, 335.
- 56 *New York Times*, 18. Juli 1944, Bericht aus Puerto Mexico.

#### 4. Kapitel

- 1 O'Shaughnessy, *Intimate Pages*, 252.
- 2 Gerard, *Face to Face*; s.a. Becker. Nachdem Amerika in den Krieg eingetreten war, hat Viscount Ishii dem Aussenminister Lansing gesagt, «die deutsche Regierung hat auf verschiedenen We-

- gen dreimal versucht, Japan zur Abkehr von den Alliierten zu überreden . . .», U.S. Lansing Papers, II, 435.
- 3 Porträt in O'Shaughnessy, *Diplomatie Days*, 74. Charakter und äussere Erscheinung, O'Shaughnessy, *Intimate Pages*, 249-253. Sein Ausspruch über Edith Cavell siehe Reinsch. Angaben über seine Laufbahn, *New York Times*, 20. Juli 1917 (als er als möglicher Nachfolger von Zimmermann im Gespräch war) und *New York Times*, 12. Juli 1918 (als er zum Aussenminister ernannt wurde). Siehe auch Diez, 111.
  - 4 *New York Times*, 12. Juli 1918.
  - 5 *New York Times*, 30. April 1914.
  - 6 *China Press*, Schanghai, zitierte *New York Times*, 27. Februar 1915. Siehe auch O'Shaughnessy und Reinsch.
  - 7 *China Press*, zitierter Artikel.
  - 8 Bernstorff an Bryan, 7. und 31. Oktober 1914, Archives 701.6293 /3 und /4. Lansing an Chinda und an Spring-Rice, 3. November 1914, ebenda.
  - 9 Chinda an Lansing, 9. November 1914, und Bryan an Bernstorff, 6. November 1914, ebenda, 701.6293/5.
  - 10 R.B. Schwerin von der Pacific Mail Steamship Co. an Bryan, 13. November 1914, und Bryan an Schwerin, 14. November 1914, ebenda 701.6293/6 und /5a.
  - 11 Gerard, *Meine vier Jahre*.
  - 12 U.S. Lansing Papers, I, 76.
  - 13 Ebenda.
  - 14 Senat, Propaganda; Zeugnis von Captain Lester.
  - 15 Jones und Hollister, 52.
  - 16 *New York American*, 25. April 1915.
  - 17 Scott, Hugh L., 512, Senat, Mexican Affairs, Aussage von George Carothers, dem Villa von diesem Besuch erzählt hat.
  - 18 *Londoner Times*, 2. März 1917.
  - 19 Brigadegeneral Henry J. Reilly, zitiert in Tompkins, XXXV. Kapitel.
  - 20 Konsul Sammons in Schanghai an Botschafter

- Reinsch in Peking, 18.-20. Januar 1915 unter Beifügung von Artikeln aus *North China Daily News* vom 18. Januar und von *China Press* vom 20. Januar. Archives, 701.6293/7 und /8.
- 21 King-Hall, Stephen, *Western Civilisation in the Far East*, London 1924, 160.
- 22 Die Verbündeten verstanden die Motive Japans sehr gut. Sir Edward Grey sagte in einem vertraulichen Gespräch: «Grossbritannien hofft, den Preis, den Japan nach Kriegsschluss von uns fordern wird, möglichst niedrig zu halten.» Tagebuch von Chandler P. Anderson, 9. Januar 1915.
- 23 *Hintzes Bemühungen um Japan*: Becker.
- 24 Archives, 894.20212, bis zum April 1915. *New York Times*, 14.-22. April 1915.
- 25 *New York Times*, 20. April 1915.
- 26 Die Berliner Zeitung *Post* vom 21. April zitiert von der *New York Times* am 22. April 1915.
- 27 Tagebuch von Chandler P. Anderson, 18. Juni 1915. Er sei angeblich Neurastheniker usw.: Zwar war Sir Cecil in den ersten Jahren seiner Tätigkeit in Washington ein gern gesehener Gast von Theodore Roosevelt, aber die Haltung Wilsons gegenüber den Alliierten brachte ihn so sehr auf, dass sein Gesundheitszustand darunter litt und seine Beziehungen zur Regierung Wilson sich verschlechterten. Im Register des Buches *Intimate Papers* von House werden neun Seiten angegeben, auf denen von «seiner Nervosität» die Rede ist. Wilson bezeichnete ihn als einen «stark erregbaren Invaliden», Link, 199, Fn. 8.
- 28 Tagebuch, 24. Juni 1915, House Papers, Yale.
- 29 Denkschrift vom 11. Juli 1915, Lansing Papers, Library of Congress. Diese Befürchtung dauerte bis zum Sturz des Zaren an. Wenige Wochen zuvor schrieb ein anderes Mitglied des Kabinetts Wilson, Innenminister Lane, am 9. Februar 1917 von der

«Wahrscheinlichkeit eines deutsch – russisch – japanischen Bündnisses als einer natürlichen Entwicklung am Ende des Krieges». Lane, 234.

- 30 Daniels, *Wilson Era*, I, 441.
- 31 Becker analysiert sehr gründlich die Strategie und die deutschen Bemühungen, ihn zustande zu bringen. Zeitweilig fürchtete man, ein solches Bündnis sei schon abgeschlossen worden. Polk an House, 19. Oktober 1916; Polk Papers, Yale.
- 32 Dieses Interview wurde im April 1917 dem Korrespondenten der Zeitung *Kokumin Shimbun* in Yokohama gegeben, als Hintze sich auf der Heimreise befand, nachdem China sich den Alliierten angeschlossen hatte; zitiert in *New York Times*, 28. April 1917. Die Tatsache, dass die Japaner die Auffassungen des feindlichen Botschafters zu ergründen suchten und veröffentlichten, ist ein Anzeichen für ihren Wunsch, die Befürchtungen der Alliierten, Japan könnte sich auf die andere Seite schlagen, lebendig zu erhalten.
- 33 Gerard an Lansing, 7. Dezember 1915, U.S. Lansing Papers.
- 34 Becker, 83 f f.
- 35 Senat, Propaganda.

## 5. Kapitel

- 1 Archives 812.0001 H.27/6.
- 2 *Current History*, April 1917. Siehe auch Jones und Hollister.
- 3 Deutsches Kriegsministerium an Kapitän Boy-Ed, 4. April 1915, Mixed Claims Commission, Ex. 320. In einem am 3. Januar 1940 der *New York Times* gegebenen Interview sagte Rintelen, er habe diese Reise auf den Befehl der Generäle von Falkenhayn und Michaelis unternommen.
- 4 Die Dienstlaufbahn Rintelens ist dokumentiert durch Zeitungsartikel über das erste gegen ihn eröffnete Gerichtsverfahren im

April 1917 und zur Zeit seiner Entlassung im November 1920; siehe besonders die *New York World* vom 2. Mai 1917 und vom 13. und 14. Dezember 1920; siehe auch Jones und Hollister, Papen und Rintelen.

- 5 *New York World*, 2. Mai 1917.
- 6 Zitiert von Strode, 263.
- 7 Wilson, 2. Juni 1915; Baker, III, 333.
- 8 Bericht des Auswärtigen Ausschusses des Repräsentantenhauses, *Congressional Record*, 55, Nr. 4, 192-193; Siehe auch Senat, *Mexican Affairs*; siehe auch Ackerman und Martin, P.A.
- 9 Papen an General von Falkenhayn, 9. April 1915, *Mixed Claims Commission*, Ex. 192.
- 10 Papen, *Memoiren*.
- 11 Wilson an Lansing, 5. Dezember 1915; U.S. Lansing Papers, I, 90.
- 12 *Charakterbeschreibung von Bernstorff*: Bernstorff, Bernhard, Harris; *Current Opinion*, Juli 1915; wird auch in den zeitgenössischen *Memoiren* von House, Lansing und anderen erwähnt.
- 13 *Current Literature*, Februar 1909.
- 14 *German Documents*, I, 255.
- 15 Jones und Hollister.
- 16 *Current History*, Mai 1917. Rintelen selbst hat einen ausführlichen Bericht über dieses Treffen verfasst, in dem er sagt, er sei Huerta zunächst als «völlig Fremder» begegnet, aber es sei ihm schon im nächsten Augenblick gelungen, sich mit ihm zu einigen, um festzulegen, wie Deutschland Huertas Gegenrevolution in Mexiko finanzieren sollte. Rintelen beschreibt die unglaublichen Abenteuer, die er mit einer Leichtigkeit und einem Schwung bestanden haben will, die an den Baron Münchhausen erinnern.
- 17 Steed, II, 43.
- 18 Über die Rolle von Rathorn siehe Peterson; ebenso Paxon, I,

- 263; s.a. Rathoms Artikel in *World's Work*, Dezember 1917 und Februar 1918.
- 19 *New York Times*, 9., 11., 13. April 1915.
- 20 *Rintelens Pseudonyme und Sabotagetätigkeit: New York Times*, 23. Oktober 1915; 1. Oktober 1916; 3. Januar 1940; s.a. Jones und Hollister.
- 21 McAdoo, Flynn, Senat, Propaganda.
- 22 Flynn.
- 23 Senat, Propaganda; Aussagen des Agenten Bielaski und von Gaston B. Miens. Während dieser Aussagen schaltete sich Senator Overman ein und sagte: «Was die Regierung auch im Hinblick auf das Abhören von Telefonleitungen getan haben mag, wir wollen nichts davon wissen.»
- 24 Tagebuch von Chandler P. Anderson, 10. Juli 1915. Er schreibt, Botschafter Spring-Rice habe ihm gesagt, alle Informationen wiesen auf «einen Mann namens Hansen» hin als den Kopf der «deutschen geheimen Vereinigung». Anderson hält das für sehr interessant, da eine Miss Seward ihm gerade erzählt hat, sie habe in Hansen ihren alten Bekannten Rintelen wiedererkannt. Zwei Tage später, am 12. Juli, schreibt Anderson, das sei durch den Bericht eines Agenten des Justizministeriums bestätigt worden.
- 25 Bernstorff an das Kriegsministerium, 10. Dezember 1915. Mixed Claims Commission, Ex. 320.
- 26 *New York Times*, 14. August, 23. und 24. November, 5. und 8. Dezember 1915.
- 27 *Providence Journal*, 4. August 1915.
- 28 Ebenda.
- 29 *New York Times*, 26. Juni 1915.
- 30 Archives 812.001 H87. Das ist ein besonderes Aktenstück über Huerta, das alle Huerta betreffenden Dokumente von der Zeit seines Eintreffens in New York bis zu seinem Tode enthält. Über die Ereignisse bei seiner Festnahme und während seiner Haft siehe auch Lansings Terminkalender vom 28. Juni bis ein-

- schliesslich Juli 1915. 31 Archives 812.001 H87.
- 32 Offiziere der amerikanischen Armee laden Huerta zum Essen ein; amerikanischer Staatsanwalt in El Paso an den Justizminister Gregory, 29. Juni 1915; *Wilson Papers*, Serie 2, Library of Congress.
  - 33 *New York Times*, 6. Juli 1915.
  - 34 Ebenda.
  - 35 Archives 812.001 H87.
  - 36 Ebenda.
  - 37 Ebenda.
  - 38 Ebenda.
  - 39 James, 101.
  - 40 James, 101; siehe Rintelen.
  - 41 *New York Times*, 25., 27. und 28. November 1920; 14. Oktober 1939; 3. Januar und 24. Mai 1940; 6. November 1945; 30. Mai 1949. S.a. *Forum*, Februar 1919; James, 102.
  - 42 McAdoo; s.a. *Saturday Evening Post*, 22. Juni und 17. August 1929.
  - 43 Tagebuch von Chandler P. Anderson, 21. August 1915.
  - 44 Grossbritannien, Foreign Office, Command 8012; s.a. James, 97-98; Grattan, Voska.
  - 45 House an Grey, 13. September 1915, Seymour, IP, II, 45.

## 6. Kapitel

- 1 Wilson an Lansing, 2. Juli 1915, Link, 133, Fn. 54.
- 2 O'Shaughnessy, *Intimate Pages*, 331.
- 3 Ebenda.
- 4 Lord Bryce hat einmal gesagt, Bryan wäre «fast unfähig, zu denken». Tänsill, 165.
- 5 9. August 1915, U.S. Lansing Papers, II, 541 ff.
- 6 Tagebuch Lansing, 10. Oktober 1915.

- 8 House an Wilson, 21. November 1915, Seymour, II, 47.
- 9 *Auswertung der Archibald-Papiere*: Strother.
- 10 Bernstorff an den Kriegsminister, 10. Dezember 1915, Mixed Claims Commission, Ex. 320.
- 11 U.S. Lansing Papers, I, 86.
- 12 Ebenda, I, 91.
- 13 *Hubertas Krankheit und Tod: New York Times* im November und Dezember 1915 und im Januar 1916; s.a. O'Shaughnessy, *Intimate Pages*.
- 14 *New York Times*, 12. Januar 1916.
- 15 Ebenda.
- 16 Baker, VI, 74-75.
- 17 *New York Times*, 13. Januar 1916.
- 18 Cline.
- 19 Stevens.
- 20 Bericht des Agenten Carothers, 7. Februar 1916, Archives 812.00/17259.
- 21 Baker, VI, 68.
- 22 Gerard an amerikanisches Aussenministerium, 16. März 1916, Archives 763.72/208.
- 23 Gerard an Lansing, 20. März 1916, U.S. Lansing Papers.
- 24 James Hopper, *Colliers Weekly*, 15. April 1916.
- 25 Archives 862.20212/11.
- 26 Bericht von General Funston, 3. Januar 1917, Archives 862.20212.
- 27 Ebenda.
- 28 Gerard, *Face to Face*.
- 29 Archives 812.20212/8 und /9.
- 30 Funston an amerikanisches Kriegsministerium, 5. Mai 1916, Archives 812.00/10868.
- 31 Senat, Mexican Affairs, 1232 ff; s.a. Bericht des Vizekonsuls in Monterey, 9. Juni 1916, Archives 812.00/18068 und /20165.
- 32 Telegramm vom 18. Juni 1916, Archives 862.20212.
- 33 Konsul Canada, Telegramm vom 19. Juni 1916 und Bericht des



- Sonderagenten Rodgers, 23. Juni 1916, Archives 862.20212/30.
- 34 *New York Times*, Leitartikel vom 23. Juni 1916.
- 35 *Tägliche Rundschau*, zitiert *New York Times*, 12. Juni 1916.
- 36 *Chicago Tribune*, 21. April 1916.
- 37 Bullitt, 32.
- 38 Lansing bezeichnete ihn als «widerspenstig und eitel». Tagebuch, 10. Oktober 1915; s.a. Guzman, Strode, Martin.
- 39 *Zubaran führte Gespräche mit Zimmermann: Ackermann; macht dem amerikanischen Botschafter keinen Antrittsbesuch*: Gerard an Lansing, 18. Juli 1916, U.S. Lansing Papers, I, 690.
- 40 Bericht des Konsuls Canada, 13. Juli 1916, Archives 862.20212/38; s.a. Senat, Mexican Affairs; *World's Work*, «German Efforts in Mexico», Dezember 1917; *New York Times*, 15. März 1917; *New York World*, 2. März 1917; Ackerman; Martin.
- 41 Bericht des Generals Funston, 3. Januar 1917, Archives 862.20212; s.a. Cobb, 11. Januar 1917, ebenda.
- 42 Senat, Mexican Affairs, Aussagen von Charles E. Jones und Lathor Witzke.
- 43 Über dieses Problem ist viel diskutiert worden. Seinerzeit glaubte man, zahlreiche Berichte über die Existenz eines deutschen Geheimsenders in Mexiko seien richtig, sie werden aber durch den Bericht des amerikanischen Militärattachés in Mexico City widerlegt, in dem es heisst: «Es gibt in diesem Lande keine Anlage, die von Deutschland benutzt werden könnte, und es kann auch keine ohne unser Wissen errichtet werden.» Archives 812.74/60.
- 44 Senat, Mexican Affairs, Aussage von Lathor Witzke und Major Barnes.
- 45 Scott, James Brown, IV. Kapitel, «Censorship of Communications»; Hendrick, III, 337.

- 46 Senat, Propaganda, Aussage von Captain Lester vom militärischen Nachrichtendienst des Generalstabs, 1769. Siehe auch German Documents, I, 328, 477 f f; II, 728; s.a. Rathom, «Germany's Plots Exposed».
- 47 James, 132-133.
- 48 James, 132-135.
- 49 *New York Times*, 24. April 1917, Zitat aus dem *Providence Journal*.
- 50 Hendrick, III, 338; James, 132.
- 51 Grew an Lansing, 22. November 1916, U.S. Foreign Relations, 1916, 868.
- 52 James, 135.
- 53 Lansing an Carranza, 27. Oktober 1916, U.S. Lansing Papers, I, 224.
- 54 James, 135.
- 55 Archives 894.20212/102, /104, /105, /119 und /126.
- 56 Parker, amerikanische Botschaft, an amerikanisches Außenministerium, Archives 712.94/7.
- 57 Archives 71294/7-/25.
- 58 Holtzendorff an Hindenburg, 22. Dezember 1916, German Documents, II, 1262.

## 7. Kapitel

- 1 Gerard an House, 4. November 1913, Seymour, IP, I, 186.
- 2 *New York Times*, 22. November 1916.
- 3 Bülow, III, 178.
- 4 Hanssen, 70.
- 5 Die auf militärischer und ziviler Ebene geführte Debatte wird in Hanssen und German Documents vollständig dokumentiert.
- 6 Ludwig, 469.
- 7 Rede vor dem Reichstagsausschuss, 10. Januar 1916, Hanssen, 121.
- 8 Gerard an House, 4. November 1913, Seymour, IP, I, 186.

- 9 Rede im Reichstag, 28. März 1916, Hanssen. Siehe auch Bethmann-Hollwegs Denkschrift vom 29. Februar 1916, German Documents, II, 1140.
- 10 Hanssen, 141.
- 11 Hanssen, 126.
- 12 Reiners.
- 13 Bülow, III, 176-177. In diesem Band findet sich ein gutes Porträt von Jagow.
- 14 Jagow an Bernstorff, 2. September 1919, Bernstorff, *Memoiren*, 165.
- 15 Gerard, *My Four Years*.
- 16 German Documents, I, 442.
- 17 Ackerman; die Hoffnung auf eine deutsch-amerikanische Revolte «war ein Steckenpferd von Zimmermann».
- 18 Gerard an Wilson, 24. Januar 1915, Seymour, IP, I, 355.
- 19 *Ambassador Morgenthau's Story*, New York 1918, 40^405.
- 20 Hanssen, Ackerman.
- 21 Gerard an House, 30. August 1916, Seymour, IP, II, 331.
- 22 Gerard an Lansing, 8. Februar 1916.
- 23 German Documents, I, 442.
- 24 Zimmermann vor dem Reichstagsausschuss, 22. Februar 1917, Hanssen, 173.
- 25 Gerard an House, 6. März 1915, Seymour, IP, I, 392.
- 26 Helfferich im Reichstag, 31. Januar 1917, Hanssen, 165.
- 27 Hanssen, 152.
- 28 Hanssen, 289.
- 29 25. November 1916.
- 30 House an Wilson, 20. und 21. März 1915; siehe auch Swope mit einem Zitat von House, *New York World*, 8. November 1916.
- 31 Gerard an House, 20. Januar 1915, Seymour, IP, I, 347.

- 32 H.B. Swope in *New York World*, 8. und 22. November 1916; Karl von Wiegand in *New York World*, 24. November 1916; *New York Times*, 22. und 24. November 1916.
- 33 Zimmermann im Reichstag, 5. März 1917, Hanssen, 178.
- 34 Ebenda.
- 35 Telegramm vom 8. November 1916, ebenda.
- 36 Ebenda; siehe auch Hazen, dem Zimmermann seine Vorstellungen 1933 in einem Interview erläutert hat.
- 37 Zimmermann im Reichstag, 5. März 1917, Hanssen, 177.
- 38 «*Die Worte Doppelzüngigkeit oder Geheimnistuerei*»: Hirsch.
- 39 Bülow, III, 300.

## 8. Kapitel

- 1 Wilson an House, 3. Dezember 1916, Baker, VI, 391.
- 2 Wilson an House, 13. November 1916, Seymour, IP, II, 390.
- 3 *Bernstorff in der Krise um die Versenkung der ARABIC*: «Ohne seine Geduld, seinen gesunden Menschenverstand und seine unermüdlichen Anstrengungen befänden wir uns jetzt im Kriege mit Deutschland.» House an Gerard, 10. Oktober 1915, Seymour, IP, II, 45.
- 4 German Documents, II, 984.
- 5 German Documents, I, 265-266.
- 6 Falkenhayn an Bethmann-Hollweg, 2. Januar 1916, German Documents, II, 1116. General von Falkenhayn soll erklärt haben, dass die Chancen für einen vollständigen Sieg an der Marine verspielt worden seien; Gooch, 54.
- 7 *Vertragsentwurf*: Hanssen, 107.
- 8 Grew an Phillips, 3. Oktober 1917, Grew Papers.
- 9 German Documents, II, 987. Wilsons Reaktion bei der Rückkehr von Gerard, Baker, VI, 355-363.

- 10 German Documents, II, 986-987.
- 11 Zusammenfassender Bericht von Grew. Nach der Abreise aus Deutschland und dem Abbruch der Beziehungen hat Grew nach seinem Tagebuch und seinen Aufzeichnungen eine Darstellung seiner Erfahrungen an der Berliner Botschaft verfasst (jetzt bei seinen Papieren in Harvard), die wir im Folgenden als «Grew Summary» bezeichnen.
- 12 Wilson «hält Gerard für einen Reaktionär der schlimmsten Sorte und hat nur wenig Vertrauen zu seinen Fähigkeiten – ich glaube, zu wenig.» Tagebuch House, 18. September 1914.
- 13 Grew Summary.
- 14 Baker, VI, 353, 365.
- 15 Grew an Lansing, 7. November 1916, Grew Papers.
- 16 Grew Summary.
- 17 House an Wilson, 20. November 1916, House Papers.
- 18 Ebenda.
- 19 Ein Roy Howard für UP gewährtes Interview, 28. September 1916.
- 20 *Current History*, November 1916, 285.
- 21 *New York Times*, 24. November 1916.
- 22 «Er hatte in seiner Haltung eine geradezu offensiv herablassende Art», Tagebuch Page, 1. April 1917, Hendrick, II, 223.
- 23 Baker, VI, 337.
- 24 Wilson im Gespräch mit House am 30. August 1914, Seymour, IP, I, 293. Dass Wilson schon damals erkannt hatte, welches Unheil ein deutscher Sieg bedeuten würde, wird auch von Botschafter Spring-Rice bestätigt, der Sir Edward Grey am 8. September 1914 berichtete, der Präsident habe in feierlicher Form erklärt, «wenn diese (die deutsche) Sache im gegenwärtigen Ringen Erfolg hätte, würden die Vereinigten Staaten ihre Ideale aufgeben müssen, um ihre ganze Kraft für die Verteidigung einzusetzen, was das Ende des jetzigen Regierungssy-

- stems bedeuten würde». Spring-Rice, II, 223.
- 25 Stumm an Bernstorff, 9. Dezember 1916, German Documents, II, 987.
- 26 Wilson an House, 31. August 1915, House Papers.
- 27 Wilson an Lansing, Baker, VI, 352.
- 28 Seymour, IP, II, 334.
- 29 Tagebuch House, 11. Januar 1917.
- 30 Seymour, IP, I, 327.
- 31 Tagebuch House, 20. September 1916, und House an Wilson, 3. Dezember 1916, Seymour, IP, II, 397. Auch Lansing hielt eine Ablösung von Spring-Rice für wünschenswert, Seymour, IP, II, 397.
- 32 *Die Affäre mit den Badenixen*: Thwaites und Flynn.
- 33 Zedlitz. Von dieser Episode berichtet jede Biographie des Kaisers.
- 34 German Documents, I, 442.
- 35 Rosenberg, Arthur, *Birth of the German Republic*, New York 1931.
- 36 *Ludendorff*: Czernin, 143.
- 37 Tagebuch House, 24. März 1915.
- 38 German Documents, I, 133, 156, 244, 265-266. Das hinter dem deutschen Friedensangebot stehende Motiv wird ausführlich von dem deutschen parlamentarischen Untersuchungsausschuss nach dem Krieg behandelt.
- 39 *Zimmermann hält eine Pressekonferenz ab*: German Documents, I, 407.
- 40 German Documents, I, 420-421, II, 1072; *New York Times*, 16. Dezember 1916.
- 41 Page an House, Seymour, IP, II, 407.
- 42 *Gespräch Bernstorffs mit House*: House an Wilson, 27. Dezember 1916, House Papers.
- 43 House an Wilson, 28. Dezember 1916, House Papers.
- 44 *Die Antwort lautete «ja»*: Ebenda.
- 45 Hendrick, III, 338-342. Lansing, 227. «Darüber hinaus hat mir die amerikanische Regierung erlaubt . . . chiffrierte Telegramme abzuschicken, ohne dass ihr der Inhalt bekanntgegeben

- wurde.» Aussage von Bernstorff, German Documents, I, 478.
- 46 Bernstorff an House, 30. Dezember 1916, 10. und 11. Januar 1917, House Papers.
- 47 House an Wilson, 18. Januar 1917, House Papers.
- 48 Tagebuch House, 18. September 1914, Seymour, IP, I, 325.
- 49 Seymour, IP, I, 271.
- 50 Seymour, IP, I, 253.
- 51 House an Wilson, 23. Februar 1915.
- 52 House an Wilson, 18. Dezember 1914.
- 53 Siehe Edith Bolling Wilson, *My Memoir*, 246. Hier berichtet die Verfasserin, nach dem ersten Gespräch ihres Gatten mit House bei seiner Rückkehr nach Paris habe der Präsident ausgesehen, als sei er zehn Jahre älter geworden, und ihr gesagt: «House hat alles fortgegeben, was ich erreicht habe, bevor wir Paris verliessen. Er hat jeder Seite Zugeständnisse gemacht . . .».
- 54 House an Phillips, 18. Juni 1915, House Papers.
- 55 Grew an Phillips, 10. Oktober 1916, Grew Papers; siehe auch German Documents, II, 989.
- 56 German Documents, I, 329.
- 57 German Documents, I, 479.
- 58 Bernstorff an House, 30. Dezember 1916 und 10. Januar 1917, House Papers.
- 59 House an Wilson, 17. Januar 1917, House Papers.
- 60 Ebenda.
- 61 House an Wilson, 20. Januar 1917, House Papers.
- 62 Tagebuch House, 23. Januar 1917.
- 63 Spencer, 61.
- 64 Wilson im Gespräch mit House, 4. Januar 1917, Seymour, IP, II, 412.

## 9. Kapitel

- 1 Die Auffassungen der militärischen Führung in Deutschland zum U-Boot-Krieg werden vollständig dokumentiert in den

Aussagen und Korrespondenzen der Generäle Hindenburg, Ludendorff und Falkenhayn und der Admiräle Capelle, Holtzendorff und Tirpitz in German Documents. Die Aussagen von Bethmann-Hollweg, die bei I, 340, beginnen, zeigen, dass er gegenteiliger Ansicht war.

- 2 German Documents, I, 525.
- 3 *Besprechung im deutschen Oberkommando*: German Documents, II, 1317-1319.
- 4 Kurenberg, 313.
- 5 Aus den Aufzeichnungen Valentinis, Ybarra, 144.
- 6 *Konferenz am 9. Januar*: Die Zitate stammen aus German Documents: Holtzendorff, II, 1219-1220, 1270; Denkschrift der Admiralität, 1219-1277; Äusserungen von Albert, Haniel, Papen und anderen, I, 148, II, 868-876, 1183-1199, 1307; Schlussbemerkungen von Bethmann-Hollweg, Holtzendorff und Hindenburg, II, 1320-1321. Siehe auch Ludendorffs Memoiren, I, 380.
- 7 Aus den Notizen Valentinis, Ybarra, 145.
- 8 German Documents II, 1210.
- 9 Reischach, 283.
- 10 Gooch, 17; Ybarra, 145.
- 11 German Documents, I, 150.
- 12 Hanssen 173.
- 13 Hanssen 168.
- 14 Hanssen, 178; s.a. Hazen.
- 15 Czernin, 133-138.
- 16 German Documents, II, 1013.
- 17 Gerard, *My Four Years*, 361-368.
- 18 Ebenda und Grew Summary.
- 19 Grew Summary.
- 20 Ebenda.
- 21 German Documents, II, 1337, Fn. 1.
- 22 Nicholas Everitt, *British Secret Service During the War*, London 1920.
- 23 German Documents, II, 1337; der Wortlaut findet sich auch bei



- Hendrick, James, Lansing und Sims; der deutsche Text bei  
Hendrick, 111, 345.
- 24 Denkschrift vom 28. Januar 1917, Lansing, 208.
- 25 Ewing.
- 26 German Documents, I, 283.
- 27 Ebenda.
- 28 German Documents, I, 269.
- 29 Ebenda, II, 1019.
- 30 German Documents, II, 1108, 1112.
- 31 Ebenda, 876, 1113.
- 32 Ebenda, 1047.
- 33 Maximilian von Baden.
- 34 *Besprechung in Pless am 29. Januar*: German Documents, II, 876;  
Ludendorff, I, 379-381.
- 35 Lansing, 213.
- 36 Lansing, 209-212.
- 37 *New York Times*, 4. Februar 1917.
- 38 *New York Times*, 3. Mai 1917, Bericht aus Kopenhagen, der an  
das Interview von Zimmermann im vergangenen Februar an-  
knüpft.
- 39 Hanssen, 168.
- 40 *Brooklyn Eagle* zitiert von Bailey, 641.
- 41 Lansing, 215.
- 42 Tagebuch House, 1. Februar 1917.
- 43 *New York Times*, 2. Februar 1917.
- 44 Houston, I, 230.
- 45 Houston, I, 229.
- 46 Baker, VI, 458.
- 47 Hendrick, II, 215.
- 48 Gerard, *My Four Years*, 377.
- 49 *Äusserungen Zimmermanns gegenüber der Presse*: German Docu-  
ments, I, 409; *seine harten Worte und Erregung*: Gerard, *My Four  
Years*, 377.
- 50 Grew Summary.
- 51 *Telegramm vom 5. Februar*: Text in German Documents, II, 1338;  
ebenso bei Hendrick, James, Sims.

- 52 *Laredo am 5. Februar*: Archives 262.20212/56; *Bericht aus El Paso*: ebenda, /58 und /59; *Bericht aus San Salvador*: ebenda, 179.
- 53 Ebenda, /61.
- 54 *Tagebuch Page*: 1. April 1917, Hendrick, II, 223.

## 10. Kapitel

- 1 *Die Finanzlage Grossbritanniens*: Lloyd George schreibt im November 1916: «Wir verbrauchen rasch die in Amerika börsenfähigen Sicherheiten . . . Das Finanzproblem ist das Problem des Sieges.» Lloyd George, II, 340.
- 2 Diese und die in diesem Kapitel folgende Darstellung der Behandlung des Telegramms gründen sich auf Hendrick, III, Kapitel XII, und James, Kapitel IX.
- 3 *Halls Überlegungen*: Dass Hall etwas mit dem Zimmermann-Telegramm zu tun hatte, wurde erst nach der Veröffentlichung des von Hendrick verfassten Kapitels «The Zimmermann Telegramm» aus seinem Buch *Life and Letters of Walter Hines Page in World's Work* im November 1925 bekannt. Hall wurde sofort von Journalisten bestürmt und erklärte sich schliesslich bereit, der *Daily Mail* ein kurzes Interview zu geben (das im April 1926 in *World's Work* abgedruckt wurde), in dem er sagte: «Wenn ich den wirklichen Wortlaut des Telegramms preisgegeben hätte, dann hätten die Deutschen sofort Verdacht geschöpft.» Er sagte, der grösste Fehler der Deutschen sei es gewesen, «dass sie uns auf dem Gebiet des Nachrichtendienstes nichts zugetraut haben». Er fügte hinzu, «natürlich war es unsere Absicht, den Deutschen keinen Anlass zu geben, unserem Nachrichtendienst etwas zuzutrauen . . . Ich bin überzeugt, im umgekehrten Fall wären die Briten niemals so töricht gewesen, nicht zu vermuten, dass die Funksprüche entziffert würden». Siehe auch James, 138.
- 4 Die Episode mit dem englischen Drucker ist James, 134-135, entnommen.

- 5 Mac Adam.
- 6 Martin.
- 7 Die Karikatur erschien in der *Chicago Tribune*; sie wurde am 3. März 1917 in *Literary Digest* abgedruckt.
- 8 Am 23. Februar 1917 unterrichtete Lansing die amerikanische Botschaft in Mexiko davon, dass Richard Kunkel, der stellvertretende Bürochef der deutschen Botschaft in Washington, am 31. Januar plötzlich nach Mexico City abgereist sei, und dass er glaube, Kunkel sei verantwortlich für die Embargo-Vorschläge Carranzas. Archives 862.20212/76a. Siehe auch *Current Opinion*, April 1917.
- 9 Spring-Rice an Balfour, 16. Februar 1917, Gwynn.
- 10 Dugdale, II, 137.
- 11 Über dieses Treffen berichtete Spring-Rice dem amerikanischen Aussenministerium, Archives 894.20212/120.
- 12 James, 141.
- 13 Die folgenden Abschnitte gründen sich auf das Studium der Briefe von Page und ein Tagebuch in den Papieren von Page in Harvard sowie die bei Hendrick abgedruckten Dokumente.
- 14 Gooch, 198.
- 15 B. Wilson, 456.
- 16 Wilson an House, 23. Juli 1916, House Papers, und 21. August 1916, Baker, V, 371.
- 17 Hendrick, II, 188.
- 18 Tagebuch House, 4. Januar, 22. Februar und 5. März 1917; siehe auch Wilson an Dodge, 6. Februar 1917, Wilson Papers, Library of Congress.
- 19 Briefwechsel Roosevelt-Lodge, II, 495.
- 20 An Senator Johnson, 17. Februar 1917, Morison, VIII, 1154.
- 21 An Lodge, 20. Februar 1917, Morison, VIII, 1156.
- 22 Ebenda.
- 23 An George E. Miller, undatiert, Hagedorn, 65.
- 24 *Elihu Root*: Jessup.

- 25 Lansing, 236.
- 26 Spring-Rice an Balfour, 23. Februar 1917, Gwynn.
- 27 Hendrick, II, 403.
- 28 Lady Constance Battersea, *Reminiscences*, London 1922.
- 29 Churchill, *Great Contemporaries*, 206.
- 30 Zitiert von Malcolm, Ian, *Lord Balfour*, London 1930.
- 31 Erklärung über die Freiheit der Meere vor der amerikanischen Presse, Mai 1916, abgedruckt in *Essays, Speculative and Political*.
- 32 Note vom 13. Januar 1917, abgedruckt ebenda.
- 33 Dugdale, II, 138.
- 34 Hendrick, III, 332.
- 35 U.S. Foreign Relations, 1917, Supplement 1,149; siehe auch Hendrick, III, 333.
- 36 24. Februar 1917.

## 11. Kapitel

- 1 Der ganze Inhalt dieses Kapitels über die Behandlung und Veröffentlichung des Telegramms durch Wilson, Lansing und Polk ist, soweit nicht andere Quellen angegeben sind, aus der Denkschrift von Lansing vom 4. März 1917 entnommen, die in seinem Buch *War Memoirs*, 226-232, abgedruckt ist. Die Zeit des Eintreffens des Telegramms bei Page – 8,30 Uhr abends – ist auf der Kopie des amerikanischen Aussenministeriums angegeben, Hendrick, III, 332.
- 2 «Alle üblen Vorhaben und Machenschaften»: *New York Times*, 25. Februar 1917.
- 3 Elihu Root; Jessup.
- 4 Daniels, *Wilson Era*, 594.
- 5 *Fraktionssitzung der Republikaner*: Dieser und der folgende Abschnitt stützen sich auf La Follette, I, 608, und Zeitungsberichte.
- 6 Franklin K. Lane an George Lane, 25. Februar 1917, Lane, 240.

- 7 Lansing. Er hat ausgesagt, die Gesellschaft sei «durchaus nicht bereit gewesen, es preiszugeben», schliesslich habe man den Text des Telegramms aber doch unter «Anwendung erheblichen Drucks» erfahren können.
- 8 Wilson an House, 26. Februar 1917, House Papers.
- 9 Polk Papers.
- 10 Hendrick, III, 350.
- 11 *New York Times*, 27. Februar 1917.
- 12 Lansing.
- 13 Page an House, Oktober 1914, Seymour, IP, I, 305.
- 14 Lansing an Page, 27. Februar 1917, Archives 862.20212/69.
- 15 *Fletchers Antwort*: Archives 862.20212/70.
- 16 Hendrick, III, 351.
- 17 *New York Times*, 5. März 1917.
- 18 *New York Times*, 28. Februar 1917. Lansing schreibt in seiner Denkschrift vom 4. März, er habe «pro-deutsche Neigungen».
- 19 *Senator Hitchcocks Reaktion*: Lansing.
- 20 *New York Times*, 2. März 1917.
- 21 Lodge an Roosevelt, 2. März 1917.
- 22 *Senatsdebatte*: Congressional Record, 54, 4569-4605.
- 23 Archives, 862.20212/82A. Der von Polk mit Bleistift geschriebene Entwurf befindet sich in den Polk Papers, Drawer 73, abgelegt unter Britain, Embassy, January – June 1917.
- 24 Lodge an Roosevelt, 2. März 1917.
- 25 Senat, Propaganda.
- 26 Lansing 231.
- 27 Anwesenheitsliste des Clubs, *Bericht von Gaunt*: James, 148-149.
- 28 *Das Kabinett ist besorgt*: Lansing.
- 29 Archives 862.20212/81 und /81 1/2.
- 30 Archives 862.20212/77.
- 31 *New York Times*, 2. März 1917.
- 32 *Dementi des japanischen Geschäftsträgers*: *New York Sun* vom

2. März 1917; *Eckhardts Dementi*: ebenda.
- 33 *Dictionary of American Biography*; siehe auch *Saturday Evening Post*, 22. Juni 1929; Siehe auch Senat, Propaganda, Aussage Bielaski, in der die Kopie eines Telegramms von Bernstorff an das deutsche Auswärtige Amt zitiert wird, die das amerikanische Aussenministerium zur Verfügung gestellt hat. In diesem Telegramm sagt Bernstorff: «Wie Eure Exzellenz wissen, ist Hale seit Kriegsbeginn als Geheimagent der Botschaft tätig gewesen und als solcher durch einen Vertrag bis zum 23. Juni 1918 gebunden.» Ausserdem hatte Hale noch einen bezahlten Posten beim deutschen Propagandachef in den Vereinigten Staaten, Dernburg.
- 34 Viereck, *Strangest Friendship*, 190.
- 35 Ebenda; siehe auch *New York Evening Post*, 3. März 1917.

## 12. Kapitel

- 1 Der Washingtoner Korrespondent der Londoner *Times* schrieb, die Mexiko betreffenden Enthüllungen hätten die Öffentlichkeit mehr erregt «als irgendetwas anderes seit Kriegsausbruch». Er sagte, es wäre «ein Dutzend *Laconia-Zwischenfälle* wert», der Westen sei von der U-Bootfrage niemals berührt worden, aber das mexikanische Komplott und die Beteiligung des Grafen Bernstorff daran «haben sie und jedermann bis ins Mark getroffen». *Times*, 3. März 1917.
- 2 Dieser und alle folgenden Zeitungskommentare stammen, wenn nicht andere Quellen angegeben sind, aus der Zusammenfassung von Pressestimmen zum Telegramm in *Literary Digest*, 10. und 17. März 1917.
- 3 Zur deutsch-amerikanischen Freundschaft, 190.
- 4 Die Haltung dieser und anderer deutscher Zeitungen wird am 2. März 1917 von der New Yorker *Sun* dargelegt.
- 5 2. März 1917.
- 6 *Theodore Roosevelt erinnert an Lexington und Bunker*. Hill: Rede

- vor dem Union League Club am 18. März 1917. «*Ich werde ihm bei lebendigem Leibe die Haut abziehen*»: Brief an Lodge, 13. März 1917, Roosevelt – Lodge Briefwechsel, II, 503.
- 7 Spring-Rice an Balfour, 1. März 1917, Gwynn. Nach Veröffentlichung des Telegramms brachten die Zeitungen zahlreiche Berichte über jüngste deutsche Intrigen in Lateinamerika. *Guatemala*: *New York Times*, 2. April; *Herr Lehmann und Mittelamerika*: *New York Times*, 24. April; *El Democrata*: *New York Times*, 27. April; *Monterey*: *New York Times*, 18. April; *U-Boot-Basen*: *New York Times*, 17. Mai, und *während des ganzen Jahres 1917*: *Junta in Cordoba*; Archives 862.20212/114.
  - 8 «*Meine Männer sind einem grösseren gemeinsamen Unternehmen auf der Spur*»: Ebenda, /103; *geheime Sitzungen*: Konsul Canada aus Veracruz, 7. März, Archives 812.00/2066.
  - 9 *Fletcher bei Carranza*: Archives 862.20212/89.
  - 10 *Zimmermann bombardiert Eckhardt mit Telegrammen*: Alle in diesem Kapitel zitierten Telegramme finden sich bei Hendrick, III, 349-360.
  - 11 Hendrick, III, 356. Page, dem die Telegramme vorgelegt wurden, sobald man sie dechiffriert hatte, war «entzückt», ebenda.
  - 12 Die Einzelheiten über Bernstorffs Abreise, die Durchsichtung der *Frederick VIII.*, Bernstorffs Eintreffen in Norwegen und drei Tage später in Berlin sind den Berichten in der *New York Times* vom 9. Februar bis zum 15. März 1917 entnommen. Siehe auch Bernstorff, *My Three Years in America*.
  - 13 James, 151.
  - 14 German Documents, I, 311.
  - 15 *Londoner Times*, 12. März 1917; *Current History*, April 1917.
  - 16 *Londoner Times*, zitierter Artikel.
  - 17 *New York Times*, 31. März 1917; *Current History*, April und Mai 1917.

- 18 «Obwohl ich kein grosses Vertrauen zum Kongress habe, dürfen wir hier viel sicherer sein als neun Monate allein mit Wilson.» Lodge an Roosevelt, 27. Februar 1917.
- 19 U.S. Foreign Relations, 1917, Supplement 2, I, 516-518.
- 20 Lansing, 236; Seymour, IP, II, 461.
- 21 Siehe Cobb of «*The World*», Hrsg. John Heaton, New York 1924, 269.
- 22 Mowat, 86.
- 23 *Tagebuch Page*: Page hat sich diese Frage im April gestellt, nachdem die Vereinigten Staaten in den Krieg eingetreten waren, er hat aber diesen Eintrag auf den vorangegangenen 16. Januar datiert, den Tag, an dem er eine Kopie der Rede des Präsidenten zu dem Thema «Frieden ohne Sieg» erhalten hatte.
- 24 Zitiert in *Current Biography*, 1940, Aufsatz mit dem Titel «Baker».
- 25 Baker, VI, 474.
- 26 F.E. Smith, Earl of Birkenhead, *Last Essays*, London 1930.
- 27 Lansing, 232.
- 28 In *Great Contemporaries*, 151.



## Personenregister

- Aguilar, mexikanischer Aussenminister 253, 254, 267
- Albert, Heinrich, deutscher Handelsattaché 107, 109, 118, 127, 129, 133, 207
- Anderson, Chandler, P., Berater im amerik. Aussenministerium 97
- Archibald, John. J. 129, 133
- Bachmetjew, Graf, russ. Botschafter 186, 187
- Baker, Newton, amerik. Kriegsminister 145
- Baker, Ray Stannard 290
- Balfour, Arthur James, engl. Minister 41, 42, 53, 230, 234, 235, 240, 241, 242, 243, 253
- Bell, Edward, 239, 240, 266, 295
- Bernstorff, Johann von, Graf, deutscher Botschafter in Amerika 19, 41, 81, 83, 107, 108, 116, 124, 127, 128, 136, 154, 165-67, 174, 176, 177, 181, 186, 191-94, 197, 199, 201, 202, 212, 215-20, 223, 224, 230, 232, 239, 240, 244, 245, 250, 252, 253, 267, 276, 278, 280-83, 295
- Bethmann-Hollweg, Theobald von, Reichskanzler 151, 155, 162-66, 169, 179-81, 186, 198, 205, 206, 209, 211, 213, 218, 219, 281, 283
- Birkenhead, Lord, Kanzler in England 290
- Bismarck, Prinz Otto von 46, 48, 165
- Bitterfeld, Major Herwarth von, deutscher Militärattaché in Washington 59, 62, 147, 148
- Boy-Ed, Carl, deutscher Marineattaché 106, 109, 111, 118, 119, 120, 127, 129, 130, 134, 135, 136, 166, 278
- Briand, Aristide 181
- Bryan, William Jennings 65, 75, 78, 79, 81, 83, 90, 97, 120, 132, 133, 270
- Bryce, Lord 69
- Bülow, Prinz Bernhard von 54, 160, 165, 175
- Burchard, Pablo, deutscher Konsul in Mexiko 144, 145
- Burke, Frank, amerik. Geheimdienstagent 127, 128
- Burleson, amerik. Kabinettsmitglied 254
- Butler, Nicholas Murray 265
- Canada, William, amerik. Konsul in Veracruz 79, 81, 145, 275
- Capelle, Admiral von 203
- Carden, Sir Lionel, brit. Botschafter in Mexiko 70, 74
- Carlton, Newcomb, Präsident der amerik. Telegrafengesellschaft Western Union 250
- Carpio, mexikanischer Major 157
- Carranza, Venustiano, mexikanischer General 67, 68, 71, 84, 93, 101, 104,

- 114, 119, 132-34, 139, 140, 141, 143, 145, 150, 155, 156, 173, 174, 225, 226, 231-34, 251, 253, 254, 256, 262, 274, 275, 276, 284, 285
- Castle, Irene, amerik. Schauspielerin 99
- Choate, Joseph H., amerik. Botschafter in England 49, 265
- Churchill, Sir Winston 43, 242, 292
- Cobb, Frank, Herausgeber der New Yorker Zeitung World 286
- Cobb, Agent 121-123, 124, 142, 143, 266, 275
- Cowdray, Lord 70, 74 Cronholm, Folke, schwed. Geschäftsträger, Mitglied des diplom. Korps in Mexiko City 152, 153, 154, 230
- Daniels, Josephus, amerik. Marineminister 65, 71, 74, 78, 79, 82, 97, 286
- Diaz, Felix, General (Mexiko) 101, 119, 135
- Diaz, Porfirio, mexikanischer Präsident 58, 60, 61, 62, 63, 64, 84, 104
- Dodge, Cleveland H. 237
- Dumba, Graf, österreichischer Botschafter 129
- Eckhardt, von, kaiserlich-deutscher Gesandter in Mexiko 20, 145, 149, 150, 152-56, 170, 173, 174, 213, 215, 217, 224, 226, 232, 240, 244, 250, 251, 254, 261, 262, 267, 274, 276-78, 281-85, 295
- Ewing, Alfred, schott. Mitglied Des «Zimmer 40» 27, 30, 31, 34, 35
- Fall, Senator Albert 104, 261
- Fletcher, Admiral Frank F. 79, 80, 82
- Fletcher, Henry P., amerik. Botschafter in Mexiko 251, 253, 275
- Flynn, William J., Chef des amerik. Geheimdienstes 116, 128
- Funston, General, amerik. Befehlshaber an der mexikanischen Grenze 144
- Gasche, Emil V., Deckname des Kapitän Franz v. Rintelen 114, 124, 125
- Gaunt, Guy, brit. Marineattaché 111, 113, 116, 127, 151, 224, 265, 266
- Gerard, James W., amerik. Botschafter in Deutschland 90, 98, 142, 143, 151, 159, 166-68, 171, 179, 180, 189, 195, 211, 212, 213, 224
- Gibbons, Deckname des Kapitän Franz v. Rintelen 115
- Goltz, Horst von der, deutscher Agent 58, 61, 62
- Grew, Joseph C., amtierender Geschäftsträger der amerik. Botschaft in Berlin 180, 182, 189, 197, 213, 224
- Grey, Sir Edward, brit. Aussenminister 73, 74, 195, 196, 236, 241
- Grey, Nigel de, Mitglied des «Zimmer 40» 15, 16, 17, 18, 19, 21, 266
- Gruich, Madam, Gattin eines serbischen Diplomaten 111

- Guerrero, mexikanischer Oberst 144
- Haig, General Douglas 182
- Hale, William Bayard, amerik.  
Journalist 55, 56, 72, 268
- Hall, Sir William Reginald,  
Admiral, Chef d. britischen Nach-  
richtendienstes der Flotte 21-24, 26,  
32-34, 40-44, 97, 111, 118, 125, 126,  
129, 130, 151, 152, 154, 155, 223,  
228-30, 234, 235, 239-41, 244, 257,  
265, 276, 280, 282, 295
- Haniel, Geheimrat 207
- Hansen, Frederick, Deckname des  
Kapitän Franz v. Rintelen 115, 117
- Hardinge, Lord, brit. Unterstaatsse-  
kretär im Auswärtigen Amt 229,  
234
- Hay, John, amerik. Aussenminister 48,  
50
- Hearst, William Randolph 265
- Held, Edgar, Geschäftsmann aus El  
Paso 140
- Helfferrich, Karl, Staatssekretär 205,  
209, 212, 213, 218
- Hess, Louis, Geschäftsmann aus El  
Paso 140
- Heynen, Carl, Assistent von H. Albert  
118
- Hindenburg, Paul von, General 161,  
203, 204, 205, 206, 219
- Hintze, Admiral Paul von, deutscher  
Gesandter in Mexiko 74, 85, 87, 88,  
89, 90, 93, 98, 150, 173, 210
- Hitchcock, Senator Gilbert M., 255
- Holmes, Thomas H., amerik. Bergbau-  
ingenieur 138
- Holtzendorff, Admiral von, Chef des  
deutschen Admiralstabs 204, 205,  
206, 208
- Hood, E. M. von der amerik.  
Associated Press 256, 257
- House, Edward, Oberst 97, 116, 131,  
134, 155, 166, 168, 171, 176, 186, 188,  
191, 192, 194, 195, 196, 197, 198, 199,  
200, 221, 237, 250
- Houston, David F., amerik. Landwirt-  
schaftsminister 222
- Huerta, Victoriano, mexikanischer  
General 64, 65, 66, 67, 69-76, 82, 84,  
88, 101, 102, 105, 109, 114, 117, 118,  
119, 120, 121, 122, 123, 124, 130,  
132, 133, 135, 137, 143, 252, 275
- Hülsen-Haesler, Graf Dietrich von  
187
- Jagow, Gottlieb von, deutscher Aus-  
senminister 160, 165, 169, 170, 179,  
181
- Jusserand, Jean Jules, Botschafter von  
Frankreich in Washington 186
- Kinkel, Angehöriger der Botschafter  
in Washington 278
- Kloss, General Maximilian 105, 153
- Knackfuss, Hermann, deutscher Hof-  
maler 45
- La Follette, Senator, Robert M. 248,  
254, 264, 292
- Lamar, David, «Wolf der Wall Street»  
115
- Lansing, Robert, Berater im amerik.  
Aussenministerium 80, 97, 121,

- 122, 133, 136, 139, 142, 145, 156, 180, 186, 192, 193, 198, 199, 201, 202, 220, 221, 239, 246, 247, 250, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 260, 263, 266, 267, 268, 291
- Laughlin, Irwin, brit. erster Botschaftssekretär 223, 240
- Lehmann, deutscher Gesandter in Guatemala 274
- Limantour, José Yves, mexikanischer Finanzminister 58
- Lloyd, George David 181, 182
- Lodge, Henry Cabot, Senator 238, 248, 258, 260-64, 274, 285, 290, 291
- Ludendorff, General Erich von 87, 161, 162, 165, 172, 188, 203, 204, 205, 210, 219
- Lyckner, Baron von, Chef des deutschen Militärkabinetts 205
- Madero, Francisco, Präsident von Mexiko 64, 65, 66, 84, 101, 138, 252
- Magnus 277
- Masaryk, Thomas, späterer Präsident der Tschechoslowakei 110
- Mayo, Admiral Henry T. 75
- McAdoo, amerik. Finanzminister 116, 128, 254
- Mendez, Marion 150
- Montgomery, Reverend William 15, 17, 18, 21, 28
- Morgenthau, Henry, amerik. Botschafter in der Türkei 168
- Müller, Admiral Karl von 205
- Nikolaus II., russischer Zar 45, 47, 48, 51, 53, 286
- Noeggerath, Jacob, Deutschamerikaner, Berater zur deutschen Amerikapolitik 219
- Norris 264, 292
- Northcliffe, Lord, britischer Zeitungsmagnat 182
- Obregon, Alvaro, mexikanischer General 101, 132
- O’Gorman, Senator James A. 259, 264
- Oliver, Admiral H.F., Vorgänger von Admiral Hall 26, 27, 30, 31, 32
- Orozco, mexikanischer General 101, 121, 122, 123
- Page, Walter Hines, amerik. Botschafter in London 73, 74, 130, 183, 223, 227, 235-38, 240-47, 253, 257, 260, 266, 288, 295
- Papen, Franz von, Major 105, 106, 109, 118, 119, 129, 130, 135, 136, 166, 207, 213, 278
- Pershing, General 21, 141, 143, 145, 156, 225, 275
- Phillips, William, stellvertretender Aussenminister 200, 201
- Polk, Frank L., Unterstaatssekretär 222, 246, 247, 250, 252, 253, 260
- Rathom, John R., Herausgeber des amerik. ‚Providence Journal‘ 113
- Reischach, von, deutscher Hofbeamter 208, 209, 210
- Rintelen, Kapitän Franz von 101, 102, 105, 106, 108, 109, 117, 118, 124, 125, 126, 127, 130, 135, 136, 143, 278

- Rodriguez, Maurillio, mexikanischer Oberst 144
- Roosevelt, Theodor 50, 51, 53, 54, 139, 140, 186, 238, 248, 258, 264, 274, 291
- Root, Elihu, ehemaliger Aussenminister Roosevelts 239, 264
- Rosa, Luis de la, mexikanischer Verschwörer 144
- Scheele, Dr., deutscher Chemiker 115
- Schön, Baron Wilhelm von, Presseattaché in Washington 90, 233
- Scott, General Hugh 92
- Shoecroft, londoner Botschaftssekretär 223
- Smith, Senator Ellison 260
- Spring-Rice, Sir Cecil, brit. Botschafter 97, 186, 194
- Stallforth, Frederico, deutscher Bankier in Mexiko 118, 119
- Steed, Wickham, Leiter des aussenpolitischen Ressorts der 'Times' 109, 110
- Stein, Ludwig, Professor, deutscher Orientalist 91
- Stinnes, Hugo, deutscher Industriemagnat 98
- Stone, Senator William J. 255, 264
- Szek, Alexander, Student der Funktechnik 35, 36, 37, 40
- Taft, William Howard, Nachfolger von Roosevelt 59, 60, 62
- Thomas, Senator Charles S. 259
- Tillman, Senator Benjamin R. 260
- Tirpitz, Grossadmiral Alfred von 162
- Tyrell, Sir William, britischer Sonderbotschafter in Washington 73
- Underwood, Senator Oscar W. 261
- Valentini, von, Chef des deutschen Zivilkabinetts 205, 209
- Viereck, George Sylvester, für Deutschland arbeitender amerik. Propagandist 127, 265, 271
- Villa, Pancho, mexikanischer Revolutionsgeneral 92, 101, 104, 132, 133, 134, 137, 138, 139, 140, 141, 145, 156, 266, 275
- Voska, Vorsitzender des Dachverbandes der tschechischen Vereine in Amerika 109, 110, 111, 112, 113, 129, 143
- Wassmuss, Wilhelm, deutscher Vizekonsul in Bushire am pers. Golf 37, 38, 39, 40
- Weber, Max, deutscher Konsul im mexikanischen Juarez 143
- Wickersham, ehemaliger Justizminister 265
- Wilhelm II., deutscher Kaiser 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 62, 63, 69, 83, 89, 160, 161, 162, 165, 169, 179, 183, 189, 190, 204, 205, 206, 207, 208, 218, 219, 239, 282, 283
- Williams, Senator John S. 259 Wilson, Henry Lane, amerik. Botschafter in Mexiko 59, 61, 62, 69, 72

- Wilson, Woodrow, Präsident der Vereinigten Staaten 17, 22, 41, 42, 65, 66, 68-80, 84, 92, 101, 104, 115, 121, 122, 130, 131, 132, 134, 136-41, 145, 146, 149, 156, 158, 166, 167, 168, 169, 171, 174, 176-86, 188-97, 199, 200, 201, 202, 210, 214, 218, 221-29, 233, 235-38, 240-59, 261, 263, 264, 269, 270, 274, 275, 280, 281, 285-91, 294
- «Wolf der Wall Street», David Lamm 115, 135
- Yashiro, Grossadmiral der japanischen Flotte 57
- Zapata, General Emiliano (Mexiko) 101, 104, 131
- Zimmermann, Arthur, Staatssekretär im deutschen Auswärtigen Amt 18, 20, 22, 23, 145, 148, 151, 159, 161-63, 166-75, 181, 189, 193, 194, 198, 210-20, 222, 224, 225, 228, 244, 250-54, 256, 257, 259, 261-64, 267-69, 272-74, 281, 283-85, 295
- „Zimmer 40“ 15, 16, 18, 20, 24, 25, 27, 32, 34, 35, 37, 118, 150, 152-55, 215, 217, 228-30, 232, 235, 239-41, 266, 276, 277, 278
- Zurbaran, Rafael, mexikanischer Gesandter in Berlin 148, 233

# ZEITGESCHICHTE

Als Band mit der Bestellnummer 65 035 erschien:

**Barbara Tuchman**

## AUGUST 1914

August 1914 – mit diesen ersten vier Wochen des damals noch «gross» genannten Krieges begann unser Jahrhundert wirklich.

Wie es zu diesem Wahnsinn kam, was in den Hirnen der Mächtigen und hinter den Kulissen vorging – all das entwirrt Barbara Tuchman minutiös in einer ebenso brillanten wie kritischen Gesamtdarstellung dessen, was wirklich geschah.

*«Nirgendwo sonst ist das Zerbrechen einer scheinbar fest gefügten Welt mit solch umfassender Detailkenntnis beschrieben worden.»*

DIE ZEIT

Die Bücher der amerikanischen Historikerin Barbara Tuchman sind Welterfolge. Neben *August 1914* erschienen in deutscher Übersetzung u.a. *Die Zimmermann-Depesche* und

*Der ferne Spiegel.*

# ZEITGESCHICHTE

Als Band mit der Bestellnummer 65 028 erschien:

**Charles Messenger**

## BLITZKRIEG

«Wir stiessen durch das Niemandsland zum gegnerischen Stacheldraht vor, und als wir für Sekunden langsamer wurden, gab ich Vollgas und brach ohne Aufenthalt durch. Unsere Ketten walzten eine breite Spur, auf der die Infanterie folgte.» Mit diesen Worten beschrieb ein britischer Panzersoldat die Schlacht von Cambrai im November 1917. Sein Einsatz machte Geschichte; denn auf den Schlachtfeldern Frankreichs erlebten jene Waffen ihre Feuer- taufe, die das strategische Denken bis in unsere Tage beherrschen: Panzer und Flugzeuge.

Von den Materialschlachten und Grabenkämpfen des Ersten Weltkriegs über Hitlers Blitzfeldzüge in Polen, Frankreich und Russland bis zum israelisch-arabischen Krieg zeigt der britische Historiker in einer brillanten Analyse, wie eine neue Strategie Geschichte machte.





# ZEITGESCHICHTE

In dieser Taschenbuchreihe erschien unter den Bestellnummern 65021 und 65022:

**Liddell Hart**

## GESCHICHTE DES ZWEITEN WELTKRIEGS

Scharfsinnig, anregend und mit einer unkonventionellen Betrachtungsweise schildert Sir Basil Liddell Hart, einer der bedeutendsten Militärschriftsteller des 20. Jahrhunderts, die Geschichte des Zweiten Weltkriegs.

Band I: Wie der Krieg heraufbeschworen wurde • Der Polenfeldzug • Die Besetzung von Norwegen • Die Luftschlacht um England • Der Krieg auf dem Balkan • Der deutsche Vormarsch auf Moskau • Rommels Eingreifen in Afrika • Japans Eroberungen • Wettlauf nach Tunis • Die Schlacht im Atlantik.

Band II: Afrika • Sizilien – das Eingangstor nach Europa • Die Invasion Italiens • Deutsche Rückschläge in Russland • Der alliierte Vormarsch • Die Befreiung Russlands und Frankreichs • Hitlers Ardennen-Offensive • Von der Weichsel bis zur Oder • Deutschland kapituliert • Der Zusammenbruch Japans.

Vorwort von Prof. Dr. Hans-Adolf Jacobsen. Mit 34 Karten und Personenregister.

# ZEITGESCHICHTE

Als Band mit der Bestellnummer 65 038 erschien:

**J. Costello / T. Hughes**

## ATLANTIKSCHLACHT

«Das einzige, wovon ich im Krieg wirklich Angst gehabt habe, war die U-Boot-Gefahr», bekannte Winston Churchill in seinen Erinnerungen. In der Tat hat England in den ersten Jahren der Atlantikschlacht mehrmals am Rand der Niederlage gestanden. Die Autoren John Costello und Terry Hughes enthüllen, warum die Kriegsmarine trotz aller taktischen Erfolge auf See den Sieg nicht davontragen konnten. Sie beschreiben das Zusammenspiel zwischen Roosevelt und Churchill, die Wirkungen der deutschen Blockade auf Grossbritannien, das gewaltige amerikanische Schiffsbauprogramm und die Reibereien zwischen den Westalliierten.

Als Band mit der Bestellnummer 65 005 erschien:

**John Toland**

## **DAS FINALE**

Die letzten hundert Tage

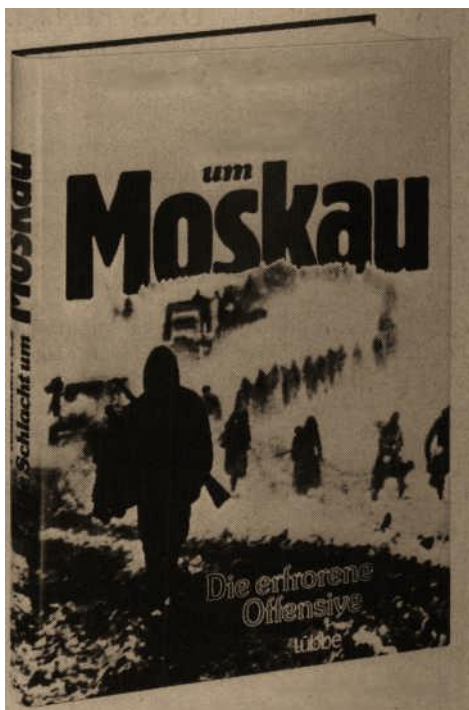
Januar 1945. Der Krieg in seiner letzten, entscheidenden Phase. Die Spitzen der sowjetischen Armeen stehen an der Oder, Briten und Amerikaner schicken sich an, den Rhein zu überschreiten. In der zerbombten Reichskanzlei aber spricht Hitler immer noch vom Endsieg.

Hundert Tage später lag Hitlers «Tausendjähriges Reich» in Scherben, hundert Tage sinnlosen Kampfes für eine längst verlorene Sache forderten weitere Hunderttausende von Toten. Unter den Schlägen massiver Einsätze brach auch der letzte deutsche geschlossene Widerstand zusammen. Im raschen Wechsel der Schauplätze und Ereignisse wird noch einmal die verhängnisvolle Konferenz von Jalta lebendig, Dresdens Flammentod im Inferno der Bombennächte, der erschütternde Zug ohne Wiederkehr aus dem Osten, die siegreiche Schlacht der Sowjets in den rauchenden Trümmerschluchten Berlins.

John Tolands Buch über den Untergang des Dritten Reiches zählt zu den «Klassikern» der Zeitgeschichte.

## Die Schlacht, die den Zweiten Weltkrieg entschied...

Es geschah vor vierzig Jahren: Mit 78 Divisionen tritt die Deutsche Wehrmacht Ende September 1941 zum Sturm auf Moskau an. Nach erfolgreichen Kesselschlachten, die dem Gegner schwere Verluste zufügen, tritt ein neuer Feind auf den Plan, gegen den es keine Panzer und Geschütze gibt: das Wetter. Der «Blitzkrieg» friert ein. In der Nacht zum 7. Dezember wirft Stalin sibirische Elitetruppen in den Kampf. Ihre Gegenoffensive drängt die ungenügend ausgerüsteten Landsr in die Verteidigung. Der «Blitz» schlägt zurück.



Janusz Piekalkiewicz

### Die Schlacht um Moskau

Die erhorrene Offensive, 288 Seiten, 250 s-w-Abb.,  
Karten ausführlicher Anhang, Ln.